JOBY WARRICK

SCHWARZE FLAGGEN

Der Aufstieg des IS und die USA

»PACKEND ERZÄHLT«
The New York Times

THEISS

JOBY WARRICK
SCHWARZE FLAGGEN
Der Aufstieg des IS und die USA
»PACKEND ERZÄHLT«
The New York Times
THEISS

Joby Warrick

Schwarze Flaggen

Der Aufstieg des IS und die USA

Aus dem Amerikanischen
von Cornelius Hartz

THEISS

Impressum

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
http://dnb.dnb.de abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung
durch elektronische Systeme.

Für die englischsprachige Ausgabe:
Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel »Black Flag. The Rise of ISIS« bei Doubleday.
Die Übersetzung erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Doubleday, einem Imprint der Knopf
Doubleday Group/Penguin Random House, LLC
Copyright © 2015 by Doubleday

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Der Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG.
© 2017 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch
die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.
Übersetzung: Cornelius Hartz
Fachlektorat: Leoni Hellmayr, Berlin
Satz: TypoGraphik Anette Klinge, Gelnhausen
Einbandgestaltung: Stefan Schmid Design, Stuttgart

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-3477-0

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-8062-3527-2
eBook (epub): 978-3-8062-3528-9

Menü

Innentitel
Inhaltsverzeichnis
Informationen zum Buch
Informationen zum Autor
Impressum

Für Maryanne, in Liebe und Dankbarkeit

»Ich bringe die Männer mit,
die den Tod so sehr ersehnen wie ihr das Leben.«

Chalid ibn al-Walid
(islamischer Krieger des 7. Jahrhunderts, Gefährte Mohammeds)

INHALT

Anmerkungen des Autors

Die Hauptakteure

Karte der wichtigsten Orte

Prolog

BUCH I
Zarqawis Aufstieg

Kapitel 1 »Was ist das für ein Mensch, der nur mit seinem Blick Befehle erteilt?«

Kapitel 2 »Er war der geborene Anführer«

Kapitel 3 »Ein Problem wie das hier wird man nicht mehr los«

Kapitel 4 »Die Zeit der Ausbildung ist vorüber«

Kapitel 5 »Ich tat es für Al-Qaida und für Zarqawi«

Kapitel 6 »Dieser Krieg wird kommen«

Kapitel 7 »Mit einem Schlag kannte ihn die ganze arabische Welt«

BUCH II
Irak

Kapitel 8 »Das war kein Sieg mehr«

Kapitel 9 »Glauben Sie wirklich, dass das ein Aufstand ist?«

Kapitel 10 »Eine abscheuliche Schlacht? Genau das wollen wir!«

Kapitel 11 »Das hätte alles übertroffen, was Al-Qaida je angerichtet hatte«

Kapitel 12 »Der Scheich der Schlächter«

Kapitel 13 »Die Lage da ist hoffnungslos«

Kapitel 14 »Werden Sie ihn kriegen?«

Kapitel 15 »Das ist unser 9/11«

Kapitel 16 »Dein Ende ist nah«

BUCH III
Der Islamische Staat

Kapitel 17 »Das Volk will das Regime stürzen!«

Kapitel 18 »Wo ist denn dieser Islamische Staat im Irak, von dem du die ganze Zeit redest?«

Kapitel 19 »Für diesen Staat hat Zarqawi den Weg geebnet«

Kapitel 20 »Langsam kippte die Stimmung im Situation Room«

Kapitel 21 »Jetzt gab es überhaupt keine Hoffnung mehr«

Kapitel 22 »Das ist eine Stammesrevolte«

Epilog

Anhang

Nachwort

Danksagung

Anmerkungen

Register

Anmerkungen des Autors

Die Namen von mehreren diensthabenden und ehemaligen Offizieren des jordanischen Geheimdienstes, die ich für dieses Buch interviewt habe, wurden aufgrund berechtigter Bedenken, was ihre Sicherheit betrifft, im gegenseitigen Einvernehmen geändert. Sie werden auf den folgenden Seiten mit ihrer informellen arabischen Kunya genannt, nicht mit ihrem traditionellen Familiennamen.

Die Hauptakteure

Zarqawi und sein Umfeld

Abu Mus‘ab az-Zarqawi (Geburtsname: Ahmad Fadil al-Chalaila), jordanischer Terrorist, Gründer von Al-Qaida im Irak

Abu Muhammad al-Maqdisi (Geburtsname: Aasim Muhammad Tahir al-Barqawi), jordanisch-palästinensischer Kleriker und Autor, ehemaliger Mithäftling und Mentor von Zarqawi

Abu al-Ghadija, syrischer Zahnarzt, wichtiger Partner und Versorgungskoordinator von Zarqawi

Ayman al-Zawahiri, Anführer von Al-Qaidas »hartem Kern«, ehemaliger Stellvertreter von Osama bin Laden

Osama bin Laden, Gründer von Al-Qaida

Der Islamische Staat im Irak und seine Nachfolger

Abu Omar al-Baghdadi (Geburtsname: Hamid Dawud Mohamed Chalil al-Zawi), ehemaliges Mitglied von Saddam Husseins Baath-Partei, 2006–2010 Anführer des Islamischen Staates im Irak

Abu Ayyub al-Masri (Geburtsname: Abu Hamza al-Muhadschir), ägyptischer Sprengstoffexperte und Mitarbeiter Zarqawis, stieg 2006 zum zweithöchsten

Kommandanten des Islamischen Staates im Irak auf; 2010 bei einem Luftangriff getötet

Abu Bakr al-Baghdadi (Geburtsname: Ibrahim Awad al-Badri), islamischer Geistlicher und ISI-Seelsorger, der 2010 in die Führungsriege aufstieg; erklärte sich 2014 zum »Kalif« des Islamischen Staates im Irak

Abu Wahib (Geburtsname: Schaker Wahib al-Dulaimi), brutaler, medienbesessener ISIS-Kommandant in der Provinz al-Anbar, wurde bekannt dafür, dass er immer wieder schiitische Lkw-Fahrer und andere Zivilisten tötete; 2016 getötet.

Hadschi Bakr (Geburtsname: Samir al-Chlifawi), Stellvertreter Abu Bakr al-Baghdadis und Leiter des Militärrats von ISIS; 2014 getötet

In Jordanien

König Abdullah II., vierter Herrscher des Haschemitischen Königreiches Jordanien

Abu Haytham, ranghoher Offizier der jordanischen Terrorabwehr Da‘irat al-Muchabarat al-Amma

Abu Mutaz, Offizier des Da‘irat al-Muchabarat al-Amma und später Manager; Experte im »Umdrehen« von Islamisten, die dann zu Informanten wurden

Ali Bourzak, Offizier des Da‘irat al-Muchabarat al-Amma und legendärer Vernehmungsbeamter, bekannt als »Roter Teufel«

Laurence Foley, mittlerer Beamter in der US-Botschaft in Amman

Salem Ben Suweid, Schüler von Zarqawi, der das Attentat auf Foley plante

Asmi al-Dschajusi, jordanischer Palästinenser, in Zarqawis Ausbildungscamp in Herat, Afghanistan, ausgebildet;

plante, in Amman eine »schmutzige« chemische Bombe zu zünden
Sadschida al-Rischawi, gescheiterte Selbstmordattentäterin beim Terroranschlag auf mehrere Hotels in Amman 2005

Im Irak

Saddam Hussein, von 1979 bis 2003 irakischer Staatspräsident
Charles »Sam« Faddis, vor der Invasion von 2003 CIA-Agent im Irak; drängte auf einen Präventivschlag gegen Zarqawis Lager
Nada Bakos, CIA-Mitarbeiterin, verantwortlich für das Aufspüren Zarqawis
Zaydan al-Jibiri, sunnitischer Stammesführer aus Ramadi
General Stanley McChrystal, Leiter des Joint Special Forces Command, das im Irak die Jagd nach Zarqawi leitete
Zaid al-Karbouly, irakischer Zollbeamter, auf der Gehaltsliste von Al-Qaida im Irak
Nuri al-Maliki, 2006–2014 schiitischer Ministerpräsident des Irak

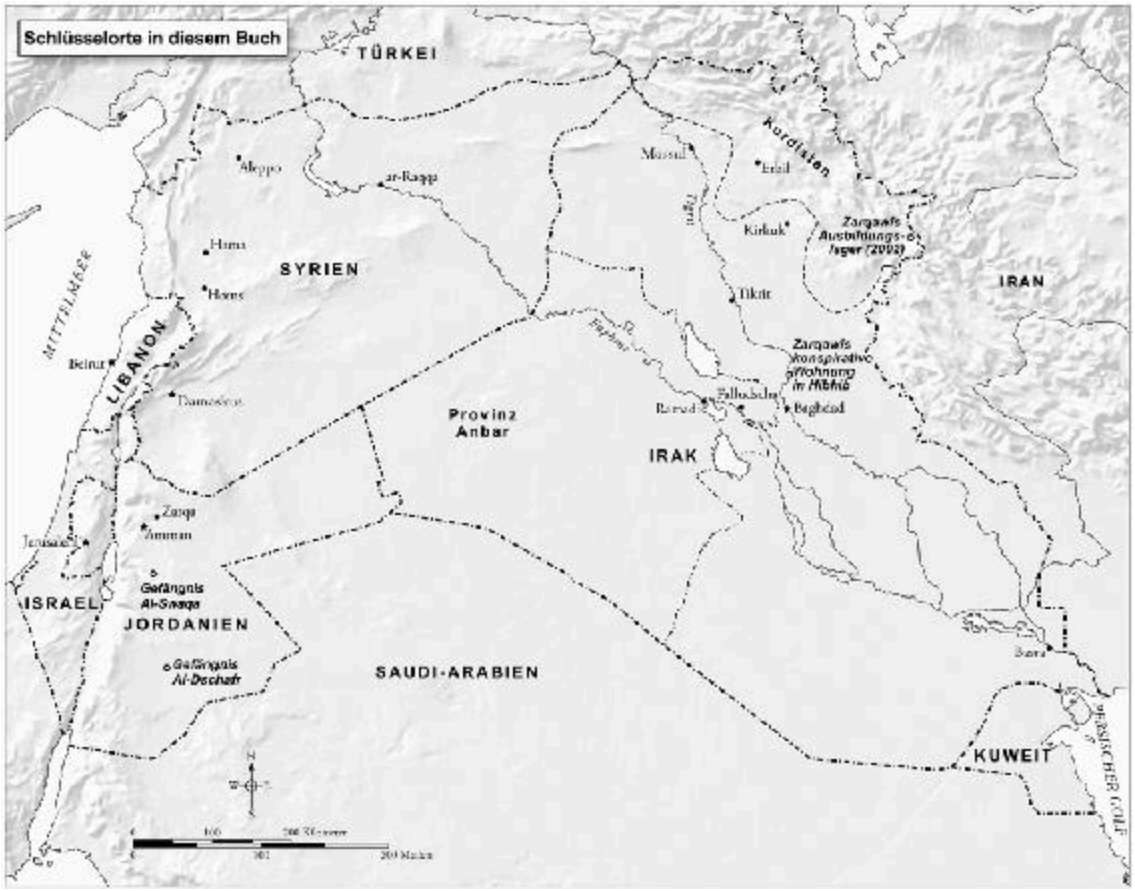
In Syrien

Baschar al-Assad, syrischer Staatspräsident
Robert Ford, 2010–2014 US-Botschafter in Syrien
Mouaz Moustafa, Leiter der Syrian Emergency Task Force, einer gemeinnützigen Organisation, die sich in Syrien engagierte, als die Situation dort immer schwieriger wurde
Abu Mohammed al-Dschaulani, Leiter von Dschabhat an-Nusra (»Al-Nusra-Front«), dem syrischen Zweig des

Islamischen Staates im Irak, gegründet Ende 2011
Kofi Annan, 1997–2006 UN-Generalsekretär, versuchte ein syrisches Friedensabkommen zu vermitteln

In Washington

Dick Cheney, US-Vizepräsident, suchte die Unterstützung der CIA, um Al-Qaida mit dem irakischen Regime in Verbindung zu bringen
Hillary Clinton, 2009–2013 US-Außenministerin
Michael V. Hayden, während des Feldzugs gegen Zarqawi Leiter der NSA und der National Intelligence; 2006–2009 Leiter der CIA
Frederic C. Hof, 2009–2012 Sonderberater des State Department für den Nahen Osten und Syrien
John McCain, US-Senator, Vorsitzender des United States Senate Committee on Armed Services
Leon Panetta, 2009–2011 Leiter der CIA, 2011–2013 US-Verteidigungsminister
Robert Richer, ehemaliger CIA-Stationschef in Jordanien, später bei der CIA Chef der Nahostabteilung und stellvertretender Einsatzleiter
George Tenet, 1996–2004 Direktor der CIA


Schlüsselorte in diesem Buch
TÜRKEI
Aleppo
ar-Raqqa
Mossul
Erbil
Kurdistan
Kirkuk
Zarqawis Ausbildungs-c lager (2002)
IRAN
Hama
SYRIEN
Homs
Tikrit
MITTELMEER
Beirut
LIBANON
Damaskus
Provinz Anbar
Ramadi
Falludscha
Bagdad
IRAK
Zarqa
Amman
Jerusalem
ISRAEL
Gefängnis Al-Swaqa
JORDANIEN
Gefängnis Al-Dschafr
SAUDI-ARABIEN
Basra
KUWEIT
PERSISCHER GOLF

Prolog

Amman, Jordanien, 3. Februar 2015

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit traf im wichtigsten Frauengefängnis des Landes ein Vollstreckungsbefehl ein. Die Anweisung, Sadschida al-Rischawi hinzurichten, war von König Abdullah II. persönlich unterschrieben worden, der sich damals auf einem Staatsbesuch in Washington befand. Mit seinem Privatflugzeug hatte man den Befehl an den Königshof in der jordanischen Hauptstadt überstellt. Ein Angestellter gab diesen an das Innenministerium weiter, und von dort aus erreichte er die für das Justizvollzugswesen zuständige Abteilung. Hier sorgte der Vollstreckungsbefehl für Aufregung – eine staatliche Hinrichtung ist eine komplizierte Angelegenheit, die zahlreiche Verwaltungsgänge einschließt. Doch die Anweisungen des Königs waren unmissverständlich: Sadschida al-Rischawi sollte bereits am nächsten Tag bei Sonnenaufgang am Galgen hängen.

Der Anstaltsleiter ging schnell zu der Zelle, in der Rischawi bereits seit fast zehn Jahren in einer Form von selbst auferlegter Einzelhaft dahinvegetierte. Die Gefangene war inzwischen 45 Jahre alt und längst nicht mehr so schlank wie einst. Sie verbrachte die meiste Zeit damit, fernzusehen und in einer Taschenbuchausgabe des Korans zu lesen. Sie redete mit keinem, und falls sie sich über irgendetwas Gedanken machte, so blieben diese unter ihrem schmutzigen Hidschab, der Teil der Sträflingskleidung war, verborgen. Sie war nicht dumm,

doch schien sie von dem, was sich um sie herum abspielte, nichts mehr mitzubekommen. »Wann darf ich wieder nach Hause?«, fragte sie ihren Pflichtverteidiger jedes Mal, wenn er sie in den Monaten nach ihrer Verurteilung zum Tode besuchte. Immer seltener kam der Anwalt vorbei, irgendwann gar nicht mehr. Als sich nun der Anstaltsleiter mit ihr zusammensetzte und ihr klarmachte, dass sie am nächsten Morgen sterben würde, nickte Rischawi, sagte aber nichts. Falls sie weinte oder betete oder fluchte, dann tat sie es so, dass niemand im Gefängnis etwas davon mitbekam.

Dass sie hingerichtet wurde, war indes keine Überraschung. 2006 hatte ein Richter Rischawi zum Tode verurteilt, weil sie mitverantwortlich für den schlimmsten Terroranschlag war, den Jordanien je erlebt hatte: Drei gleichzeitig in verschiedenen Hotels gezündete Bomben hatten damals 60 Menschen in den Tod gerissen, von denen die meisten einer Hochzeitsgesellschaft angehört hatten. Rischawi war die Selbstmordattentäterin, die überlebt hatte. Später wurde die ungelenke, sonderbar wirkende Frau mit den buschigen Augenbrauen vor die TV-Kameras gezerrt, wo man sie ihren defekten Sprengstoffgürtel präsentieren ließ. Damals kannte jeder in Amman ihre Geschichte: Wie die 35 Jahre alte unverheiratete Irakerin eingewilligt hatte, einen Fremden zu heiraten, mit dem zusammen sie sich in die Luft sprengen wollte. Wie sie in Panik geraten und davongerannt war. Wie sie sich im Taxi völlig orientierungslos durch die Außenbezirke der Stadt fahren ließ. Wie sie Passanten nach dem Weg gefragt hatte, ihre Kleidung und Schuhe noch immer blutbefleckt.

Aber all das war nun fast zehn Jahre her. Die Hotels waren wieder aufgebaut und umbenannt worden, und Rischawi war im Labyrinth des jordanischen Strafvollzugssystems verschwunden. Innerhalb des Dschuwaida-Frauengefängnisses war sie so etwas wie eine verblasste Berühmtheit, fast wie ein Exponat im Museum,

das man so gut kennt, dass man es gar nicht mehr wahrnimmt. Die älteren Angehörigen des Staatssicherheitsdienstes nannten sie hin und wieder noch »Zarqawis Frau« – eine spöttische Anspielung auf den berüchtigten jordanischen Terroristen Abu Mus‘ab az-Zarqawi, der die Anschläge auf die Hotels angeordnet hatte. Die jüngeren erinnerten sich kaum noch an sie.

Doch innerhalb weniger Wochen sollte sich all das radikal ändern. Wie sich herausstellte, hatten Zarqawis Anhänger Sadschida al-Rischawi nicht vergessen. Die Terroristen hatten sich im Laufe der Jahre neu organisiert und waren in Jordanien inzwischen unter einem anderen Namen bekannt – dem arabischen Akronym »Daesh«, auf Deutsch: ISIS. Im Januar 2015 verlangte ISIS Rischawi zurück.

Die Forderung ihrer Freilassung kam mitten während der schlimmsten innenpolitischen Krise, die Jordanien seit Jahren erlebt hatte. Ein Jet der jordanischen Luftwaffe war über Syrien abgestürzt, und der überlebende junge Pilot war von ISIS-Kämpfern gefangen genommen worden. Die Terroristen hatten Fotos verbreitet, auf denen der Pilot verängstigt und halbnackt von grinsenden Dschihadisten vorgeführt wird. Einige von ihnen strecken die Arme aus, um das großartige Geschenk zu umarmen, das Allah ihnen direkt vom Himmel in den Schoß hatte fallen lassen.

Vom König und seinen Beratern im Palast bis hin zu den Sicherheitsbehörden machte man sich auf weitere schlechte Nachrichten gefasst. Allen war klar: Entweder würde der Pilot öffentlich von ISIS hingerichtet werden, oder die Terroristen würden als Gegenleistung für seine Freilassung einen Preis verlangen.

Wie erwartet verkündete ISIS seine Entscheidung auf ziemlich makabre Weise. Kaum eine Woche nach dem Flugzeugabsturz erhielt die Familie des entführten Piloten Zuhause einen Anruf vom Handy des Piloten aus. Am anderen Ende der Leitung teilte ein Fremder auf Arabisch

mit irakischem Akzent die einzige Forderung der Gruppe mit.

»Wir wollen unsere Schwester Sadschida«, sagte der Anrufer.

Im Laufe der folgenden, größtenteils recht einseitigen Verhandlungen wurde diese Forderung immer wieder aufs Neue wiederholt, und weitere kamen hinzu. All diese Forderungen wurden an die Zentrale des jordanischen Geheimdienstes Muchabarat weitergeleitet, wo sie zuletzt auf dem Schreibtisch des Brigadiers landeten, der die Anti-Terror-Abteilung leitete. Mit seinen 47 Jahren war Abu Haytham immer noch eine imposante Erscheinung: Er hatte den stämmigen Körperbau eines Straßenkämpfers, war äußerst hart im Nehmen und innerhalb der Behörde berüchtigt für seine Zähigkeit. Seit Jahren kämpfte er gegen ISIS sowie dessen viele Inkarnationen, und er gehörte zu den wenigen, denen es gelungen war, einige Top-Funktionäre der Gruppe im Verhör weichzuklopfen. Zarqawi höchstpersönlich hatte eine Zeit lang in Abu Haythams Arrestzelle gesessen, genau wie Sadschida al-Rischawi – die Frau, die ISIS jetzt befreien wollte.

Außerhalb von Jordanien machte diese Forderung wenig Sinn. Rischawi war als Kämpferin oder Anführerin wertlos, sie taugte nicht einmal als Symbol. Jeder wusste, dass sie an einem einzigen Terroranschlag beteiligt gewesen war, und den hatte sie verpatzt. Sie war mitnichten »Zarqawis Frau«; tatsächlich hatte sie den Mann, der den Anschlag befohlen hatte, nie getroffen. Hätte ISIS ihren Namen nicht plötzlich aufs Tapet gebracht, so hätte sie wohl ihr restliches Leben still und leise im Gefängnis verbracht; ihre Hinrichtung wäre immer wieder aufgeschoben worden, da es ja keinen triftigen Grund gegeben hätte, diese durchzuführen.

Doch Abu Haytham verstand genau, was los war. Mit dem Namen Rischawi erinnerten die Terroristen an die Anfänge ihrer Gruppe, an eine Zeit vor ISIS und vor dem

Bürgerkrieg in Syrien; bevor es zum Zusammenbruch des Irak kam, der der Bewegung solchen Auftrieb gegeben hatte; sogar bevor die Welt von einem Terroristen namens Zarqawi gehört hatte. Die Männer des Muchabarat hatten versucht, diese Terrorgruppe daran zu hindern, Fuß zu fassen. Und sie hatten versagt – manchmal, weil sie selbst Fehler gemacht hatten, noch häufiger aber wegen den Fehlberechnungen anderer. Jetzt hatte sich Zarqawis Dschihad-Bewegung zu einem eigenen Staat erklärt, mit territorialen Ansprüchen auf zwei von Jordaniens Staatsgrenzen. Und Rischawi, die gescheiterte Selbstmordattentäterin, war eine von vielen alten Rechnungen, die ISIS nun begleichen wollte.

Indem dieser, schon fast in Vergessenheit geratene Geist heraufbeschwört wurde, weckte ISIS die Erinnerung an eine der schrecklichsten Nächte in der Geschichte des Landes – einen Moment, der sich für immer ins Gedächtnis von Abu Haytham und den Angehörigen seiner Generation eingebrannt hatte; Männern, die damals Nachrichtendienstler, Ermittlungsbeamte und Abgeordnete gewesen waren und die mittlerweile in die Führungsriege des Muchabarat aufgestiegen waren. Damals hatte Zarqawi Jordanien mitten ins Herz getroffen, und jetzt, wo ISIS einen jordanischen Piloten in seiner Gewalt hatte, schien sich die Geschichte zu wiederholen.

Abu Haytham war an jenem Abend vor Ort gewesen. Wenn er daran zurückdachte, konnte er sich an jedes noch so kleine Detail des Verbrechens erinnern, für das man Rischawi schuldig gesprochen und zum Tod durch den Strick verurteilt hatte. Der Geruch von Blut und Rauch stieg ihm dann in die Nase, er konnte wieder die Schreie der Verletzten hören.

Vor allem aber musste er an die beiden Mädchen denken.

Sie waren Cousinen, 9 und 14 Jahre alt, und er wusste sogar noch ihre Namen: Lina und Riham. Zwei Mädchen

aus Amman, die zur Hochzeitsgesellschaft gehörten. Beide trugen sie weiß, ihre kleinen Gesichter waren hübsch und blass, vollkommen ruhig. »Wie zwei Engel«, fuhr es ihm durch den Kopf.

Sie trugen noch immer die fast identischen, mit Spitze verzierten Kleider, die ihnen die Eltern für das Fest gekauft hatten, und ihre Tanzschuhe. Wie durch ein Wunder hatte keine der beiden vom Hals aufwärts auch nur einen Kratzer erlitten. Als Abu Haytham im Krankenhaus eintraf und sie zum ersten Mal sah, wie sie da inmitten des Chaos nebeneinander auf einem Brett lagen, fragte er sich, ob sie schliefen. Vielleicht waren sie nur verletzt, und man hatte ihnen Beruhigungsmittel verabreicht? »Bitte«, betete er, »gib, dass sie nur schlafen«.

Dann erst bemerkte er die Löcher, die das Schrapnell gerissen hatte.

Die Mädchen müssen gestanden haben, als es passierte, so wie die anderen Gäste auch. Sie jubelten und klatschten Beifall, als Braut und Bräutigam den Ballsaal des Radisson Hotels in Amman betraten, der an diesem kühlen Novemberabend glitzerte und leuchtete, wie ein Jahrmarkt in der Wüste. Die Väter der zwei Vermählten hatten in ihren geliehenen Smokings und mit breitem Grinsen gerade auf dem Podium Platz genommen; die Holzbläser und Trommeln der arabischen Tanzkapelle hatten sich zu einer solch infernalischen Lautstärke hochgeschaukelt, dass die Hotelangestellten in der Lobby brüllen mussten, um gehört zu werden. Die Feier stand kurz vor ihrem lauten, schweißtreibenden und ausgelassenen Höhepunkt. Niemand achtete auf die zwei Gestalten in dunklen Jacken, die zunächst eine Weile an der Tür verbracht hatten, sich nun unter die jubelnden Hochzeitsgäste mischten und in Richtung der Vorderseite des Saales vorbewegten.

Plötzlich blitzte es grell auf, dann schien alles ins Bodenlose zu stürzen – die Decke, die Wände, der Fußboden. Durch die Druckwelle fielen die Hotelgäste in

den oberen Etagen aus ihren Betten; in der Lobby zerbarsten die dicken Glastüren.

Ein Donnerschlag, dann Stille. Dann Schreie.

Nur eine der Bomben war explodiert, aber mit ihr wurden Hunderte Stahlkugeln, die dicht an dicht um den explosiven Kern gepackt waren, durch den Ballsaal geschossen. Wie ein Schwarm umherfliegender Rasierklingen schnitten sie die hochzeitliche Dekoration, Essenstabletts und Polstermöbel entzwei. Sie ließen Holztische zersplittern und zerschmetterten Marmorfliesen. Sie schlugen durch Abendkleider und teure Handtaschen, durch Sakkos und frisch gestärkte Hemden und durch weiße Rüschenkleider, wie sie junge Mädchen bei einem so förmlichen Anlass zu tragen pflegen.

An jenem Mittwoch im November 2005 war Abu Haytham, damals Kommandant, kurz vor Dienstschluss. Wie schon seit vielen Tagen dauerte auch heute seine Schicht länger als gewöhnlich. Kurz vor 21 Uhr kam der erste Anruf: Im Grand Hyatt auf der anderen Seite der Stadt habe es irgendeine Art von Explosion gegeben. Zu diesem Zeitpunkt nahm man noch an, dass vielleicht eine Gasflasche die Ursache dafür sei, aber dann kam die Nachricht von einer zweiten Explosion, im Days Inn Hotel, und dann einer dritten – angeblich noch schlimmer als die vorherigen beiden – im Radisson. Abu Haytham kannte das Radisson gut. Es war beinahe so etwas wie ein Wahrzeichen von Amman, glamourös und topmodern (zumindest nach jordanischen Standards). Es lag auf einer Anhöhe und war fast überall in der Stadt gut sichtbar, auch von Abu Haythams Büro aus, das drei Kilometer entfernt lag.

Er fuhr in aller Eile zum Hotel und kämpfte sich ins Innere vor, vorbei an Rettungskräften, weinenden Überlebenden und geborgenen Leichen, die man kurzerhand auf Gepäckwagen stapelte und auf die Auffahrt schob. Im Ballsaal sah er durch einen Schleier von Rauch,

der nur von der Notbeleuchtung erhellt wurde, weitere Tote. Einige waren in merkwürdigen Körperhaltungen auf dem Boden ausgestreckt, als hätte sie ein Riese durch den Saal geschleudert. Anderen fehlten Gliedmaße. Auf dem Podium lagen zwei nicht mehr als menschlich erkennbare Gestalten in den Überresten ihrer Smokings. Die Attentäter hatten ihre Bomben ganz in der Nähe der Väter des Hochzeitspaares gezündet. Beide waren sofort tot gewesen.

Abu Haytham stellte mehrere Teams zusammen, die die ganze Nacht hindurch an den drei Tatorten arbeiteten. Sie sammelten ein, was sie von den Sprengkörpern an Überresten finden konnten, und bargen Fleischstücke, die zu drei Selbstmordattentätern zu gehören schienen. Erst später, im Krankenhaus, als er sich im provisorischen Leichenschauhaus über eine Holzplatte beugte, wurde er vom Schrecken dieser Nacht überwältigt: Von den kaputten Leibern. Den zahllosen Verletzten. Dem Geruch von Blut und Rauch. Den beiden Mädchen, Lina und Riham, die in ihren zerrissenen weißen Kleidern dalagen. Abu Haytham war ein Familienmensch, er hatte zwei Töchter im selben Alter.

»Wie kann jemand«, sagte er laut, »in dem ein Menschenherz schlägt, so etwas tun?«

Keine zwei Tage später erfuhr er, dass einer der Attentäter – eine Frau – überlebt hatte und geflohen war. Und bereits am nächsten Tag saß Sadschida al-Rischawi vor ihm.

Sie musste etwas wissen, immerhin hatte sie bei der gut geplanten Aktion eine wichtige Rolle übernommen. Wo würden die Terroristen als Nächstes zuschlagen? Wie sahen ihre Pläne aus? Würde vielleicht sogar jetzt gleich, in der nächsten Stunde, wieder etwas passieren?

»Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht«, war das Einzige, das die Frau gelegentlich von sich gab. Ein leises Murmeln, das sie immer wieder aufs Neue wiederholte, als stünde sie unter Drogen. Abu Haytham flehte sie an. Er drohte ihr. Er

appellierte an ihr Gewissen und ihren Glauben an Allah. So vergingen mehrere Stunden – entscheidende Stunden, wie er fürchtete.

»Sie sind ja gehirngewaschen!«, brüllte er sie schließlich an. »Warum schützen Sie die Leute, die Sie zu so etwas angestiftet haben, auch noch?«

Der Frau kam nicht eine nützliche Silbe über die Lippen, weder in jener Nacht noch in den Monaten, die folgen sollten, nachdem man sie schuldig gesprochen und zum Tode verurteilt hatte. Und doch war Abu Haytham sofort klar, wer hinter den Attentaten steckte. Jeder beim Muchabarat wusste es, noch bevor der Täter in einer Audioaufnahme mit prahlerischer Stimme die Verantwortung für die Tat übernahm. Alle Charakteristika waren da: die koordinierten Explosionen, die allesamt binnen zehn Minuten erfolgten; der Einsatz von Selbstmordattentätern; die Cyclonitbomben, die lose Metallteile enthielten, um möglichst viele Menschen mit in den Tod zu reißen. Vor allem die Auswahl der Ziele sprach Bände – gewöhnliche Hotels, in denen die Mittelschicht von Amman auch an jedem anderen Abend Säle mietete und sich für besondere Anlässe in Schale warf. Um 21 Uhr an einem Wochentag würde sicherlich kein Geheimdienstoffizier durch die Lobby des Radisson spazieren, dafür aber zahlreiche Jordanier, die an den Ritualen ihres alltäglichen Lebens festhielten. Bürger eines Landes, das an ein Kriegsgebiet grenzte.

Das alles war typisch für einen Mann, der beim Muchabarat bekannt war und dessen Stimme man auf der Audioaufnahme hörte: Abu Mus‘ab az-Zarqawi. Zum Zeitpunkt der Bombenanschläge war er der Kopf eines besonders grausam agierenden Terrornetzwerks namens Al-Qaida im Irak. In Jordanien kannte man Zarqawi noch von früher, als Ahmad, den Ganoven, einen Schulabbrecher, Trinker und Schläger. Man hatte mitbekommen, wie er Ende der 1980er-Jahre nach Afghanistan gegangen war, um

gegen die Kommunisten zu kämpfen, und auch wie er wieder als kampferprobter religiöser Fanatiker heimgekehrt war. Nach seinem ersten Terroranschlag verschwand er in einem der übelsten Gefängnisse Jordaniens. Diesmal kam er als ein kampferprobter religiöser Fanatiker zurück, der mühelos zahlreiche Anhänger um sich scharte.

Abu Haytham hatte zu denen gehört, die versucht hatten, Zarqawi nach seiner Entlassung aus der Haft auf den rechten Weg zu führen. Er hatte sich 1999 als letzter Geheimdienstoffizier mit ihm unterhalten, bevor Zarqawi gestattet wurde, das Land für immer zu verlassen und wieder nach Afghanistan zu gehen – auf dem Weg in eine Zukunft, die ihm (wie man in Jordanien glaubte) kaum mehr zu bieten hatte als ein paar sinnlos verbrachte Jahre und ein staubiges Grab.

Dann geschah etwas, womit niemand gerechnet hatte: Die USA intervenierten. Außerhalb der Geheimdienste hatte kaum jemand den Namen Zarqawi gehört, bis Washington 2003 der Welt erklärte, dieser obskure Jordanier sei das Bindeglied zwischen der Diktatur im Irak und den Verschwörern hinter den Terroranschlägen vom 11. September 2001, und ihn auf diese Weise zum Superstar unter den Terroristen machte. Das entsprach zwar überhaupt nicht der Wahrheit, doch nur wenige Wochen später, als US-Truppen im Irak einmarschierten, hatte der plötzlich weltbekannte Terrorist eigene Finanziers, ein eigenes Schlachtfeld sowie einen eigenen Grund zu kämpfen – und schon bald Tausende eigene Anhänger. Drei unruhige Jahre lang brachte er den Irak vorsätzlich immer wieder an den Rand eines sektiererischen Krieges, indem er regelmäßig schiitische Zivilisten in Moscheen, auf Basaren und in Schulen töten ließ. Er versetzte Millionen von Menschen in Angst und Schrecken mit einer neuen, äußerst »intimen« Form des Terrorismus: der Enthauptung von Geiseln, die auf Video

festgehalten und über das Internet direkt in die Wohnstuben auf der ganzen Welt geschickt wurde. Zwischendurch nahm er seine Heimat Jordanien ins Visier und trug dazu bei, dass der Sieg der Amerikaner im Irak zur teuersten Militäraktion der USA seit Vietnam wurde.

Was jedoch seine größte Leistung war, sollte sich erst Jahre später zeigen. Auch wenn seine neue Bewegung für viele als Ableger von Al-Qaida galt, war er doch niemandes Gefolgsmann. Seine neue Ausrichtung des Dschihadismus war ebenso brutal wie einzigartig. Osama bin Laden hatte alle muslimischen Nationen nach und nach vom schädlichen Einfluss des Westens befreien wollen, damit sie sich eines Tages zusammentun und eine einzige große islamische Theokratie bilden würden: ein Kalifat. Zarqawi hingegen wollte das Kalifat sofort. Er schreckte vor keiner noch so grausamen Bluttat zurück, um das Reich Gottes auf Erden zu errichten. Er ging zu Recht davon aus, dass besonders theatralische Akte exzessiver Gewalt die hartgesottenen Dschihadisten anziehen und alle anderen so einschüchtern würden, dass sie sich ihm und seinen Leuten unterwerfen würden. Seine Strategie ging auf, und sie erschütterte die ganze Region in einer Weise, wie Al-Qaida es niemals vermocht hatte.

Allerdings trugen Zarqawis Exzesse zugleich zur immer stärkeren Entschlossenheit seiner Widersacher bei. Nach den Anschlägen auf die Hotels wollten Abu Haytham und die übrigen Mitarbeiter des Muchabarat nur eines: den Mann beseitigen, der sie befehligt hatte. Und als das ihnen im Jahr 2006 schließlich gelang, indem sie den Vereinigten Staaten Informationen lieferten, die zu Zarqawis Versteck führten, sah zunächst alles danach aus, als habe man mit dem Terroristen auch seine Organisation ausgeschaltet. Doch weit gefehlt. Seine Anhänger zogen sich in aller Stille in die gesetzlosen Provinzen Syriens zurück, und 2013 waren sie auf einmal wieder da – nicht mehr als Terrorgruppe, sondern als eine Armee.

Diesmal weigerte sich das kriegsmüde Amerika einzugreifen, bis es zu spät war. Weder wurde ein ernsthafter Versuch unternommen, die gemäßigten Rebellen, die ISIS am Aufbau eines sicheren Stützpunktes hindern wollten, mit Waffen auszurüsten, noch gab es Luftangriffe gegen die Führungsriege oder die Versorgungsrouten von ISIS. Zweimal innerhalb eines Jahrzehntes hatte eine Welle von Dschihadisten gedroht, die Region in den Untergang zu reißen. Und zweimal, so schien es zumindest den Jordaniern, reagierten die Amerikaner, indem sie ein weiteres Loch in das Rettungsboot schnitten.

Zarqawis Nachfolger gaben sich unterschiedliche Namen, bevor sie sich auf ISIS einigten, »Islamischer Staat im Irak und in Syrien« – oder kurz IS, »Islamischer Staat«, wie die Organisation heute genannt wird. Zarqawi jedoch war für sie nach wie vor der »Mudschahed-Scheich«, der Gründer ihrer Bewegung, der die Kühnheit besessen hatte, zu glauben, die Grenzen im Nahen Osten neu ziehen zu können. Und genau wie Zarqawi waren sie der Meinung, noch lange nicht an ihrem Ziel zu sein.

In den »Hadith« genannten prophetischen Passagen der heiligen Texte des Islam sah Zarqawi sein Schicksal vorherbestimmt. Er und seine Männer waren die schwarz gekleideten Soldaten, über die die alten Gelehrten schrieben: »Die schwarzen Flaggen werden aus dem Osten kommen, angeführt von mächtigen Männern mit langen Haaren und Bärten, die als Familiennamen die Namen ihrer Heimatstädte tragen.« Diese Eroberer würden nicht nur die alten muslimischen Länder zurückfordern. Sie würden auch zum letzten großen Kampf aufrufen, der zur Vernichtung der großen Armeen des Westens im Norden Syriens führen würde.

»Hier im Irak wurde der Funke gezündet«, hatte Zarqawi gepredigt, »der zu jener Flamme wird, die die Armeen der Kreuzritter in Dabiq verbrennen wird.« Beim Muchabarat

hatte man oft genug solche Worte aus Zarqawis Mund gehört, damals, als er ihr Gefangener war. Nun kamen diese Worte von seinen Nachfolgern. Mit 30.000 Mann warteten sie direkt hinter der Grenze und forderten die Herausgabe ihrer Schwester Sadschida.

Am 3. Februar 2015 endete jeder Gedanke an einen Gefangenenaustausch abrupt. Es war ein Tag nach der Ankunft des Königs von Jordanien in Washington. Für Abdullah II. bildete dieser Staatsbesuch den Schlusspunkt einer ganzen Reihe anstrengender Reisen, auf denen er gebetsmühlenartig immer wieder denselben Hilferuf wiederholt hatte. Sein kleines Land musste gleich zwei fremdbestimmte Lasten tragen: eine regelrechte Flutwelle von Flüchtlingen aus Syrien – bislang rund 600.000 – und seinen Anteil an den Kosten des Feldzugs gegen den IS, an dem sich westliche und arabische Mächte beteiligten. Der König erreichte auch in den USA nicht viel: Die Mitglieder des Kongresses sicherten ihm zwar zu, auf seiner Seite zu stehen, mehr passierte aber nicht. Beamte des Weißen Hauses machten die üblichen Zusagen, dass man Jordanien helfen werde, sich zu verteidigen und seine Wirtschaft stabil zu halten. Doch die Art von Unterstützung, die Abdullah am dringendsten benötigte, war nirgends in Sicht.

Die Enttäuschung des Königs war längst in Feindseligkeit umgeschlagen. Schon bei seinen früheren Besuchen hatte sich US-Präsident Obama geweigert, seinen Wunsch nach lasergesteuerter Munition und anderen modernen Waffensystemen zu erfüllen, mit denen Jordanien es mit den Lastwagen und Panzern des IS hätte aufnehmen können. Auf der jetzigen Reise war nicht einmal ein Treffen zwischen den beiden Staatsmännern vereinbart.

Abdullah saß gerade im Kapitol mit Senator John McCain zusammen, um dem republikanischen Senator und Vorsitzenden des United States Senate Committee on Armed Services ein paar Zugeständnisse abzuringen, als

einer seiner Bediensteten den Raum betrat und das Gespräch unterbrach. Der König folgte ihm vor die Tür, und dann sah er sich auf dem Display eines Smartphones die finale Stellungnahme des IS zum geforderten Gefangenenaustausch an. Vor laufender Kamera sperrten maskierte Dschihadisten den jungen jordanischen Pilot in einen kleinen, mit Benzin übergossenen Metallkäfig. Dann zündeten sie ihn an und filmten, wie der Pilot bei lebendigem Leib verbrannte.

Als Abdullah zu McCain zurückkehrte, hatten dessen Assistenten das Video bereits gesehen. Der König blieb nach außen hin gelassen, McCain erkannte aber, wie erschüttert er tatsächlich war.

»Können wir noch mehr für Sie tun?«, fragte McCain.

»Sie tun doch bis jetzt überhaupt nichts für uns«, sagte Abdullah schließlich. »Wir haben immer noch ausschließlich ballistische Bomben, und nicht einmal davon erhalten wir genügend Nachschub. Inzwischen fliegen wir 200 Prozent mehr Einsätze als alle anderen Alliierten zusammen, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten.«

Der König nahm noch ein paar weitere Termine wahr, doch sein Entschluss zur Heimkehr stand bereits fest. Als er gerade dabei war, entsprechende Vorkehrungen zu treffen, rief das Weiße Haus an. 15 Minuten mit dem Präsidenten könne er haben. Abdullah sagte zu.

Im Oval Office sprach Obama der Familie des Piloten sein Beileid aus und dankte dem König für den Beitrag Jordaniens am Feldzug gegen den IS. Seine Regierung tue alles, was in ihrer Macht stehe, um ihm zu helfen, versicherte der Präsident dem Monarchen.

»Nein, Sir, das tut sie nicht«, erwiderte Abdullah mit fester Stimme und ratterte eine Liste der Waffen und Gerätschaften herunter, die sein Land benötigte.

»Drei Tage reichen unsere Bomben noch«, fügte er hinzu, wie einer der anwesenden Beamten später berichtete. »Wenn ich nach Hause komme, ziehe ich in den Krieg, und

ich werde jede einzelne Bombe, die ich habe, benutzen, bis sie aufgebraucht sind.«

Ein letzter Punkt stand noch auf Abdullahs Agenda, bevor er abreisen konnte. Vom Flughafen aus rief er seine Adjutanten in Amman an und trug ihnen auf, zwei Hinrichtungen vorzubereiten. Im Todestrakt saßen zwei Häftlinge, die für mehrere im Auftrag von Zarqawi begangene Morde verurteilt worden waren: Ein Iraker aus der mittleren Riege von Zarqawis irakischen Rebellen – und Sadschida al-Rischawi. Beide sollten so schnell wie möglich hingerichtet werden.

Der König ahnte, dass die Regierungen im Westen diese Hinrichtungen als Racheakt missbilligen würden, auch wenn beide Häftlinge rechtskräftig und im Rahmen ganz normaler Gerichtsverfahren verurteilt worden waren. Aber er würde sich nicht einschüchtern lassen. Seines Erachtens hatte man den Henker bereits viel zu lange warten lassen, wie er seinen Adjutanten mitteilte.

»Ich will kein Wort hören. Von niemandem!«, sagte Abdullah.

Der König befand sich noch in der Luft, als die Wachen Sadschida al-Rischawi um 2 Uhr morgens Ortszeit aus ihrer Zelle holten. Sie lehnte das übliche Henkersmahl ab und auch das rituelle Bad, mit dem gläubige Muslime ihren Körper reinigen, um sich auf das Leben nach dem Tod vorzubereiten. Sie zog die rote Uniform an, die ausschließlich Verurteilte am Tag ihrer Hinrichtung trugen, und setzte sich den üblichen Hidschab auf, der Kopf und Gesicht verhüllte.

Man führte sie aus dem Gefängnis zu einem Kleinbus mit Militäreskorte, der sie nach Swaqa bringen sollte, zur größten Vollzugsanstalt Jordaniens, die etwa 100 Kilometer südlich der Hauptstadt auf einem einsamen Hügel lag. Kurz vor 4 Uhr trafen die Fahrzeuge ein. Durch einen leichten Dunst näherte sich der Vollmond dem südwestlichen Horizont.

Das Letzte, was sie sah, bevor man ihr die Augen verband, war eine kleine Kammer mit geweißten Wänden und ein paar winzigen Fensteröffnungen sowie ein paar müde Gesichter aus der Zeugengalerie unterhalb des Raumes. Ein Imam sprach ein Gebet, während man eine Schlinge mit einer stabilen Metallklammer sicherte. Ein Richter fragte Rischawi, ob sie irgendwelche letzten Wünsche habe oder einen letzten Willen verkünden wolle. Sie antwortete nicht.

Als sich die Falltür unter dem Galgen öffnete und sie in die Dunkelheit stürzte, gab sie keinen hörbaren Laut von sich. Es war 5:05 Uhr, etwa anderthalb Stunden vor Sonnenaufgang, als der Gefängnisarzt ihren Puls prüfte.

»Zarqawis Frau« war tot, ihre Hinrichtung der letzte Akt des schlimmsten Terroranschlages in der Geschichte Jordaniens. Doch »Zarqawis Kinder« verfolgten bereits ganz andere Pläne, die der Gründer ihnen hinterlassen hatte: das Ende von Jordanien und seinem König, die Auslöschung der internationalen Grenzen und die Zerstörung aller modernen Staaten des Nahen Ostens. Dann, wenn über den muslimischen Hauptstädten von der Levante bis zum Persischen Golf die schwarzen Flaggen wehen würden, konnte er endlich beginnen – der große apokalyptische Showdown mit dem Westen.

BUCH I
Zarqawis Aufstieg

1

»Was ist das für ein Mensch, der nur mit seinem Blick Befehle erteilt?«

Die alte Festung Al-Dschafr ist die wohl bekannteste Justizvollzugsanstalt Jordaniens. Viele Jahrzehnte lang sperrte man dort Störenfriede ein, um sie von der Bildfläche verschwinden zu lassen. Sie liegt in der Nähe eines gleichnamigen Beduinendorfes, und die Straße, die zum Gefängnis führt, markiert die Grenze zwischen den bewohnten Gebieten und der unwirtlichen Wüste im Südosten des Landes. Hinter dem Bau flacht das Gelände ab und geht über in einen Talkessel aus gebranntem Lehm, der sich ohne Hügel, Felsen oder Grasstoppeln bis zum Horizont erstreckt. In Urzeiten gab es hier ein Meer, das längst ausgetrocknet ist und eine große Einöde hinterlassen hat, die wie eine fehlende Gliedmaße wirkt, eine so unnatürliche Lücke, dass sie bei jedem der wenigen Reisenden, die hier vorbeikommen, ein mulmiges Gefühl hinterlässt. »Die Einsamkeit hier ist fürchterlich«, schrieb Filmemacher David Lean, der im Jahr 1962 in der Ebene einige Szenen von *Lawrence von Arabien* drehte. Lean nannte diesen Ort »einsamer als jede Wüste, die ich je gesehen habe«. Sein damaliger Schnittassistent Howard Kent bezeichnete Al-Dschafr als einen »Vorgeschmack auf die Hölle«.

Genau hier beschlossen die britischen Militäraufseher, ein imposantes Gefängnis zu errichten, mit

Kalksteinwänden und hohen Türmen für Häftlinge, die für gewöhnliche Strafanstalten als zu gefährlich galten. Und genau hier begannen die Jordanier viele Jahre später, militante Palästinenser und andere Radikale wegzusperren, die als Bedrohung für den Staat wahrgenommen wurden. Hunderte Männer saßen hier ein, von denen viele niemals formal angeklagt worden waren. Sie vegetierten in stickigen, von Ungeziefer befallenen Zellen dahin, bekamen ranziges Essen vorgesetzt und mussten nicht nur extreme Temperaturen ertragen, sondern auch eine ganze Reihe von Misshandlungen, die später von Ermittlern der Vereinten Nationen dokumentiert wurden. Regelmäßig wurden Neuankömmlinge bewusstlos geschlagen. Andere wurden mit Elektrokabeln ausgepeitscht, mit brennenden Zigaretten gepeinigt oder an einem Stock in den Kniekehlen kopfüber aufgehängt – Wachen sprachen bei dieser Position hämisch vom »Grillhähnchen«. Irgendwann jedoch kam der Punkt, an dem die Monarchie die Kosten für den Unterhalt einer so abgelegenen Justizvollzugsanstalt nicht mehr tragen wollte, die darüber hinaus den Ruf des Landes gefährdete. 1979 wurden die letzten Insassen in andere Anstalten überführt. Al-Dschafr überließ man den Skorpionen und den Geistern der dort Verstorbenen.

Doch wiederum viele Jahre später geschah etwas, das die Behörden dazu veranlasste, das alte Gefängnis wieder zu eröffnen. Das Direktorat für öffentliche Sicherheit musste sich schon eine ganze Weile mit einer Gruppe regierungsfeindlicher Fanatiker herumschlagen, die im Zentralgefängnis des Landes in Swaqa einsaßen. Um zu verhindern, dass sich die Unruhen weiter ausbreiteten, beschlossen sie 1998, die Gruppe zu isolieren. Und so schickten die Beamten ein ganzes Heer an Arbeitern in einen der verstaubten, leeren Flügel von Al-Dschafr, ließen die Gänge durchfegen und eine große Zelle vorbereiten, wo alle Häftlinge zusammen untergebracht werden konnten. In

engen Reihen wurden 25 Etagenbetten aufgestellt; am Zelleneingang wurde eine nagelneue Stahlgittertür installiert. Abgesehen von dieser Tür waren die einzigen Öffnungen der Zelle ein paar schmale Luftschlitze, die auf Kniehöhe in die Wände gehauen waren. Als die Anlage bezugsfertig war, ernannte das Direktorat einen Gefängnisdirektor und stellte das übliche Personal von Vollzugsbeamten zusammen – Wachen, Köche, Wäscher. Für die wenigen Insassen lohnte es sich allerdings nicht, einen eigenen Gefängnisarzt zu beschäftigen. Zum Glück hatte die Gesundheitsbehörde erst vor Kurzem dem nahe gelegenen Dorf einen jungen Mann namens Basel al-Sabha zugewiesen, einen frischgebackenen Absolventen der medizinischen Hochschule. In dessen Zuständigkeitsbereich fiel auch das Gefängnis, und so kam es, dass ein schlaksiger 24-Jähriger mit eher jungenhafter Ausstrahlung die medizinische Versorgung der 50 gefährlichsten Männer Jordaniens zu verantworten hatte.

Sabha war alles andere als begeistert und legte sofort Beschwerde ein. In Jordanien galten Gefängnisse ohnehin als besonders üble Orte, und dieses hier war (zumindest seinem Ruf nach) schlimmer als alle anderen. Der junge Mann hatte Angst, die noch größer wurde, als bei seinem ersten Besuch in Al-Dschafr der Gefängnisdirektor mit ihm eine lange Liste an Sicherheitsvorkehrungen durchging. Der Gefängnisdirektor, ein Oberst mittleren Alters namens Ibrahim, warnte Sabha, dass man bei solchen Insassen unter allen Umständen auf der anderen Seite der Gitterstäbe bleiben müsse. Das gelte auch und gerade für ärztliche Untersuchungen; Sabha solle bloß nicht glauben, eine Metalltür sei Schutz genug.

»Diese Leute sind äußerst gefährlich«, sagte Ibrahim. »Selbst wenn sie physisch nicht gefährlich sind, so sind sie in der Lage, einen mental zu beeinflussen. Sogar *ich* muss ständig auf der Hut sein, mich nicht von ihnen einlullen zu lassen.«

Dann ging der Direktor auf die Besonderheiten der Neuankömmlinge ein, angefangen bei ihrer seltsamen Kleidung – die meisten bestanden darauf, eine Robe im afghanischen Stil über ihrer Gefängnisuniform zu tragen, weil sie die eng anliegenden Hosen für unzüchtig hielten – bis hin zu ihrem Talent, die schlimmsten Gewaltverbrecher und sogar Angehörige der Vollzugsbeamten zu Konvertiten zu machen. In Swaqa standen am Ende so viele Wachen unter ihrem Bann, dass die Gefängnisleitung in jedem Sektor, wo sich diese Insassen gerade aufhielten, alle 90 Minuten eine Wachablösung anordnen musste.

Am Ende seiner Ausführungen wiederholte der Direktor noch einmal seine Warnung vor den Gefangenen. Besonders ein Insasse – offensichtlich der Anführer der Sekte – verfüge über eine wirklich außergewöhnliche Verführungskraft. Er heiße Maqdisi und sei ein religiöser Gelehrter sowie ein sehr begabter Prediger, der in die Köpfe seiner Gegenüber eindringen und sie mit seinen Irrlehren infizieren könne wie ein muslimischer Rasputin.

»Er ist sehr klug, eine wandelnde Bibliothek islamischen Wissens«, sagte Ibrahim. »Das werden Sie selbst feststellen, wenn Sie ihn sehen. Ein gutaussehender Mann, groß und schlank, mit hellbraunem Haar und blauen Augen. Lassen Sie sich nicht von ihm einwickeln!«

Kurz darauf wurde Basel al-Sabha ins Gefängnisinnere geleitet, vorbei an Wachtürmen und bewaffneten Aufsehern, bis zu dem Bereich, wo die Gefangenen eingesperrt waren. Es war längst dunkel, und durch die Gitterstäbe der Tür fiel nur ein schwacher Lichtschein, als sich der junge Arzt der Zelle näherte. Als er die Umrisse der Etagenbetten wahrnahm, erblickte er auch zum ersten Mal die Gefangenen.

48 Insassen saßen aufrecht auf ihren Pritschen oder Gebetsteppichen. Sie waren allesamt in gespannter Aufmerksamkeit der Tür zugewandt, wie Gefreite, die darauf warten, dass der Spieß ihre Stube inspiziert. Alle

trugen sie die gleiche eigentümliche Uniform, eine locker sitzende Robe über der blauen Standard-Gefängniskleidung, Hemd und Hose, genau wie der Direktor es ihm angekündigt hatte. Doch dann merkte Sabha, dass sie gar nicht zur Tür schauten: Ihre Augen waren auf etwas oder jemanden neben der Tür gerichtet. Sabha ging noch näher heran, um zu sehen, wer oder was sich dort befand.

An der Stirnseite der Zelle standen zwei Männer. Der eine war groß und schlank und trug eine Brille, die ihm eine intellektuelle Ausstrahlung gab, seine Gebetskappe saß auf einem wirren Schopf hellbrauner Haare. Das musste Maqdisi sein, der charismatische Anführer des Zellenblocks, von dem der Direktor gesprochen hatte. Trotzdem schien eher der andere alle Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen: Er hatte dunkleres Haar und war von gedrungener, kräftiger Statur, hatte einen Stiernacken und Schultern, die zu einem Ringer oder Turner gepasst hätten. Nur wenige Meter von dem Mann entfernt, fiel Sabha auf dessen rechtem Arm eine ungewöhnlich gezackte Narbe auf, dunkel verfärbt wie ein altes Hämatom. Die faltige Haut um die Narbe herum ließ vermuten, dass ein Amateur die Wunde genäht hatte.

Der Träger der Narbe ließ seinen Blick eine Weile stumm über die Reihen der Etagenbetten schweifen. Dann drehte er sich um und fixierte den Besucher. Sein fleischiges Gesicht wirkte an sich eher gewöhnlich, die vollen Lippen umrahmte ein dünner Bart. Doch als Sabha ihm in die Augen sah, wusste er: Diese Augen würde er nie wieder vergessen. Sie lagen tief in ihren Höhlen und wirkten im gedämpften Licht der Zelle fast schwarz, und doch offenbarten sie eine kalte Intelligenz. Wachsam und ohne eine Spur der Gefühlsregung sondierte er seine Umgebung. Sein Blick wirkte weder einladend noch feindlich, eher wie der Blick einer Schlange, die eine fette Maus betrachtet, die man ihr gerade in den Käfig geworfen hat.

Schließlich unterbrach der Gefängnisdirektor die Stille. Er murmelte ein paar Worte, um den Häftlingen den neuen Arzt vorzustellen, und verkündete, dass sie sich ab sofort untersuchen lassen können. »Alle Gefangenen mit medizinischen Beschwerden vortreten«, befahl er.

Sabha näherte sich der Tür noch ein Stück und rechnete mit dem unvermeidlichen Ansturm. Er hatte sich auf diesen Moment vorbereitet und eine Auswahl an Pillen und Salben dabei, zur Behandlung von Hautausschlägen, kleineren Wunden, Allergien und Magen-Darm-Beschwerden, wie sie meistens auftraten, wenn so viele Menschen in enger Gefangenschaft zusammenlebten. Doch zu seiner Überraschung rührte sich niemand. Die Insassen blieben regungslos sitzen. Offensichtlich warteten sie auf ein Zeichen von dem Mann mit der Narbe. Jener schaute schließlich einen Mann an, der auf einem Bett im vorderen Bereich der Zelle saß und nickte kurz. Der Häftling stand auf und ging, ohne einen Ton von sich zu geben, zur Tür. Der Narbige nickte ein zweites und ein drittes Mal, und weitere Insassen erhoben sich.

Fünf Männer stellten sich hintereinander vor dem Arzt auf, nur fünf, und der Mann mit der Narbe hatte noch immer kein einziges Wort gesprochen. Dann wandte er sich um und sah wieder den Arzt an, mit demselben reptilienhaften Blick wie zuvor – dem Blick eines Mannes, der selbst hier, in Jordaniens schlimmstem Gefängnis, absolute Macht besaß.

Sabha fühlte sich unwohl. Ihm war, als spüre er, wie das Fundament der alten Festung unter seinen Füßen leicht zu zittern begann. »Was ist das für ein Mensch«, fragte er sich, »der nur mit seinem Blick Befehle erteilt?«

In den folgenden Tagen ging der junge Arzt die Akten seiner neuen Patienten durch. Vor allem wollte er wissen, weshalb sich die Vollzugsbeamten so sehr vor ihnen fürchteten. Der Kern der Gruppe bestand, wie er herausfand, aus etwa zwei Dutzend Männern, die einer

Anfang der 1990er-Jahre in Jordanien entstandenen radikal-islamischen Sekte angehörten. Mit Ausnahme ihres Anführers Abu Muhammad al-Maqdisi – einem Hassprediger, der bekannt dafür war, gegen arabische Staatsmänner zu wettern – wirkte der Hintergrund der Männer eher uninteressant. Einige waren Kleinganoven und Schläger gewesen, die zur Religion gefunden hatten und von den Eiferern mit offenen Armen empfangen worden waren. Andere waren Angehörige der arabischen Freiwilligen-Armee gewesen, die in den 1980er-Jahren in Afghanistan gegen die Sowjets gekämpft hatte. Wieder daheim im sicheren, politisch stabilen Jordanien fühlten sich diese Männer zu bestimmten Organisationen hingezogen, die ihnen die Möglichkeit boten, ihren glorreichen Kampf gegen die Russen fortzusetzen – als heiligen Krieg gegen die Feinde des Islam.

Ihre Bemühungen, in Jordanien einen Dschihad zu entfachen, waren alles andere als glorreich. Die Anführer von Maqdisis kleiner Gruppe waren verhaftet worden, noch bevor sie ihre erste Aktion, den Angriff auf einen israelischen Grenzposten, durchführen konnten. Zu den Zielen der anderen Gruppen gehörten eher unbedeutende Symbole westlicher Korruption, von Videotheken über Spirituosengeschäfte bis hin zu Pornokinos. Schon früh war ein geplanter Sprengstoffanschlag auf spektakuläre Weise gescheitert: Ein Mitglied der Gruppe hatte sich bereit erklärt, in einem örtlichen Kino namens Salwa, das Filme »nur für Erwachsene« zeigte, eine Bombe zu legen. Der Attentäter nahm im Zuschauerraum Platz, doch nach ein paar Minuten war er so versunken in das, was sich auf der Leinwand abspielte, dass er seine Bombe komplett vergessen hatte. Als sie detonierte, saß er immer noch darauf. Andere Kinogäste wurden nicht verletzt, nur der Attentäter verlor beide Beine. Jetzt, sechs Jahre später, gehörte der Amputierte zu Sabhas Patienten im Gefängnis. Gleich beim ersten Besuch war er dem Arzt aufgefallen,

wie er auf seinem Bett saß, die Hosenbeine ordentlich an den Knien festgesteckt.

Inzwischen befanden sich fast alle Häftlinge seit mindestens vier Jahren in Al-Dschafr. Doch falls jemand geglaubt hatte, die Dschihadisten durch den Aufenthalt im Gefängnis brechen und ihre Organisation schwächen zu können, wurden seine Erwartungen enttäuscht. Zumeist in denselben Zellen eingepfercht, wurden sie durch die gemeinsamen Entbehrungen sowie den täglichen Kampf, sich unter Drogendealern, Dieben und Mördern als religiöse Puristen zu behaupten, noch mehr zusammengeschweißt. Sie verfolgten ein gemeinsames Credo, eine besonders strenge Ausrichtung des Islam, die Maqdisi initiiert und seinen Anhängern während ihrer schier endlosen Haft eingeimpft hatte. Außerdem besaßen sie eine ungewöhnlich strenge Disziplin. Die Gruppe verhielt sich wie eine militärische Einheit, es gab eine klare Hierarchie, und alle gehorchten blindlings Maqdisis rechter Hand: dem Mann mit der breiten Brust und der Narbe, der Sabha bei seinem ersten Besuch im Gefängnis so beeindruckt hatte. Während Maqdisi den Männern sagte, was sie zu denken hatten, kümmerte sich sein Vollstrecker um alles andere – darum, wie die Männer sprachen und wie sie gekleidet waren, welche Bücher sie lasen und was sie sich im Fernsehen ansahen, ob sie sich an die Vorschriften des Gefängnisses hielten oder dagegen verstießen, wann und auf welche Weise sie gegen wen kämpften. Dieser Mann hieß Ahmad Fadil al-Chalaila, aber er ließ sich lieber »al-Gharib«, »der Fremde«, nennen, ein Spitzname, den er sich während seiner Zeit als Kämpfer im afghanischen Bürgerkrieg zugelegt hatte. Einige sprachen jedoch bereits damals von dem »Mann aus Zarqa«, einer Industriestadt im Norden von Jordanien, wo er aufgewachsen war, auf Arabisch: »az-Zarqawi«.

Sabha konnte die beiden Anführer der Gruppe aus nächster Nähe beobachten. Der Maqdisi, dem er

begegnete, war nett und freundlich, wirkte eher wie ein liebenswürdiger Professor als wie ein mitreißender Mystiker. Er war fast 40 und machte den Eindruck eines Intellektuellen, der den Umgang mit den vielen rückwärtsgewandten Männern in seiner Zelle leid war und glaubte, eigentlich etwas Besseres zu verdienen. Großzügig verteilte er religiöse Ratschläge und die gelegentliche Fatwa (eine religiöse Rechtsauskunft), aber die meiste Zeit über zog er es vor, allein zu sein. Dann schrieb er Aufsätze oder las im Koran. Auf den gedruckten Seiten erschien Maqdisi als furchtloser Kämpfer: Er war in der gesamten muslimischen Welt als Autor von reißerischen Büchern mit Titeln wie *ad-Dimuqratiya din* (»Demokratie ist eine Religion«) bekannt, worin er die säkularen arabischen Staaten als anti-islamisch brandmarkte und zu ihrer Vernichtung aufrief. Seine Arbeit stieß unter Islamisten auf eine derart große Resonanz, dass eine 2006 vom Pentagon in Auftrag gegebene Studie Maqdisi als »wichtigsten zeitgenössischen Ideologen im Universum der intellektuellen Dschihadisten« bezeichnete.

Natürlich hatte es schon früher islamistische Vordenker gegeben, die einzelne Staatenlenker der arabischen Welt als korrupt und abtrünnig denunzierten. Ein gutes Beispiel ist Sayyid Qutb, ein einflussreicher ägyptischer Autor, dessen Schriften die Gründer von Al-Qaida inspirierten. Anders als Qutb war Maqdisi jedoch der Ansicht, dass *jeder* Muslim zum persönlichen Handeln verpflichtet sei, wenn er Zeuge staatlicher Ketzerei wurde. Seiner Meinung nach reichte es für einen gläubigen Menschen nicht aus, korrumpierte Herrscher einfach nur als solche bloßzustellen. Allah wolle, dass sie sterben.

»Seine radikale Schlussfolgerung war, dass die politischen Anführer Ungläubige seien und Muslime sie töten müssen«, so Hasan Abu Hanieh, ein jordanischer Schriftsteller und Intellektueller, der mit Maqdisi in der Zeit befreundet war, als bei jenem die radikalen Ideen

langsam Gestalt anzunehmen begannen. »Das ›Töten‹ war der Wendepunkt. Diese Botschaft fand großen Anklang bei Muslimen, die das Gefühl hatten, die Regime seien dumm und hätten Ausländern die Besetzung der arabischen Länder erlaubt. Diesen Menschen machte Maqdisi klar, dass sie nicht nur richtig lagen mit ihren Ansichten, sondern dass sie auch die Pflicht hatten, an der gegenwärtigen Situation aktiv etwas zu ändern.«

Doch eines war seltsam: Eben dieser Mann, der so schamlos zum Kampf gegen die Feinde des Islam aufrief, ging persönlich allen Konflikten aus dem Weg. Sabha beobachtete, wie Maqdisi Vernehmungsbeamte oder Agenten vom Geheimdienst, die das Gefängnis besuchten, stets höflich grüßte und sich nach ihren Familien erkundigte – sehr zum Entsetzen anderer Insassen, die von diesen Männern misshandelt worden waren. Ganz geduldig erklärte er Wachen und Vollzugsbeamten, warum sie und ihre Regierung Ketzer seien, und unterfütterte seine Argumente mit Zitaten aus dem Koran. Doch wenn ihm jemand Kontra bot, strich er ganz schnell die Segel und gab zu, auch weniger strenge Interpretationen der Heiligen Schrift könnten gültig sein.

»Sie können sogar Parlamentarier sein und trotzdem ein guter Muslim«, sagte er einmal zu Sabha – eine Aussage, die seiner zentralen These über die Übel nicht-theokratischer Regierungsformen direkt zu widersprechen schien. »Wenn sich jemand wählen lässt, weil er den Menschen dienen will, dann ist er ein guter Muslim. Aber wenn er an die Demokratie glaubt – daran, dass von Menschen erdachte Grundsätze das Zusammenleben regeln sollen – dann ist er ein Ungläubiger.«

Maqdisi wirkte durchaus angetan von dem jungen Arzt. Auch wenn jener kein Mann des Glaubens war, so war er doch die einzige weitere Person in Al-Dschafr mit einem höheren Bildungsabschluss. Die entscheidende Wende nahm ihre Beziehung, als eines Tages die jüngste von

Maqdisis Ehefrauen bei einem Besuch im Gefängnis erkrankte. Die Frau erlitt eine ungewöhnliche Menstruationsblutung, und Sabha ließ sie zur Untersuchung in seine Praxis im Dorf bringen. Das allein hätte schon für einen Skandal sorgen können – viele ultrakonservative muslimische Männer lassen ihre Frauen niemals von männlichen Ärzten untersuchen. Maqdisi hingegen war ehrlich dankbar. Ab diesem Tag wurde der Arzt bei seinen Besuchen im Zellentrakt viel freundlicher begrüßt.

Doch Höflichkeit und Intellekt sind denkbar ungeeignete Mittel, um an einem so extremen Ort wie Al-Dschafr eine Horde Männer zu kommandieren. Maqdisi brauchte jemanden, der die anderen zum Spuren brachte: einen Vollstrecker. Und in Zarqawi hatte er den perfekten Helfer gefunden – jemanden, der sich durch sklavische Ergebenheit gegenüber Maqdisi und völlige Skrupellosigkeit gegenüber allen anderen auszeichnete. »Er ist ein harter Typ«, sagte Maqdisi voller Bewunderung über seinen Stellvertreter, »und er ist ein echter Jordanier – einer von unserem Stamm«.

Ihre Persönlichkeitsstruktur hätte kaum unterschiedlicher sein können. Zarqawi hatte für zwischenmenschliche Nähe nichts übrig. Der Mann mit der Narbe lächelte nie. Wenn man ihn im Gefängnis grüßte, dann grüßte er nicht zurück, jeden Smalltalk lehnte er ab. Wenn er überhaupt sprach, dann in der Gossensprache eines Raufbolds und Kleinkriminellen, der in einem von Zarqas rauesten Stadtvierteln aufgewachsen war und früh die Schule abgebrochen hatte. Seit seiner Kindheit galt er als Unruhestifter, und seine rohen Umgangsformen sowie die Verweigerung jeder Art von Konvention trugen dazu bei, dass Zarqawi schon mit etwa 30 Jahren einen besonderen Ruf genoss und sich die ersten Legenden um ihn bildeten.

Während Maqdisi sich lieber mit Bücher und Ideen beschäftigte, war Zarqawi ein rein physischer Mensch. Seinen stämmigen, muskulösen Körper stählte er durch das Heben improvisierter Langhanteln, die aus mit Steinen gefüllten Eimern bestanden. Die hinter vorgehaltener Hand kursierenden Geschichten über seine kriminelle Vergangenheit – Messerstechereien und Schlägereien, Zuhälterei und Drogenhandel – ließen ihn gefährlich und unberechenbar erscheinen. Er war ein Mann der Tat, der vor nichts zurückschreckte.

In Afghanistan hatte er tapfer, aber mitunter auch recht rücksichtslos gekämpft, und sein Ruf als jemand, der impulsiv Gewalt einsetzte, begleitete ihn bis in seine Haft. In den ersten Gefängnissen, wo er und die anderen einsaßen, hatte er es sich angewöhnt, sich, wo es nur ging, der Obrigkeit zu widersetzen, und er hatte jeden, der ihm im Weg stand, seine Brutalität spüren lassen: mit Fäusten oder primitiven Waffen und manchmal sogar, wie man sich des Öfteren erzählte, auf sexuelle Weise. Einmal hatte er in seiner Wut einen Gefängniswärter am Uniformkragen gepackt und an einem Kleiderhaken aufgehängt. Ein anderes Mal war er der Rädelsführer von Ausschreitungen, bei denen die Insassen sich mit aus Bettrahmen gebauten Knüppeln bewaffnet hatten. »Wir sind hergekommen, um zu sterben!«, hatten die Gefangenen geschrien, und einige hätten damit sicherlich auch Recht gehabt, hätte die Anstaltsleitung nicht rechtzeitig eingegriffen und zahlreichen Forderungen der Dschihadisten nachgegeben.

Unter Maqdisis schützender Hand schien Zarqawi ruhiger zu werden, doch seine gewalttätige Energie blieb und änderte einfach nur ihre äußere Form. Zarqawi begann, den Koran auswendig zu lernen; Stunde um Stunde las er nun, manchmal starrte er auch einfach nur mit leerem Blick das aufgeschlagene Buch in seinem Schoß an. Seine zuvor so diffuse Wut richtete sich jetzt auf ein konkretes Ziel: Sie wurde zum Hass auf alle, die er für

Feinde Allahs hielt. Und die Liste war lang. Ganz oben stand Jordaniens König Hussein, den Zarqawi für den illegitimen Anführer eines Landes mit künstlich gezogenen Grenzen hielt und der für ein unaussprechliches Verbrechen verantwortlich war: Er hatte Frieden mit Israel geschlossen. Es folgten die Schergen des Regimes wie Wachen, Soldaten, Politiker, Bürokraten und unzählige weitere Personen, die vom aktuellen System profitierten. Sogar manche Gefängnisinsassen denunzierte er als *kuffar* (»Ungläubige«). Für Muslime ist dieser Begriff mehr als bloß ein Epitheton: Wird er in einer Fatwa verwendet, so bedeutet dies, dass die betreffende Person den Schutz des islamischen Rechts verloren hat und ungestraft getötet werden darf. Im Gefängnis nannten die Wachen Zarqawi und seine engsten Anhänger schon bald »al-takfiris« – »die Exkommunikatoren«. Zugleich begann Zarqawis Aufstieg zu einem einflussreicheren Anführer unter den inhaftierten Islamisten. Er forderte von den Männern absoluten Gehorsam, und er beschimpfte sie, wenn sie ein Gebet ausließen oder sich im Fernsehen Nachrichtensprecherinnen ansahen, die nicht verschleiert waren. Dass er trotz seines rüden Umgangstons so viele Bewunderer hatte, lag an seiner unerschrockenen Haltung gegenüber der Strafvollzugsbehörde. Wenn irgendwelche offiziellen Besucher nach Al-Dschafr kamen, ignorierte Zarqawi sie oft und verweigerte ihnen den Gruß. Dasselbe befahl er seinen Männern.

Als die jordanische Regierung zugestimmt hatte, die Strafvollzugsanstalten des Landes für die Inspektion durch internationale Menschenrechtsorganisationen zu öffnen, traf eines Tages ein ranghoher Beamter des Innenministeriums in Al-Dschafr ein, um sich über die dortigen Haftbedingungen zu informieren und die Insassen zu bitten, den Ausländern gegenüber nichts Negatives zu äußern. Die Islamisten weigerten sich, seine Fragen zu beantworten, geschweige denn ihn auch nur anzuschauen.

Zuerst wies der entrüstete Beamte die Männer zurecht, dann versuchte er, sich bei ihnen einzuschmeicheln und sagte, wenn sie sich kooperativ zeigten, könne sich das strafmindernd für sie auswirken.

»So Gott will, wird König Hussein euch begnadigen!«, sagte er.

Plötzlich stand Zarqawi auf und streckte seinen Finger aus bis knapp vor das Gesicht des Bürokraten. »Dein Herr ist nicht unser Herr«, fauchte er. »Unser Herr ist Allah, der Allmächtige.«

Der Besucher wurde fuchsteufelswild. »Ich schwöre bei Gott, ihr kommt hier nicht mehr heraus!«, rief er. »Ihr werdet für immer in diesem Gefängnis bleiben!«

»Bei Allah«, antwortete Zarqawi kalt. »Wir kommen hier heraus. Mit Gewalt, so Gott will.«

Manchmal zeigte Zarqawi auch eine ganz andere Seite. Sabha bekam während seiner Besuchszeiten im Gefängnis gelegentlich etwas davon mit. Diese Seite passte kaum zu Zarqawis sonstigem Verhalten; fast schien es, als litte er unter einer gespaltenen Persönlichkeit.

Jeder in Al-Dschafr wusste, wie sehr Zarqawi seine Mutter verehrte und dass er sich immer wie ein kleiner Junge benahm, wenn sie ihn besuchte. Schon Tage vorher schrubbte er im Spülstein seine Kleidung und räumte in der Gemeinschaftszelle seinen Bereich auf. Einige Insassen kannten seine gefühlvollen Briefe an sie und seine Schwestern. Zarqawis Ehefrau Intisar und ihre zwei gemeinsamen kleinen Kinder kamen bei ihm nur selten zur Sprache; seiner Mutter und seinen Schwestern dagegen schrieb er überschwängliche Zeilen, ausgeschmückt mit Gedichten und umrahmt von gezeichneten Blumen.

»Oh Schwester, wie viel hast du gelitten durch meine Inhaftierung wegen meines Glaubens«, schrieb er an Umm Qadama in einem abwechselnd mit blauer und roter Tinte geschriebenen Brief mit sorgfältig gemalten Schriftzeichen. Seinen Brief schloss er mit einem Gedicht:

»Ich schrieb Dir einen Brief, meine Schwester,
Aus dem Wunsch meines Herzens heraus.
Das Erste, das ich Dir schreibe, ist meines Herzens Feuer,
Das Zweite sind meine Liebe und Sehnsucht.«

Die zweite Personengruppe, die von Zarqawi übertriebene Aufmerksamkeit erhielt, waren die Kranken und Verletzten unter seinen Männern. Erkrankte einer der Islamisten, verfiel Zarqawi in die Rolle des heroischen Krankenpflegers, der seine eigene Decke und seine Vorräte spendete, damit es dem Kranken besser ging. Ständig schaute er Sabha und einem zweiten Arzt, den die Vollzugsanstalt inzwischen angestellt hatte, über die Schulter und beschimpfte sie, wenn er das Gefühl hatte, sein Untergebener werde nicht so gut versorgt, wie er es verdiene. »Wo ist das Medikament, das Sie dem hier versprochen haben?«, brüllte er sie dann an, wie sich Sabha später erinnerte. Als einmal einer der Insassen Al-Dschafr für ein paar Tage verlassen hatte, um in der Klinik behandelt zu werden, führte sich Zarqawi wie ein nervöser Elternteil auf und nervte Sabha ununterbrochen mit der Frage, ob es etwas Neues über den Zustand des Mannes gäbe.

Vor allem aber staunte Sabha darüber, wie mitfühlend der Mann mit der Narbe mit dem Schwächsten der Insassen umging: Eid Dschahalin, jener Pechvogel, der beim missglückten Anschlag auf das Pornokino beide Beine verloren hatte. Dschahalin, der neben seiner körperlichen Versehrtheit auch noch unter einer psychischen Störung litt, hatte trotz seiner extremen Behinderung stets mit den anderen Islamisten die Zelle geteilt. Zarqawi kümmerte sich aufopfernd um ihn, er half ihm beim Waschen, beim An- und Auskleiden, beim Essen. Fast täglich konnte man zusehen, wie er den Beinlosen kurzerhand hochhob und zur Toilette trug. Sabha vermutete, dass dieses tägliche Ritual

mindestens so viel mit Zarqawis sehr spezieller Auffassung von Anstand zu tun hatte wie mit echtem Mitgefühl für seinen Kameraden.

Nach dem strengen Moralkodex der Islamisten war es eine Demütigung und zugleich eine Sünde, den Körper eines Mannes im Beisein anderer Männer zu entblößen. Eines Abends besuchte Sabha die Zelle, gerade als Dschahalin einen seiner gelegentlichen Schreikrämpfe hatte, die man meist nur mit antipsychotischen Arzneimitteln in den Griff bekommen konnte. Sabha hatte schon seine Spritze ausgepackt und bereitete die Injektion vor, als sich auf einmal Zarqawi vor ihm aufbaute. Ohne ein Wort nahm Zarqawi aus einem der Betten eine Decke und legte sie über Dschahalins Unterkörper. Er hielt die Decke mit einer Hand fest und zog mit der anderen den elastischen Bund der Hose des Behinderten ein Stück weit herunter – gerade so viel, dass ein schmaler Streifen Haut zum Vorschein kam. Dann winkte er dem Arzt.

»Achten Sie darauf, dass Sie die richtige Stelle erwischen«, wies er ihn an.

Sabha fühlte durch Dschahalins Kleidung nach dem Beckenknochen, fand ihn und schob die Nadel in das blasse Fleisch.

Als er fertig war und Dschahalin wieder ruhig, bemerkte Sabha, wie Zarqawis Blick auf ihm ruhte. Er sah zufrieden aus, doch da war noch etwas anderes in seinen Reptilienaugen – etwas, das dem Arzt vorher noch nie aufgefallen war. Fast glaubte Sabha, es könne der Ansatz eines Lächelns sein.

Mit den Minusgraden des Winters 1998 trafen ganze Scharen von Neuankömmlingen ein, die aus verschiedenen überfüllten Gefängnissen in anderen Landesteilen nach Al-Dschafr verlegt wurden. Die Islamisten blieben nach wie vor zusammengepfercht, doch allmählich zeigten sich ein paar kleine Risse im Gefüge. Einige der Dschihadisten

bekannten offen, sich Zarqawi als Anführer zu wünschen. Sie waren Maqdisi und sein professorenhaftes Gebaren langsam leid.

Auch wenn Zarqawi keinerlei Anstalten machte, sich gegen seinen Mentor aufzulehnen, trat die Haltung vieler Insassen immer deutlicher zutage. Mit Maqdisis nuancierten theologischen Argumenten konnten die Schulabbrecher und Kleinkriminellen, aus denen die Gruppe größtenteils bestand, wenig anfangen. Sie wollten einen robusten Typen, der sich auf der Straße behaupten konnte, einen Streithahn, der stets deutliche Worte fand und keine Kompromisse einging – kurz: einen wie Zarqawi. Maqdisi gab selbst zu, kein Krieger zu sein. Damals, in den arabischen Ausbildungscamps in Afghanistan, war es ihm einfach nicht gelungen, zu lernen, wie man eine Waffe benutzt.

»Er war kein Kämpfer, der zwischen Kugeln, Raketen und Panzern leben konnte«, erklärte später einer der Afghanistanveteranen. »Nicht einmal einen Tag lang.«

Augenscheinlich gefiel es Zarqawi, den Ton anzugeben. Während Maqdisi für die geistlichen Belange zuständig blieb, übernahm er mit dem Segen seines Mentors allmählich eine dominantere Rolle. Zum ersten Mal wurden nun einflussreiche Menschen außerhalb des Gefängnisses auf ihn aufmerksam. Maqdisi hatte unter den Islamisten in der Diaspora, von London bis hin zu den palästinensischen Städten der Westbank, zahlreiche Bewunderer. Einige von ihnen verfügten über stattliche Ressourcen und waren im gesamten Nahen Osten, in Nordafrika und Europa gut vernetzt. Ihnen blieb nicht verborgen, dass Maqdisis rechte Hand im Gefängnis ein Afghanistanveteran war, der als außergewöhnlich mutig sowie als echte Führernatur galt.

Inzwischen hatte Sabha immer mehr mit Zarqawi zu tun. Ihre Beziehung wurde zunehmend herzlicher, auch wenn sie nicht direkt freundschaftlich miteinander umgingen.

Eines Abends, als Sabha seine gewöhnliche Runde machte, zog Zarqawi den Arzt beiseite. Er hatte eine Bitte, bei der es zum ersten Mal nicht um einen seiner Männer, sondern um ihn selbst ging.

»Ich glaube, ich habe hohe Blutzuckerwerte«, begann er. »Meine Mutter hat Diabetes, vielleicht liegt das in der Familie. Können Sie das testen?«

Sabha half natürlich gerne, aber die Sache war nicht ganz einfach. Der entsprechende Test konnte nicht im Gefängnis durchgeführt werden, denn die von Ratten verseuchten Zellen in Al-Dschafr waren so schmutzig, dass man dort kein Blut abnehmen konnte – das Infektionsrisiko war zu hoch. Man würde Zarqawi zur Arztpraxis im Dorf bringen müssen.

Damit stellte sich ein weiteres Problem: die behördliche Genehmigung, die nötig war, wenn ein so gefährlicher Häftling wie Zarqawi die Anstalt kurzzeitig verlassen sollte. Wie zu erwarten, war der Gefängnisdirektor alles andere als begeistert. Was, wenn das Ganze nur ein Trick war, um Zarqawi zu befreien? Was, wenn sie im Ort von seinen Verbündeten in einen Hinterhalt gelockt wurden? Doch schließlich willigte Ibrahim ein, und man bereitete eine bewaffnete Eskorte vor, die den Gefangenen in die Arztpraxis und wieder zurück begleiten würde.

Am Tag der Untersuchung blieb Sabha in seiner Praxis, um auf seinen Patienten zu warten. Erst weit nach Einbruch der Dunkelheit fuhr ein Konvoi von zehn Fahrzeugen vor, umringt von Dutzenden mit Sturmgewehren bewaffneten Wachen. Es war die größte Militäreskorte, die Sabha je gesehen hatte, sodass er zunächst glaubte, jemand vom Königshof hätte sich in sein Dorf verirrt. Stattdessen stolperte ein einziger Gefangener aus einem der Kastenwagen und verschwand sofort wieder in einem Kokon bewaffneter Soldaten, der sich langsam auf das Haus zubewegte.

Zarqawi wurde in den Behandlungsraum geführt. Er trug seine Sträflingskleidung und war mit Handschellen gefesselt.

»Bitte nehmen Sie die ab«, bat Sabha und deutete auf die metallenen Armbänder.

»Aber der Mann ist gefährlich«, protestierte einer der Begleiter.

»Sie sind mit 50 Soldaten hier, die jede seiner Bewegungen beobachten«, gab der Arzt zurück. »Ich bestehe darauf, dass Sie dem Patienten die Handschellen abnehmen.«

Man befreite Zarqawi von seinen Fesseln, und Sabha begann mit der Untersuchung. Als er einen der Ärmel des Gefangenen hochkrempeln wollte, um die Blutprobe zu nehmen, wurde er jedoch schon wieder aufgehalten, diesmal von Zarqawi.

»Es tut mir leid.« Zarqawi rollte seinen Ärmel wieder herunter. Dann rollte er ihn wieder nach oben, diesmal ohne Hilfe. Sabha hatte abermals gegen eine von Zarqawis schwer nachvollziehbaren Regeln verstoßen und die nackte Haut des Mannes berührt.

Nach der Blutprobe brachte Sabha zum ersten Mal den Mut auf, Zarqawi zu fragen, woher die mysteriöse Narbe auf seinem Arm stamme.

»Das war eine Tätowierung«, gab er zurück. »Ein Anker.«

»Was ist passiert?«

Zarqawi erzählte, wie er sich mit 16 Jahren habe tätowieren lassen, zu einer Zeit, als er, wie er es ausdrückte, »nicht sehr islamisch gesinnt« war. Nachdem er sich der Dschihad-Bewegung angeschlossen hatte, schämte er sich so sehr für seine Tätowierung, dass er mit diversen Mitteln versuchte, sie zu entfernen, unter anderem mit Bleichmittel. Davon wurde zwar die Haut rot und entzündete sich, doch das Tattoo blieb, wo es war.

Schließlich ließ er sich von einem seiner Verwandten aus Zarqa eine Rasierklinge in das Gefängnis schmuggeln, in

dem er damals inhaftiert war. Der Verwandte schnitt Zarqawi um die Tätowierung herum zwei elliptische Linien in den Arm und schälte dann die oberen Hautschichten ab. Als das meiste vom Tattoo fort war, nähte er die Wunde mit ein paar groben Stichen zu.

Man konnte Sabha sein Entsetzen über diese Geschichte ansehen, aber Zarqawi zuckte nur mit den Schultern, als sei der Schnitt eines Fleischstücks aus dem eigenen Leib so normal wie das Zertreten einer Kakerlake. Schließlich gebot es der Islam – oder besser: seine Auffassung vom Islam. Das war eine unbestreitbare Tatsache, der Rest war nichts als Willenskraft.

»Tätowierungen«, erklärte er ungerührt, »sind *haram*. Verboten.«

Sabha beendete seine Untersuchung, und Zarqawi, der keinerlei Anzeichen eines körperlichen Gebrechens zeigte, wurde von seinen Begleitern wieder ins Gefängnis gebracht. Der Arzt blieb zurück und grübelte vor sich hin, in seiner kleinen Praxis an der Straße am Rande eines toten Sees, der mit der riesigen arabischen Wüste im Hintergrund geradezu winzig erschien.

70 Jahre zuvor war eine islamische Armee auf eben jener Straße in Richtung Norden unterwegs, auf Pferden und Kamelen, um das Land, das man Jordanien nannte, im Namen Allahs auszulöschen. Die Armee bestand aus Beduinen, die sich als Ichwan, »Brüder«, bezeichneten. Saudi-Arabiens erster Monarch, Ibn Saud, hatte sie ausgebildet und bewaffnet, um mit ihrer Unterstützung seine politischen Rivalen zu erledigen. Aber die Ichwan hatten eigene Pläne, und die beschränkten sich längst nicht nur auf die Arabische Halbinsel. Sie waren blutrünstige Fanatiker, die alle Erfindungen und Praktiken des Westens als Teufelswerk ansahen und sich selbst für die Vollstrecker Gottes hielten; die die Region von allen Subjekten säubern wollten, die sich mit Ausländern verbündeten oder in anderer Weise von ihrer engstirnigen Auslegung des Islam

abwichen. Vom unwirtlichen Ödland im Binnenland aus fielen sie Anfang der 1920er-Jahre in die neuen Länder Jordanien und Irak ein, um deren Regierungen zu stürzen und eine einheitliche islamische Theokratie zu schaffen: ein Kalifat, das den gesamten Nahen Osten umfassen sollte. Auf ihrem Weg überrannten sie ganze Dörfer und schnitten allen überlebenden Männern die Kehle durch. So wollten sie sicherstellen, dass auch die letzten Spuren westlicher Moderne vernichtet sind.

Während der saudische Monarch vergeblich versuchte, die Kontrolle über sie zu behalten, arbeitete sich die rund 1500 Kämpfer umfassende Ichwan-Armee immer weiter vor. Erst 10 Meilen vor Amman, der jordanischen Hauptstadt, konnte sie aufgehalten werden – britische Kampfflugzeuge hatten die heranrückenden Horden entdeckt und mähten sie mit Maschinengewehren nieder. Nur etwa 100 der Angreifer überlebten.

Noch bis in die 1950er-Jahre hinein beherrschten kleinere militante Gruppen Teile des saudi-arabischen Binnenlands. Fremde, die in der Nähe ihrer Dörfer auftauchten, wurden bedroht und mitunter auch getötet. Schließlich verschwanden die Ichwan, doch der unbändige Hass, der sie angetrieben hatte, starb nicht mit ihnen – im Gegenteil.

Die unerschütterliche Intoleranz der Ichwan und ihre extreme, unbarmherzige und gewalttätige Auffassung vom Islam als eine Art reinigendes Feuer setzte sich bis ins späte 20. Jahrhundert und noch weiter fort. Der Hass überlebte in den abgelegenen Dörfern im Inneren der Arabischen Halbinsel, aber auch in den ölreichen Städten an der Küste des Golfs, im zerklüfteten Gebirge im Osten Afghanistans und nicht zuletzt in den überfüllten Zellen eines berüchtigten jordanischen Gefängnisses.

In Al-Dschafr blieb der Hass hinter dicken Gefängnismauern eingeschlossen – zumindest vorerst. Nach dem Urteil des Richters in Amman hatte Zarqawi hier

noch weitere 10 Jahre abzusitzen, bis 2009. Dann würde der muskulöse, vitale Mann nicht mehr ganz so jung sein. Doch wie Sabha wusste, blieb in Jordanien nur selten jemand so lange hinter Gittern, wie es der Richterspruch ursprünglich vorsah. Schon oft waren Haftstrafen aufgrund eines Regierungswechsels drastisch verkürzt worden; mitunter reichte es sogar, dass sich die Obrigkeit die Gunst einer bestimmten religiösen Partei oder eines Stammes sichern wollte. In einem solchen Fall könnten Zarqawi und seine persönliche Armee von Anhängern plötzlich wieder auf freiem Fuß sein.

2

»Er war der geborene Anführer«

Zwei Wochen vor König Husseins Tod – vor seinen Abschiedsworten auf dem Sterbebett und vor den Beileidsbekundungen von unzähligen Trauernden und Staatenlenkern aus aller Welt, die Jordaniens bekanntestem und am längsten regierenden Staatschef Tribut zollten – rief der Monarch seinen ältesten Sohn Abdullah zu sich in den Palast und teilte ihm eine Entscheidung mit, die das Leben des jungen Mannes von Grund auf verändern und das Schicksal des ganzen Landes in eine neue Richtung lenken sollte.

Der König litt unter Lymphdrüsenkrebs und hatte gerade sechs Monate in einer Klinik in den USA verbracht. Doch der Krebs war wieder ausgebrochen, und die Ärzte sagten ihm, dass er nicht mehr viel Zeit hätte. Am 22. Januar 1999 rief er Abdullah an, der damals 36 Jahre alt war und als Kommandeur auf dem Höhepunkt seiner militärischen Laufbahn stand.

»Ich muss dich sehen«, sagte Hussein am Telefon, »umgehend.«

Abdullah bin Hussein stieg sofort ins Auto und fuhr die steile Straße hinauf zum Palast in Hummar. Von hier oben aus hatte man einen atemberaubenden Blick auf die Hauptstadt. Er fand den König im Speisesaal und erschrak über das gebrechliche Aussehen seines Vaters. Der 63-Jährige war bis auf die Knochen abgemagert, seine Haut

hatte sich von der Gelbsucht verfärbt. Das graue Haar und der Bart, wodurch er früher ein wenig das Aussehen von Sean Connery hatte, waren infolge der Chemotherapie verschwunden.

Der König schickte seine Diener fort und schloss die Tür. Dann wandte er sich an Abdullah. Blasse Finger ergriffen die Hände des Sohnes. »Ich möchte dich zum Kronprinzen machen«, sagte er.

Die Worte waren unmissverständlich. Seit mehr als drei Jahrzehnten stand dieser Titel Prinz Hassan zu, dem weltlich orientierten und verdienstvollen jüngeren Bruder des Königs. Er war zum Thronfolger ernannt worden, als Abdullah noch nicht einmal zur Schule ging. Der sportliche und jugendlich wirkende älteste Sohn des Königs hatte die letzten Jahre damit zugebracht, Panzer zu fahren, Hubschrauber zu fliegen und aus Flugzeugen zu springen. Er zeigte wenig Interesse an Politik, und auch mit den Intrigen am Königshof konnte er kaum etwas anfangen – er bevorzugte lieber das Militär mit seinen klaren Befehlshierarchien. Nun wollte sein Vater ausgerechnet ihm eine Aufgabe aufs Auge drücken, die viele kaum absehbare Gefahren barg und mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit dazu führen würde, dass Abdullah sich mit nahen Verwandten überwarf, die seit Jahren darauf warteten, endlich das Land regieren zu dürfen.

»Was ist mit meinem Onkel?«, fragte er seinen Vater schließlich, wie er sich später erinnerte.

Aber die Entscheidung des Königs stand fest. Nur wenige Tage später machte er seinen Entschluss der Öffentlichkeit bekannt, in Form eines offenen Briefes an Hassan. In diesem Brief degradierte der König seinen Bruder offiziell und deutete an, wie enttäuscht er von den raffgierigen »Emporkömmlingen« innerhalb der Königsfamilie sei, die sich »einmischten« und es »an Loyalität fehlen« ließen. Nach seinem Tod, so der König, würde die Krone vom Vater auf den Sohn übergehen – in diesem Fall somit an

denjenigen, der sich unter allen Brüdern, Neffen und den 11 Kindern des Monarchen dadurch hervorhob, dass er als Einziger gar nicht König werden wollte.

Eigentlich hätte Abdullah ohnehin Kronprinz sein müssen. Laut der jordanischen Verfassung und der jahrhundertealten Tradition der Haschemitendynastie fiel der Thron automatisch dem ältesten Sohn des Königs zu. Aber in den turbulenten 1960er-Jahren, als überall Krieg herrschte und der Monarch ständig damit rechnen musste, durch ein Attentat getötet oder durch eine Palastrevolution gestürzt zu werden, machte Hussein seinen Bruder zum Thronfolger – im Fall seines Todes brauchte das Land klare Verhältnisse.

Da Abdullah nun kein Thronanwärter mehr war, konnte er einen Großteil seiner Zeit als junger Erwachsener außerhalb Jordaniens verbringen. Er besuchte amerikanische und britische Hochschulen, wo er eine Menge weltliche Bildung genoss; was er dort aber nicht fand, waren tiefere Einblicke in die inneren Abläufe in seiner Heimat. Als er wieder zu Hause war, befasste er sich dafür eingehend mit der Kultur der jordanischen Unter- und Mittelschicht: Als Berufssoldat wohnte er anfangs in denselben armseligen Baracken und aß dieselben, mit Wüstenstaub bedeckten Feldrationen wie die übrigen Unteroffiziere. Er stieg bis zum Generalmajor auf, legte jedoch nie seine jugendliche Leidenschaft für schnelle Autos und Motorräder ab. Bei seiner Arbeit waren die schönsten Momente für ihn diejenigen, in denen er seine Sondereinsatzkräfte persönlich anführen konnte, um gegen Terroristen und andere Kriminelle vorzugehen, wie noch im Jahr zuvor, als seine Truppen den Unterschlupf von Gangstern gestürmt hatten – der Straßenkampf war live und in Farbe vom jordanischen Fernsehen übertragen worden.

Nun jedoch saß der junge Kommandant im Speisesaal des Palastes von Hummar und war von der Situation erst

einmal völlig überwältigt. Ein einziger Satz seines Vaters hatte ausgereicht, um Abdullahs Welt komplett auf den Kopf zu stellen. Das privilegierte Leben, das er mit seiner Frau und seinen zwei Kindern bisher so bequem geführt hatte, war dahin.

Obendrein hatte der König zum ersten Mal zugegeben, was er bis dahin nie laut gesagt hatte: Er würde bald sterben.

»Der Magen zog sich mir zusammen«, erinnerte Abdullah sich später. »Ich glaube, in jenem Moment habe ich mich zum ersten Mal völlig allein gefühlt.« Er verließ den Palast und fuhr sofort nach Hause. Dort fand er seine Frau Rania auf dem Fußboden des Wohnzimmers, um sich herum hatte sie zahlreiche Familienfotos ausgebreitet. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, als er ihr die Neuigkeiten verkündete, und langsam wurde beiden klar, was da eigentlich gerade geschehen war. »Bald würden wir in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses katapultiert werden, und das auf eine Weise, wie wir es uns niemals hätten vorstellen können«, schrieb er später in seinen Memoiren. »Und da draußen gab es jede Menge Wölfe, die nur darauf warteten, dass wir stolpern würden.«

Bald hatte er jedoch keine Zeit mehr, darüber nachzudenken. König Hussein beschloss, sich noch einmal einer Krebstherapie zu unterziehen und ließ sich zwecks einer weiteren Knochenmarktransplantation in die USA fliegen. So lange er sich nicht in Jordanien befand, musste Abdullah die Rolle des Regenten übernehmen. Es war ein Sprung ins kalte Wasser. Trotz seiner geringen Erfahrung sah er sich sofort zahlreichen innen- und außenpolitischen Herausforderungen ausgesetzt. Er konnte es zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen, doch zu all den dringenden Staatsgeschäften sollten bald noch die Vorbereitungen für ein Staatsbegräbnis und seine formale Krönung zum König hinzukommen.

Am 29. Januar fuhr Abdullah seinen Vater zum Flughafen, wo die Reise zur Mayo Clinic in Minnesota begann. Der König saß auf dem Beifahrersitz und sah still aus dem Fenster, während sich der Wagen durch die Straßen von Ammans wohlhabendem Westviertel mit seinen Hotelhochhäusern und Bürotürmen kämpfte. Dann wechselten sie auf die Schnellstraße zum Flughafen. Sie fuhren an den ärmeren Vororten vorbei und an Dörfern mit Märkten und kleinen, neonbeleuchteten Moscheen. Weiter ging es durchs offene Land, vorbei an schroffen Hügeln und mit Steinen übersäten Feldern. Schafe und Beduinenzelte wurden hier immer mehr von Satellitenschüsseln und Kleinlastwagen verdrängt. Abdullah legte seine Hand auf die seines Vaters. Dort ließ er sie, während sie schweigend weiterfuhren.

Der Abschied verlief reibungslos, bis sie das Flugzeug erreichten. Obwohl Abdullah versprochen hatte, ruhig und gelassen zu bleiben, verlor er für einen kurzen Moment die Fassung – er war überzeugt davon, dass er seinen Vater nie wiedersehen würde. Doch er hielt seine Tränen zurück und half seinem Vater ins Flugzeug. Dann standen beide einen Moment im Gang, um einander Lebewohl zu sagen. Der König sah seinem Sohn in die Augen, und offenbar hatte auch er mit seinen Gefühlen zu kämpfen, wie Abdullah sich später erinnerte. Statt einer Umarmung oder ein paar letzten Abschiedsworten nickte sein Vater nur. Dann wandte er sich um und ging allein den Gang hinunter. Wenige Minuten später befand sich der Kronprinz bereits auf dem Rückweg in den Palast in Amman, wo zahlreiche Pflichten auf ihn warteten.

Als Abdullah seinem Vater das nächste Mal wieder begegnete, war dieser schon nicht mehr bei Bewusstsein. König Hussein kehrte in das Land zurück, das er fast ein halbes Jahrhundert lang regiert hatte. Doch diesmal waren keine Kameras vor Ort, als man den Sterbenden vom Flugzeug aus in einen bereitstehenden Krankenwagen

verfrachtete und nach Amman in das nach dem König benannten Gesundheitszentrum fuhr, wo Tausende Jordanier im kalten Regen Wache standen und sich weigerten heimzugehen – bis am 7. Februar 1999 kurz vor Mittag die Fernsehschirme im ganzen Land plötzlich dunkel wurden.

Abdullah saß während der letzten Stunden seines Vaters am Krankenbett. Er fühlte sich unendlich einsam, weil er seinen Vater weder trösten, noch ein letztes Mal um seinen Rat fragen konnte, wie man dieses Land denn bloß regieren solle – ein Land, das sich ständig in der Krise zu befinden schien und das genauso viele Feinde im Inland hatte wie im Ausland.

Seit der Gründung des Landes hatte Jordanien kein Ereignis erlebt, das mit solchem Aufwand begangen wurde wie die Beerdigung von König Hussein bin Talal. Noch nie hatten sich so viele Jordanier an einem Ort versammelt – schätzungsweise 800.000 Menschen (rund ein Viertel der Bevölkerung) verstopften die Gehwege und drängten sich in den Fenstern und auf den Dächern der Häuser entlang der Straße, die der in die Staatsflagge eingehüllte Sarg passieren würde. Stundenlang harrten sie in der feuchten Kälte aus, um den einzigen Herrscher zu ehren, den die meisten von ihnen jemals erlebt hatten: den lächelnden Monarchen mit der Hand zum Volkstümlichen, der das Land durch Kriege sowie innenpolitische Unruhen und am Ende dann, in seinen späten Jahren, auf einen historischen Pfad in Richtung Frieden geleitet hatte. Männer wie Frauen weinten hemmungslos, manche klagten und geißelten sich nach alter arabischer Tradition. Andere liefen neben dem Leichenzug her, und manch einer stürzte sich im Rausch der Trauer sogar vor die Wagenkolonne.

Ähnlich beeindruckend war die Ansammlung internationaler Würdenträger, die im Ragadan-Palast von Amman zusammenströmte. Keine 24 Stunden nach dem

Tod des Königs hatten die Premiers und Potentaten von 75 Ländern den Kalksteinbogen am Eingang des Palastes durchschritten, was die Kommentatoren dazu veranlasste, das Ereignis als »wichtigste Beerdigung des 20. Jahrhunderts« zu feiern. Allein schon vier US-Präsidenten gehörten zu den Besuchern, darunter der damalige Bewohner des Weißen Hauses, Bill Clinton, der kurz innegehalten hatte, bevor er die Air Force One bestieg, um Hussein als »großartigen Mann« zu loben, der »nicht nur seinem Titel, sondern auch seinem Charakter nach« ein erhabener Mann gewesen sei. Prinz Charles und der britische Premierminister Tony Blair waren ebenso nach Amman gereist wie auch UN-Generalsekretär Kofi Annan und die Staatschefs von Japan, Frankreich, Deutschland und den anderen europäischen Großmächten. Auch der russische Präsident Boris Jelzin war da, blass und desorientiert und von zahlreichen Sicherheitsleuten begleitet, verabschiedete sich aber nach wenigen Minuten bereits wieder, weil er sich nicht wohlfühlte.

Die Gäste aus dem Nahen Osten zogen jedoch die meisten Blicke auf sich. Ein echter Überraschungsgast war darunter: der syrische Präsident Hafiz al-Assad, der jahrelang mit Hussein verfeindet gewesen war. Immer wieder hatte er seinen Nachbarn über die gemeinsame Grenze hinweg angegriffen und versucht, Husseins Regierung zu untergraben. Nun mischte sich der alternde Autokrat unter die anderen Emire und Diktatoren, die alle zu verschiedenen Zeiten gegen Jordanien, gegen die Syrer oder gegeneinander gekämpft hatten. Der israelische Ministerpräsident Benjamin Netanjahu, die traditionelle hebräische Gebetskappe auf den ergrauten Locken, stand in einer Ecke der überwölbten Eingangshalle, umgeben von seinem Gefolge, dem Generäle, Leibwächter und ein bärtiger Rabbi angehörten. Jassir Arafat, der Chef der Palästinensischen Befreiungsorganisation, seine 1,57 m in einen überdimensionalen Militärmantel gehüllt, unterhielt

sich mit dem ägyptischen Staatspräsidenten Husni Mubarak. Der womöglich ängstlichste Mann im ganzen Raum war Chaled Maschal, der Anführer der Hamas, der militanten Fraktion der Palästinenser, der bereits wiederholt das Ziel israelischer Mordanschläge gewesen war. Zwei Jahre zuvor hatten Angehörige des israelischen Mossad in Amman einen Giftanschlag auf Maschal verübt – wenige Kilometer von dort entfernt, wo er jetzt stand. Er überlebte nur, weil der erzürnte König Hussein die Israelis unter Druck gesetzt hatte, bis sie seinen Ärzten das Gegengift aushändigten.

Begrüßt wurden die hohen Gäste von einem Mann, der sich in seinem schwarzen Anzug und seiner rotkarierten Kufiya offenbar nicht sehr wohlfühlte und den man ab sofort als König Abdullah II. anzureden hatte. Der neue Monarch stand am Sarg in einer Reihe mit seinen Geschwistern und Onkeln, um sich von den angereisten Präsidenten und Ministern kondolieren zu lassen. Kaum einen von ihnen kannte er persönlich. Offiziell war er noch gar nicht König, da die formelle Vereidigung vor dem Parlament erst später an jenem Tag stattfinden sollte. Dennoch hatte er bereits wenige Augenblicke nach Husseins Tod einen Auftritt im jordanischen Fernsehen, um dem Volk die traurige Nachricht zu verkünden; als er vor der Kamera stand und vom Skript in seiner Hand ablas, hinter sich das Konterfei seines Vaters, da hatten die meisten Jordanier zum ersten Mal die Stimme ihres neuen Königs gehört.

»Das waren das Urteil und der Wille Gottes«, hatte er gesagt.

Jetzt schritt er an der Spitze der Trauernden hinter dem Sarg seines Vaters zur königlichen Grabstätte, flankiert von seinem Onkel und seinen Brüdern, hinter ihm der Lieblingshengst des verstorbenen Königs, ein Schimmel namens Amr, dessen Sattel nun leer war. An der Grabstelle, die sich neben den Gedenksteinen der ersten beiden

Könige Jordaniens befand, wurde Husseins Leichnam aus dem Sarg genommen und in den Boden abgesenkt, lediglich von einem schmucklosen weißen Schleier bedeckt.

Die letzte Amtshandlung jenes Tages war die Vereidigung des neuen Königs vor den beiden Kammern des Parlaments. Nachdem Abdullah seinen Amtseid abgelegt hatte, stellte der Senatsvorsitzende der Nation ihren neuen Souverän vor mit den Worten: »Möge Gott Seine Majestät, König Abdullah, schützen und ihm großen Erfolg gewähren.«

Jetzt war es offiziell, und doch hatte die ganze Situation etwas Irreales. Als der neue König die Zeremonie verließ, erschrak er fast, als einer seiner Berater ihm zurief: »Majestät, hier entlang!«

»Aus reiner Gewohnheit sah ich mich nach meinem Vater um«, erinnerte er sich später.

Doch ab sofort trug der Sohn diesen Titel und regierte das Land – ein Land, dessen Wirtschaft schwächelte, das politisch und religiös zerstritten war und unter regionalen Konflikten litt.

Zugleich hatte er ganze Legionen von Feinden geerbt. Einige von ihnen lebten in seiner unmittelbaren Umgebung und wollten seinen Posten. Andere waren ausländische Potentaten, denen ein unabhängiges Jordanien nicht in ihre Pläne für die Region passte. Wiederum andere waren religiöse Extremisten, die ein säkulares Jordanien, das sich am Westen orientierte, generell ablehnten. In den ersten Monaten des Jahres 1999, als sich der haschemitische Thronerbe zögerlich an sein neues Amt gewöhnte, beobachteten sie ihn alle argwöhnisch und lauerten begierig auf seinen ersten Fehltritt.

Jeder, der im Nahen Osten ein Land regiert, kann sich von dem Gedanken verabschieden, an Altersschwäche zu sterben. Das gilt vor allem für Jordanien, wo das außerordentliche Gefahrenpotenzial dieser Aufgabe

offenbar einen besonders großen Appetit auf gefährliche Hobbys hervorruft.

Hussein überlebte im Laufe seines Lebens mindestens 18 Attentate. Er war gerade einmal 15 Jahre alt, als sein Großvater, Jordaniens erster König Abdullah I., an einem Sommertag des Jahres 1951 von einem Palästinenser erschossen wurde, als die beiden die al-Aqsa-Moschee in Jerusalem besuchten. Der junge Prinz verfolgte den Attentäter und wurde dabei selbst zur Zielscheibe, als dieser sich umdrehte und auf ihn feuerte. Glücklicherweise prallte die Kugel an einer Medaille an der Uniform des Jungen ab (so zumindest meldete es der Palast). Auch später versuchten Husseins Feinde immer wieder, ihn umzubringen: mit Angriffen aus dem Hinterhalt, Flugzeugabstürzen und sogar vergifteten Nasentropfen. Letztere entdeckte Hussein allein deshalb, weil er versehentlich das Fläschchen umgestoßen hatte; daraufhin hatte er entsetzt dabei zugesehen, wie sich die schäumende Flüssigkeit durch die verchromten Badezimmerarmaturen fraß. Der König entkam dem Tod so oft, dass es beinahe schien, als umgebe ihn eine Aura der Unverwundbarkeit. Viele Jordanier sagten, Hussein besitze *baraka* – die besondere Gunst Allahs. Dass einer der Söhne ebenso gesegnet sein würde wie der Vater, schien eher unwahrscheinlich.

Hussein ließ sich von den Anschlägen nicht einschüchtern. Wenn überhaupt, so beflügelten sie ihn darin, auch in der Freizeit das Risiko zu suchen: Begeistert fuhr er schnelle Sportwagen, flog Hubschrauber und Kampfjets. Einmal nahm er den ehemaligen US-Außenminister Henry Kissinger und dessen Frau mit auf einen (buchstäblich) atemberaubenden Ausflug, um ihnen sein Land zu zeigen: Am Steuerknüppel eines Hubschraubers jagte der König mit seinen Gästen über die Hügel Jordaniens und flog dabei so niedrig, dass sie die Palmen unter sich streiften. Wie Kissinger sich später

erinnerte, versuchte seine Frau den König höflich darum zu bitten, in einer etwas sichereren Höhe zu fliegen.

»Ich wusste gar nicht, dass Hubschrauber so niedrig fliegen können«, meinte sie.

»Oh! Die können noch viel niedriger fliegen!«, antwortete der König. Daraufhin sank er noch tiefer und schrammte mit den Kufen über den Erdboden.

»Da bin ich binnen Minuten um mehrere Jahre gealtert«, so Kissinger.

Als er sich für Abdullah als seinen Nachfolger entschied, wählte Hussein jemanden, der ihm – zumindest in dieser Hinsicht – stark ähnelte. Im Gegensatz zum vergeistigten und stets übervorsichtigen Prinz Hassan, dem Bruder des Königs, teilte Abdullah das oft betont informelle Auftreten seines Vaters sowie dessen Hang zu Aktivitäten, die das Adrenalin in Schwung brachten. Als er noch ein Kind war, quietschte Abdullah jedes Mal vor Vergnügen, wenn ihn sein Vater im Roadster mitnahm und auf seinem Schoß sitzen ließ, während sie eine Spritztour durch die Wüste machten – hinter ihnen riesige Staubwolken, vor ihnen die leere Schnellstraße und aus dem Autoradio der Titelsong der Zeichentrickserie »Popeye«. Er wurde zum Adrenalinjunkie, der von Motorrädern, Rennwagen, Flugzeugen und vom Fallschirmspringen nicht genug kriegen konnte.

Auf dem Internat in den USA tat sich Abdullah als Ringer und Leichtathlet hervor wie auch als Spaßvogel, der anderen gerne Streiche spielte. Auf der renommierten britischen Kadettenanstalt Sandhurst lehnte er den prestigereichen Posten des Infanterieoffiziers ab und entschied sich stattdessen für das Panzerfahren. Besonders mochte er den flinken, gepanzerten Fox, mit 30-Millimeter-Geschütz und Rädern statt Ketten. Einmal führte er eine ganze Fox-Kolonne an, die westlich von London neben der M4-Autobahn entlangfuhr und aus den kantigen Fahrzeugen das letzte Quäntchen an Leistung

herauspressten, bis sie schneller waren als der zivile Verkehr ein paar Meter weiter. Nach ein paar Minuten Vollgas bemerkte er, wie ein Polizeiwagen mit eingeschaltetem Blaulicht neben ihnen fuhr.

Der Polizeibeamte signalisierte ihm, die Kolonne anzuhalten. Dann näherte er sich kopfschüttelnd Abdullah im Leitfahrzeug. »Ich habe keine Ahnung, wie ich Ihnen hierfür ein Strafmandat geben soll«, gab der Polizist zu. Am Ende kamen die Kadetten mit einer Verwarnung davon.

Der Ruf des Prinzen als Gefahrensucher hätte beinahe sein Werben um die stilvolle und hübsche Rania al-Yasin beendet, noch bevor dieses offiziell begonnen hatte. Die zukünftige Königin war damals 22 Jahre alt und arbeitete in der Marketingabteilung von Apple, als die beiden einander bei einer Abendveranstaltung kennenlernten. Abdullah war sofort hingerissen von ihr, doch Rania gab ihm zunächst einen Korb. Abdullah war damals 30 Jahre alt und kommandierte ein Panzerbataillon. Seine Haut war von der Sonne gegerbt, und er führte einen eher zweifelhaften Ruf. Rania kam aus der palästinensischen Mittelschicht und hatte wenig Interesse daran, die neueste Eroberung des Prinzen zu sein, wie Abdullah Jahre später in seinen Memoiren schrieb.

»Ich habe einiges über dich gehört«, sagte Rania damals zu ihm.

»Ein Engel bin ich nicht«, gab Abdullah zu, »aber mindestens die Hälfte von dem, was du über mich gehört hast, ist nichts als Gerede.«

Schließlich kam es doch noch zu einem Rendezvous. Sechs Monate später nahm er allen Mut zusammen und fuhr mit Rania zu einem seiner Lieblingsorte in Jordanien. Dort, auf dem Gipfel eines Hügels, der ihm und seinem Vater öfter als Kulisse für waghalsige Autorennen gedient hatte, stellte Abdullah ihr die Frage aller Fragen. »Ich hatte gehofft, dass das Ganze etwas romantischer wird«, gab er später zu. Aber diesmal wurde er von Rania nicht

abgewiesen. Am 10. Juni 1993 heirateten sie, gerade einmal zehn Monate, nachdem sie sich kennengelernt hatten.

Erstaunlicherweise war schon wenige Wochen, nachdem aus ihm König Abdullah II. geworden war, vom einst schnoddrigen Bataillonskommandanten und Adrenalinjunkie nichts mehr übrig. Der Mann, der sich aus Hunderten Flugzeugen gestürzt hatte, setzte nun alles daran, Risiken für sein Leib und Leben zu vermeiden. Er versuchte, die früheren Streitigkeiten mit anderen Angehörigen der Königsfamilie beizulegen. Seinem jüngeren Bruder Haschem, dem Sohn Husseins mit dessen äußerst beliebten vierten Frau, der in Amerika geborenen Königin Noor, bot er die Position des Kronprinzen an. Dafür entließ oder degradierte er mehrere Spitzenbeamte der Sicherheitsdienste, von denen er glaubte, dass sie allzu enge Beziehungen zu seinem Onkel, seiner Stiefmutter oder anderen Verwandten führten. Dann veranlasste er, dass seine eigene, betont nicht-adlige Frau Königin wurde. Daraufhin verließ Königin Noor Jordanien und kehrte nie wieder zurück.

Weitere Gefahren lauerten jenseits der Landesgrenzen. Schnell ging der neue König in die diplomatische Offensive: Er reiste nach Saudi-Arabien und in die anderen Emirate am Golf, um die beinahe zehn Jahre währenden Differenzen zur Neutralität Jordaniens im Ersten Irakkrieg zu beseitigen. Er lud Israels notorisch angriffslustigen Ministerpräsidenten Netanjahu zu einem gegenseitigen Kennenlernen beim Mittagessen nach Amman ein. Er versuchte sogar, die Beziehungen seines Landes zu Syrien zu verbessern, indem er zunächst mit Präsident Hafiz al-Assad Kontakt aufnahm und sich dann, nach dem Tod des Autokraten, mit dessen Sohn Baschar al-Assad anfreundete. Assad Junior war ebenfalls Anfang 30 und im Westen ausgebildet, und wie Abdullah war auch er als Nachfolger seines Vaters eine recht überraschende Wahl gewesen.

Dann endlich war die Zeit gekommen, mit den Islamisten Frieden zu schließen. Zumindest mit einigen von ihnen.

Schon lange hatten die jordanischen Könige versucht, im Land für Stabilität zu sorgen, indem sie wackelige Bündnisse mit den religiösen Fundamentalisten schmiedeten, ihnen eine Stimme im Parlament zubilligten. Darüber hinaus waren sie mit Reformen insgesamt eher vorsichtig, um zu vermeiden, in der nach wie vor äußerst konservativen Stammesgesellschaft für zu viel Unruhe zu sorgen. König Hussein hatte sich in den 1960er- und 1970er-Jahren auf die muslimischen Imame gestützt, die ihm halfen, akute Bedrohungen durch Marxisten und panarabische Nationalisten abzuwehren. Viele dieser Kleriker waren erzürnt, als Hussein 1994 mit Israel Frieden schloss; dennoch gelang es dem König, mit der prominentesten islamistischen Gruppe des Landes, der Muslimbruderschaft, geradezu herzliche Beziehungen zu pflegen. Wiederholt lobte er die Muslimbrüder als »Rückgrat des Landes«.

Der neue König suchte einen ganz ähnlichen Ansatz. Wenige Wochen nach seinem Amtsantritt lud Abdullah die Führungsriege der Muslimbruderschaft zu einem informellen Treffen in seiner Residenz ein. Als die Geistlichen mit ihren flatternden Roben und wallenden Bärten im Palast eintrafen, überreichten sie dem Monarchen eine Liste von Beschwerden darüber, welche prominenten muslimischen Aktivisten ihrer Meinung nach schlecht behandelt wurden. Sie ereiferten sich über die angebliche Pressezensur und die obskuren Wahlgesetze des Landes, die, wie sie sagten, dafür sorgten, dass ihre politischen Kandidaten keine Sitze im Parlament gewinnen konnten. Abdullah hörte seinen Besuchern höflich zu, und als sich die Wogen langsam glätteten, wartete er mit einem unerwarteten Geschenk auf: Die Regierung würde umgehend 16 Aktivisten der Muslimbruderschaft auf freien Fuß setzen, die nach Straßenprotesten inhaftiert worden

waren. Wie Journalisten hinterher erzählten, zeigten sich die Besucher begeistert, im neuen König einen Sympathisanten der Islamisten gefunden zu haben.

»Eure Majestät, wir sind bei Euch«, teilte der Anführer der Muslimbrüder Abdullah mit, »als *ein* Team, *eine* Körperschaft, die auf Euch vertraut.«

Wäre es doch nur so einfach gewesen. Trotz der gelegentlichen rhetorischen Seitenhiebe gegen die Monarchie gehörte die Muslimbruderschaft durchaus zum jordanischen Establishment. Andere Islamisten ließen sich nicht so einfach durch die Freilassung einer Handvoll Gefangener oder durch vage Versprechungen, das Wahlsystem zu ändern, beschwichtigen. Die Muslime wollten ein Mitspracherecht daran, wie das Land regiert wurde, auch wenn sie dabei unterschiedliche Ziele verfolgten. Abdullah war bereit, bis zu einem gewissen Punkt einzulenken. Der junge König hatte bereits in Interviews geäußert, aus Jordanien eine echte konstitutionelle Monarchie machen zu wollen, mit einem König als nominellem Staatsoberhaupt, aber regiert von einem Ministerpräsidenten, den die Volksvertreter im Parlament wählten. Abdullahs Berater indes bestanden darauf, die Reformen langsam und behutsam anzugehen. In einem Land mit wenig demokratischer Tradition, so argumentierten sie, konnten allzu rasche und umfassende Veränderungen schnell nach hinten losgehen. Die Islamisten hatten bereits eine große Zahl von Anhängern, zudem waren sie organisiert, motiviert und finanziell gut ausgestattet. Sie konnten im Handumdrehen eine Parlamentswahl gewinnen, durch welche die Zukunft des Landes in die Hände von Männern fiele, von denen zumindest einige eine radikal andere Vision für Jordanien hatten als die Muslimbrüder.

Die Männer mit den Turbanen, die mit Abdullah am Tisch saßen, ließen immerhin mit sich reden. In Jordanien und anderswo in der Region gab es aber durchaus auch Leute,

die vernünftigen Argumenten (im westlichen Sinne) nicht zugänglich waren. Diese konnten nur bekämpft werden.

Bereits zu der Zeit, als die Monarchie eingerichtet wurde, musste sich Jordanien mit islamischen Extremisten auseinandersetzen, und die Nation hatte die damaligen Kämpfe noch immer nicht ganz überwunden. Für einige Islamisten war bereits die Existenz dieses Staates ein Gräuel, den die Kolonialmächte geschaffen hatten, um die Muslime zu spalten und schwach zu halten. Die jordanische Königsfamilie, die Haschemiten – die immerhin 900 Jahre lang über die heilige Stadt Mekka herrschten –, hatte eine zentrale Rolle bei diesem Verrat gespielt.

Tatsächlich gab es bis Anfang des 20. Jahrhunderts kein Land mit dem Namen Jordanien, und es gab auch keine Volksgruppe, die »Jordanier« geheißen hätten. 1000 Jahre lang hatte der wasserarme Landstrich östlich des Jordans einfach nur zum islamischen Kalifat gehört, das die gesamte Arabische Halbinsel und die Levante umfasste und sich mitunter bis in den Balkan und nach Nordafrika erstreckte. Die ersten Kalifen, die als Nachfolger des Propheten Mohammed galten, hatten ihren Regierungssitz in Damaskus und in Bagdad. Sie wurden später von den Osmanen verdrängt, die das Islamische Reich noch einmal erweiterten und ein osmanisches Kalifat einrichteten, an dessen Spitze ein mächtiger Sultan stand, der in Istanbul residierte. Immerhin ließen die türkischen Eroberer in Mekka eine begrenzte Selbstverwaltung zu, und so konnten die Haschemiten erneut die Kontrolle über die heiligen Stätten der Stadt übernehmen, über die sie bereits im 10. Jahrhundert geherrscht hatten. Doch dann, Anfang des 20. Jahrhunderts, trat ein Haschemit auf, dessen Ehrgeiz und Kühnheit das Schicksal der Familie in eine neue Richtung lenken sollte und dafür sorgte, dass die Grenzen im Nahen Ostens neu gezogen wurden.

Als Scharif Hussein ibn Ali, der 78. Emir von Mekka und Urgroßvater von Jordaniens König Hussein, an die Macht kam, stand das Osmanische Reich kurz vor dem Zusammenbruch. Während sich die Türken gleich zu Beginn des Ersten Weltkrieges auf die Seite von Deutschland stellten, begann Hussein ibn Ali geheime Verhandlungen mit den Briten. Sein Ziel war es, einen Aufstand herbeizuführen, der den Arabern die Unabhängigkeit sichern sollte. 1916 erklärte er sich bereit, zusammen mit Großbritannien und seinen Verbündeten gegen die Türken zu kämpfen. Im Gegenzug versprachen ihm die Briten die zukünftige Anerkennung der arabisch-islamischen Nation. Vier von Hussein ibn Alis Söhnen – Ali, Faisal, Abdullah und Zeid – führten im Rahmen der folgenden Auseinandersetzungen, die als »Arabische Revolte« in die Geschichtsbücher einging, eigene arabische Armeen an. Mitunter kämpften sie Seite an Seite mit dem britischen Offizier Thomas Edward Lawrence, dem Hollywood in *Lawrence von Arabien* ein Denkmal setzte.

Die Araber trugen den Sieg davon, doch die Briten dachten überhaupt nicht daran, ihr Versprechen gegenüber Hussein ibn Ali zu halten. Mit dem geheimen Sykes-Picot-Abkommen von 1916 teilten Großbritannien und Frankreich die eroberten osmanischen Gebiete in ein britisches und ein französisches Protektorat auf. Nach dem Krieg wurden mehr oder weniger willkürliche Grenzen gezogen und neue Staaten gegründet – Staaten, die es so bisher nie gegeben hatte. Irak und Syrien gehörten dazu und auch der schmale Streifen Land zwischen Jordan und Mittelmeer – das Heimatland der Juden, wo später Israel entstehen sollte.

In der Wüste östlich des Jordans, wo die Beduinenstämme lebten, schufen die Briten eine Enklave für Hussein ibn Alis dritten Sohn, Abdullah I. Dies war immerhin ein kleiner Schritt in Richtung dessen, was die Briten dem Herrscher von Mekka ursprünglich zugesichert hatten, aber ihrer

Neugründung – zunächst »Emirat Transjordanien« getauft und später in »haschemitisches Königreich Jordanien« umbenannt – fehlten ein paar wichtige Voraussetzungen, um sich zu einem richtigen Staat entwickeln zu können. Weder existierte ein historischer Präzedenzfall für ein solches Land noch gab es so etwas wie eine gemeinsame nationale Identität der verschiedenen Stämme, die in dieser Region lebten. Der neue Staat besaß nicht einmal nennenswerte Öl- oder Gasreserven, geschweige denn abbaubare Mineralien oder auch nur Wasser, um eine Agrarindustrie schaffen zu können. Selbst Emir Abdullah war ein Import aus dem Ausland. Viele politische Beobachter gingen damals davon aus, dass Transjordanien nicht lange als autonomer Staat bestehen würde. Wahrscheinlich würde früher oder später einer der mächtigeren Nachbarstaaten das künstliche Gebilde schlucken.

Die erste ernsthafte Gefahr für Jordanien stellten die Ichwan-Rebellen dar, die das Land in den 1920er-Jahren überfielen und zuletzt nur durch eine Intervention der Saudis besiegt werden konnten. Ende der 1960er-Jahre bedrohten dann palästinensische Guerillas Jordaniens Souveränität. 400.000 palästinensische Einwanderer waren innerhalb von drei Jahrzehnten Krieg nach Jordanien geflüchtet, und aus dieser Masse an Flüchtlingen heraus entstand ein Gemisch aus militanten Gruppen, die die jordanische Armee angriffen und immer wieder Mordanschläge auf König Hussein verübten. Der Monarch startete eine Offensive, die man später als Schwarzer September bezeichnete und bei der Tausende militanter Palästinenser getötet und noch weitaus mehr nach Syrien oder in den Libanon vertrieben wurden. Auch in der palästinensisch geprägten Stadt Zarqa wurde gekämpft, als dort ein Junge von vier Jahren lebte, der sich Jahre später Abu Mus‘ab az-Zarqawi nennen sollte.

In den 1980er-Jahren drohten regionale Unruhen über die Landesgrenzen auf das relativ friedliche Jordanien überzugreifen. Tausende palästinensische Jugendliche stießen bei der ersten Intifada mit israelischen Truppen zusammen, und zugleich meldeten sich Hunderte junge Jordanier freiwillig, um in Afghanistan gegen die Sowjets zu kämpfen. Einige brachten neue militärische Fertigkeiten und Ideen mit, als sie in ihre Dörfer und Flüchtlingslager zurückkehrten. Ein paar von ihnen, wie Zarqawi, bildeten Gruppen und machten sich auf die Suche nach Wegen, den Kampf gegen alle von ihnen wahrgenommenen Feinde des Islam fortzusetzen.

Dennoch waren diese radikalen Islamisten zahlenmäßig schlecht aufgestellt und für gewöhnlich nicht gut organisiert. Wie andere arabische Herrscher auch versuchten die jordanischen Monarchen, der Bedrohung dadurch zu begegnen, dass sie leistungsfähige und skrupellose Geheimdienste einrichteten, um die Extremisten in Schach zu halten. Zugleich kooperierten sie mit gemäßigteren Islamisten, denen sie eine privilegierte Position zugestanden und begrenzte politische Freiheiten gewährten. Genau wie sein Vater unterstützte Abdullah die Muslimbruderschaft als eine der gemäßigten oppositionellen Kräfte in Jordanien. Und genau wie seine Vorfahren suchte er Mittel und Wege, um die informelle Allianz immer wieder zu stärken. Gelegentliche Gefälligkeiten und Zugeständnisse, von denen die Führungsriege dieser Gruppe politisch profitierte, sorgten dafür, dass sie der Krone gewogen blieb.

Eine solche Gelegenheit bot sich im März 1999, gerade als die offizielle 40-tägige Trauerzeit für den verstorbenen König Hussein zu Ende ging. Seit der Staatsgründung Jordaniens war es üblich, dass ein neuer König bei Amtsantritt eine Generalamnestie verkündete und zahlreiche Häftlinge begnadigte, die für gewaltfreie oder politische Straftaten verurteilt worden waren. So konnte

sich der Monarch von gewissen Altlasten befreien und bei einigen wichtigen Wahlkreisen punkten, von den Islamisten bis hin zu den mächtigen Stämmen in Ostpalästina. Um eine maximale politische Wirkung zu erzielen, übertrug der König dem Parlament die Aufgabe, eine Liste von freizulassenden Gefangenen aufzustellen und die rechtlichen Belange der Amnestie auszuarbeiten. Die Liste wuchs erst auf 500 Namen an, dann auf 1000 und schließlich auf 2000. Selbst dann noch schob die Legislative neue Namen hinterher.

Die Debatte über die Namen wurde schließlich sogar öffentlich. Verurteilte Gewaltverbrecher und Terroristen waren von vornherein von der Amnestie ausgenommen, doch einige Parlamentsmitglieder bestanden darauf, zahlreiche Gefangene zu begnadigen, die den Wehrdienst verweigert hatten oder Angriffe gegen Israelis mitgeplant hatten. Andere drängten auf die Begnadigung der sogenannten arabischen Afghanen, Veteranen des Heiligen Krieges gegen die Sowjets in Afghanistan, die nach ihrer Rückkehr nach Jordanien islamistische Zellen gebildet hatten.

»Jordanien befindet sich an der Schwelle zu einer neuen Phase in seiner Geschichte, und das bedeutet, dass die Regierung ein paar Dinge ändern sollte, vor allem was den Umgang mit politischen Gefangenen betrifft«, verkündete Saleh Armuti, der Vorsitzende der jordanischen Anwaltsvereinigung, in der *Jordan Times,* während sich die Verhandlungen dahinschleppten. Doch einige Vorsteher der jordanischen Strafverfolgungsbehörden sahen eine Katastrophe im Entstehen. »Die meisten von denen sind Wiederholungstäter, deren Gesichter wir immer wieder sehen werden«, kritisierte ein leitender Polizeibeamter in einem Interview mit selbiger Zeitung. »Das sind Schläger, die, einmal freigelassen, anderen schaden werden.«

Am Ende segnete das Parlament die mittlerweile über 2500 Namen umfassende Liste ab und schickte sie zur

letzten Freigabe an den Palast. Der König war seit sechs Wochen in Amt und Würden und hatte gerade erst begonnen, sich durch das dreidimensionale Minenfeld aus Legislative, Stammes- und Königspolitik hindurchzukämpfen. Nun hatte er die Wahl: Entweder unterzeichnete er die Liste oder er schickte sie zum Parlament zurück, wo man wieder wochenlang darüber debattiert hätte.

Er unterzeichnete sie.

Mehrere Monate sollten vergehen, bis Abdullah erfuhr, dass auf der Liste mehrere arabische Afghanen aus dem Al-Dschafr-Gefängnis aufgeführt waren, deren an die Ichwan-Rebellen erinnernder Eifer, den islamischen Glauben »reinigen« zu wollen, sie eigentlich sofort für eine Amnestie hätte disqualifizieren müssen. Zu diesem Zeitpunkt war aus dem obskuren Dschihadisten namens Ahmad Fadil al-Chalaila bereits der Terrorist Abu Mus‘ab az-Zarqawi geworden. Nun aber konnte selbst der König von Jordanien nichts weiter tun, als sich zu ärgern und seine Mitarbeiter zu maßregeln, so sinnlos es auch war.

»Warum hat das bloß niemand überprüft?«, wollte er immer wieder wissen.

Am Abend des 29. März 1999 traf eine Karawane gepanzerter Fahrzeuge in Al-Dschafr ein, um die ersten der dort einsitzenden vom König begnadigten Islamisten fortzubringen und in die Freiheit zu entlassen. Laut Gesetz war (und ist) der Staat verpflichtet, einen Begnadigten dorthin zu überführen, wo er ursprünglich verhaftet worden war. Also nahmen Zarqawi und sein Mentor Abu Muhammad al-Maqdisi Platz in einem Kastenwagen, der sie nach Amman bringen würde. Bei sich hatten sie ihre wenigen Habseligkeiten und frisch gestempelte Entlassungspapiere, die ihnen die Bürgerrechte zurückgaben. Sie konnten nun wieder arbeiten, Freunde besuchen, sich mit Gleichgesinnten treffen und herumreisen, wie jeder andere jordanische Staatsbürger

auch. Der Fahrer des Kastenwagens wartete, bis es dunkel war. Dann steuerte er sein Fahrzeug durch das Haupttor, an den Wachen und Maschinengewehrnestern vorbei, entlang der verdorrten Palmen, die die Köpfe hängen ließen und die Auffahrt säumten, und schließlich auf den rauen Asphalt der Schnellstraße, die zur Hauptstadt führte. Nach fünf Jahren waren die Insassen wieder freie Männer.

Aber ganz frei waren sie nicht. Beide hatten Frauen und Kinder, die sie kaum kannten, Familien, die mehr schlecht als recht die Zeit ihrer Gefangenschaft bewältigt hatten und von den Almosen der Verwandten hatten leben müssen. Beide würden bis auf Weiteres von der Geheimpolizei des Landes überwacht und hin und wieder gegängelt werden. Und beide waren an die islamistische Bruderschaft gebunden, die sie zusammen im Gefängnis geschmiedet hatten, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß.

Maqdisi hatte sich während der Monate in Al-Dschafr von den anderen Insassen immer weiter distanziert. Je näher der Tag der Entlassung gerückt war, desto öfter hatte er davon gesprochen, zu seiner Familie und seinen Schriften zurückzukehren. Er wollte in der gesamten muslimischen Welt immer mehr Leser finden, sich zugleich aber nichts zuschulden kommen lassen, um nicht wieder im Gefängnis zu landen.

Zarqawi indes war zwischen zwei Familien hin- und hergerissen – derjenigen in Zarqa und derjenigen, die er sich im Gefängnis aufgebaut hatte. Seine Al-Dschafr-Brüder waren ihm persönlich ergeben und bereit, ihm überallhin zu folgen. Doch jetzt, im Zuge der Amnestie, drohte diese neue Familie mit einem Mal zu zerfallen.

Sabha, der Gefängnisarzt, war an jenem Abend nicht vor Ort, als Zarqawi und die anderen nach Amman abreisten. Überhaupt gab es neuerdings Gerüchte, dass die gesamte Anstalt bald geschlossen werden sollte, jetzt, wo so viele Insassen begnadigt wurden und der Arbeitsaufwand für das Gefängnispersonal immer geringer wurde. Am Morgen

nach der Freilassung traf Sabha etwas früher als gewohnt zu seiner Schicht im Gefängnis ein. Im Büro des Direktors bekam er einen Kaffee und erfuhr die neuesten Nachrichten.

Oberst Ibrahim begrüßte ihn mit einem seltsamen Gesichtsausdruck. »Unser ganz spezieller Freund ist zurück«, sagte er.

Der Anstaltsleiter führte den Arzt durch den Hof in Richtung der Gemeinschaftszelle der Islamisten, wo jetzt nur noch eine Handvoll Männer einsaßen, die als Gewalttäter von der Amnestie ausgenommen waren. Als sie näherkamen, sah Sabha einen bärtigen Mann an der Tür stehen, der durch die Gitterstäbe mit den Gefangenen sprach. Es war Zarqawi.

»Seit heute Morgen um halb sechs ist er hier«, sagte der Direktor. Zarqawi war den ganzen Weg nach Amman gefahren und hatte ein paar Stunden bei seiner Mutter in Zarqa verbracht. Daraufhin hatte er sich von einem Freund ein Auto geliehen und war die ganze Nacht hindurchgefahren, um noch vor Tagesanbruch in Al-Dschafr einzutreffen. Und hier stand er nun, zurück im verhassten Gefängnis, um zu den restlichen Insassen zu predigen – wie ein Kommandant, der die Moral seiner Truppe überprüft.

Sabha sah einen Moment lang ungläubig zu. »In diesem Augenblick wusste ich: Er war der geborene Anführer«, sagte er später. »Mir war klar, dass man von ihm noch hören würde. Und entweder wäre er dann berühmt oder tot.«

3

»Ein Problem wie das hier wird man nicht mehr los«

Nach sechs Monaten in Freiheit betrat Abu Mus‘ab az-Zarqawi die Abflughalle des Queen Alia International Airport von Amman. Er wollte Jordanien verlassen, und zwar für immer. Im Gepäck hatte er neben einem frisch ausgestellten jordanischen Reisepass mit der Nummer Z393834, in dem ein Visumstempel von Pakistan prangte, auch eine druckfertige Titelgeschichte: Der Kriegsveteran und Ex-Sträfling Zarqawi ging in die Wirtschaft, um sich im internationalen Honighandel zu betätigen.

Er hatte sogar seine Mutter dabei, die 50 Jahre alte Dallah al-Chalaila, eine durchaus nützliche Staffage für jemanden, der als einfacher Geschäftsmann auf der Suche nach Partnern für seine Bienenzucht durchgehen wollte. Auffallend war die Abwesenheit seiner Frau und seiner drei Kinder. Dort, wo Zarqawi in Wahrheit hinwollte, gab es keinen Platz für eine junge Familie; außerdem plante er bereits, sich eine zweite Ehefrau zu nehmen, sobald er sich niedergelassen hatte.

Er hatte nicht mit dem Empfang gerechnet, den der Muchabarat für ihn vorbereitet hatte.

Als er sich dem Gate näherte, kamen mehrere hochgewachsene Männer in dunklen Anzügen auf Zarqawi zu, packten ihn am Arm und stießen ihn in einen Nebenraum. Alles ging ganz schnell, sodass seine Mutter,

völlig außer sich, plötzlich allein in der Abflughalle stand. Ein paar Minuten später fand sich Zarqawi im Hauptquartier der Spionageabwehr wieder. Er hatte sichtlich Mühe, sich zu beherrschen.

»Ich habe doch gar nichts getan!«, protestierte er. »Warum halten Sie mich hier fest?«

Der Mann, der Zarqawi gegenübersaß, hatte den Dschihadist inzwischen so oft verhört, dass er praktisch wusste, was dieser sagen würde, schon bevor er den Mund aufmachte. Geheimdienstoffizier Abu Haytham arbeitete bereits seit 15 Jahren in der Anti-Terror-Abteilung des Muchabarat. Seit Wochen ließ er Zarqawi beobachten; ihr »Gespräch« hatte er sich eigens für dessen Abreise aufgespart. Zarqawi hatte ihn noch nie beeindruckt. Für ihn war der Mann lediglich einer von vielen islamistischen Hitzköpfen – vielleicht etwas lauter und aggressiver als die meisten anderen, aber ganz klar ohne jene Art von intellektuellen und organisatorischen Fähigkeiten, die ihn zu einem besonders gefährlichen Faktor gemacht hätten. Jetzt aber schien Zarqawi vorzuhaben, Jordanien für immer zu verlassen, und er hatte sich dafür eine ziemlich durchschaubare Tarnung zurechtgelegt. Was genau hatte er bloß vor?

In einer Hinsicht hatte Zarqawi durchaus recht: Seit seiner Entlassung aus der Haft hatte er keine Straftat begangen, zumindest keine so schwere, die eine derart dramatische Szene vor seiner Mutter und zahlreichen Flugreisenden gerechtfertigt hätte. Aber so einfach wollte der Muchabarat es ihm nicht machen. Im Gefängnis hatten sich Zarqawis Überzeugungen nur noch weiter verhärtet, und er hatte sein Netzwerk an möglichen Mitverschwörern ausgebaut. Nun besaß er ein Flugticket nach Peschawar in Pakistan, dem Tor zum Hindukusch. Hinter dem Hindukusch lag Afghanistan, und in Afghanistan hielt sich Osama bin Laden auf, der saudische Terrorist, der 1998

zwei US-Botschaften in Afrika in die Luft gejagt und den Vereinigten Staaten den Krieg erklärt hatte.

Der Geheimdienstler hatte Zarqawis eigentliche Pläne noch nicht durchschaut, eines war ihm jedoch klar: Zarqawi hatte mit Sicherheit nicht vor, sich in den Bergen im Nordwesten Pakistans als Honigfabrikant niederzulassen. Wenn er sich dort mit Terroristen vernetzen sollte, könnte das am Ende auf Jordanien zurückfallen – mit fatalen Folgen.

»Man kann so jemanden nicht einfach abschieben und anderen überlassen«, erklärte Abu Haytham seinen Kollegen später. »Ein Problem wie das hier wird man nicht mehr los.«

Rein rechtlich konnten sie Zarqawi drei Tage lang festhalten, während die Agenten vom Muchabarat seine Sachen durchsuchten und seine Verwandten und Verbündeten befragten. De facto aber konnte der Sicherheitsdienst ihn so lange in Gewahrsam behalten, wie er wollte. Jeder wusste das, natürlich auch Zarqawi, der sich in der Verhörzelle der Spionageabwehr weiterhin nach Kräften bemühte, nicht die Beherrschung zu verlieren. Abu Haytham rieb es ihm trotzdem noch einmal unter die Nase.

»Als Sicherheitsdienst«, sagte er, »ist es unsere Pflicht, zu wissen, was Sie tun.«

Zarqawi war nicht immer so folgsam gewesen. Als Abu Haytham dem Mann, der damals noch Ahmad Fadil al-Chalaila hieß, zum ersten Mal begegnet war, war es alles andere als friedlich zugegangen; beinahe hätte es sogar Tote gegeben. Am 29. März 1994 gehörte Abu Haytham zu dem Team aus 14 schwer bewaffneten Offizieren, die eine Wohnung stürmten, in der sich Zarqawi aufhielt. Der Geheimdienst hatte damals eine Zelle im Visier, die aus

afghanischen Kriegsveteranen bestand und mit einem geplanten terroristischen Anschlag in Verbindung stand. Die Mitglieder der Terrorzelle, die alle mit einem radikalen Prediger namens Abu Muhammad al-Maqdisi vernetzt waren, hatten sich Landminen und Panzerabwehrraketen verschafft und planten, an einem Grenzübergang israelische Soldaten anzugreifen. Man wusste, dass Zarqawi zu den Anführern der Zelle gehörte. Der damals 27-jährige Kriegsheimkehrer aus Afghanistan arbeitete in einer Videothek und traf sich in seiner Freizeit heimlich mit kleinen Gruppen islamischer Radikaler. Während andere Zellelemente bereits im Gefängnis des Muchabarat verschwunden waren, war Zarqawi aus seinem alten Zuhause aus- und in diese Wohnung eingezogen, um die letzten Vorkehrungen zur Flucht aus Jordanien zu treffen. Er hatte beinahe alles Nötige organisiert, als sich Abu Haytham und seine Kollegen in einer schmalen Gasse hinter dem Wohnblock zum Angriff sammelten.

Die Agenten hatten die Wohnung den ganzen Tag beobachtet. Nachdem Zarqawi nach Hause gekommen war, warteten sie noch mehrere Stunden. Die Lichter im Haus waren längst erloschen, als sie um 1 Uhr morgens mit einem Schlüssel, den der Vermieter ihnen ausgehändigt hatte, leise die Haustür aufschlossen und die Treppe hochstiegen. Sie entdeckten Zarqawi in einem Hinterzimmer. Er war allein und schlief.

Die Männer standen bereits am Fuß seines Bettes, als Zarqawi auf einmal aus dem Schlaf hochschreckte. Er stieß einen Fluch in Richtung der Fremden aus und schob eine Hand unter sein Kopfkissen. Scheinbar wollte er nach etwas greifen.

»Waffe!«, rief einer der Offiziere.

Mehrere Männer warfen sich auf Zarqawi, packten ihn, und einer ergriff die Waffe. In diesem Moment bemerkte einer der Angehörigen des Stoßtrupps, wie sich hinter einem Vorhang etwas bewegte. Instinktiv stürzte er auf den

Vorhang zu. Dort stand ein zweiter Mann, ein Ägypter, der, zum Glück der Offiziere, unbewaffnet war.

»Wir wussten nicht, dass noch jemand in der Wohnung war«, erklärte Abu Haytham hinterher. »Wir entdeckten ihn nur, weil sich der Vorhang bewegte, obwohl dahinter kein Fenster war.«

Die Agenten warfen die Pistole – eine halbautomatische M 15 mit drei geladenen Magazinen – in ihren Kastenwagen und luden die vor sich hin fluchenden Verdächtigen ein. Zarqawi, der immer noch »bereit war zu töten«, wie einer der Anwesenden später aussagte, saß auf der Rückbank und starrte die Agenten wütend an. Sein Haar war verfilzt, und an den Ärmeln seines zerrissenen Nachthemds schauten seine Tätowierungen hervor.

»Er war wütend, und er fluchte: ›Ihr seid *kafir*, ihr seid Ungläubige!‹«, erinnerte sich der Offizier.

Dann ging es zum Verhör in die wie eine Festung abgeschottete Zentrale des Muchabarat. Samih Battichi, der bereits ergraute, weltgewandte Leiter des Geheimdienstes, sah zu, wie seine Männer in einer kleinen, grell ausgeleuchteten Zelle abwechselnd versuchten, Zarqawi zu zermürben. Doch der ließ sich kaum beeindrucken.

»Die Ideologie spritzte geradezu aus ihm heraus«, so Battichi. »Sein Kopf war voll davon.« Battichi, der bald zum Direktor der Behörde ernannt werden sollte, beobachtete seit Längerem mit wachsendem Unbehagen, wie immer mehr Jordanier aus Afghanistan heimkehrten, wo sie unter dem islamistischen Banner der Mudschaheddin gekämpft hatten. Wie er sich später erinnerte, waren die Jordanier, die als Freiwillige nach Afghanistan gezogen waren, zunächst »die Guten, die gegen die Kommunisten kämpften« – standen also ideologisch auf einer Linie mit den wichtigsten Verbündeten des Landes, namentlich den Amerikanern, den Briten und den Saudis. Nun kehrten sie als Veteranen zurück und vertraten auf einmal ganz andere

Ansichten als zuvor; sie kleideten sich anders und sprachen anders. Zarqawi sah aus wie all die anderen und hörte sich auch so an, aber seine Aggressivität glich, wie Battichi fand, der eines Raubtieres im Käfig. Zarqawis jugendliche Vergangenheit als Raufbold und Kleinkrimineller war allen bekannt. Battichi fragte sich, ob inzwischen zwei Seiten seiner Persönlichkeit miteinander verschmolzen waren – der Gangster mit dem religiösen Fanatiker.

»Er passte in kein Profil«, erklärte Battichi. »Früher war er ein Schläger und ein Trinker. Seine besorgte Familie hatte versucht, ihn mithilfe religiöser Gruppen zur Vernunft zu bringen. Aber dann kam er auf einmal *zu sehr* zur Vernunft, wenn man das so sagen kann. Und jetzt verkörperte er das Schlechteste aus beiden Welten.«

Der Muchabarat war über Zarqawi bereits vor seiner Haftzeit ziemlich gut informiert gewesen. Nun konnten die Beamten die noch bestehenden Lücken in seiner dicken Polizeiakte und den zahllosen Berichten der Informanten der Spionageabwehr füllen.

Ahmad Fadil al-Chalaila hatte, wie die Aufzeichnungen zeigten, eine schlimme Kindheit gehabt. Sein Weg führte ihn vom Vandalismus über Drogen und Alkohol geradewegs in die schwere Kriminalität. Er kam am 30. Oktober 1966 zur Welt. Sein Vater war Beamter in der Stadtverwaltung von Zarqa, seine Mutter eine streng religiöse Frau, die den kleinen Ahmad über alles liebte und ihn stets seinen sieben Schwestern und zwei Brüdern vorzog. Die Familie lebte in einem bescheidenen zweistöckigen Haus auf einem Hügel oberhalb eines großen Friedhofs, wo die weniger betuchten Einwohner von Zarqa ihre Toten begruben. Der Friedhof ist heute wie damals alles andere als ein Schmuckstück. Tausende bröckelige, per Hand beschriebene Grabsteine liegen über ein abschüssiges, von Unkraut überwuchertes Gelände verteilt, auf dem wild lebende Katzen herumstreunen. Dennoch ist es für das Stadtviertel die einzige öffentliche Grünfläche. Als Kind spielte der spätere

Abu Mus‘ab az-Zarqawi stundenlang auf dem Friedhof. Als Teenager machte er hier seine ersten Ausflüge in die Welt der Kriminalität.

Die Familie Chalaila gehörte einem großen und einflussreichen Beduinenstamm vom Ostufer des Jordan an, den Bani Hassans – wenn ein junger Mann auf der Suche nach einem Job Kontakte knüpfen wollte, war diese Tatsache in einer patriarchalischen Gesellschaft wie die von Jordanien durchaus von Vorteil. Zarqawi jedoch ließ eine Chance nach der anderen verstreichen. Er brach die Schule ab, trotz überdurchschnittlicher Noten und einer nachgewiesenen Begabung für bildende Kunst. Er absolvierte die zweijährige Wehrpflicht und nahm anschließend eine Arbeitsstelle in der Stadt an, die sein Vater ihm vermittelt hatte. Doch dort wurde er schon bald entlassen.

Seine kriminelle Karriere nahm ihren Anfang, als er 12 Jahre alt war und sich auf der Straße mit einem Jungen aus der Nachbarschaft prügelte. Er arbeitete als Zuhälter, stieg in den Drogenhandel ein und teilte immer wieder Schläge aus. In seinen späten Jugendjahren hatte er mehrere Tätowierungen und sich bereits einen Ruf als starker Trinker und brutaler Straßenkämpfer erworben, dem es Spaß machte, seine Opfer und Gegner mit Faust und Klinge zu quälen. Geheimdienstler und Bekannte, die damals mit ihm zu tun hatten, berichteten, dass er seine Sexualität auslebte, indem er jüngere Männer vergewaltigte, um so die eigene Dominanz zu unterstreichen und den anderen zu erniedrigen.

Mit 21 heiratete er seine Cousine Intisar, die ihm eine Tochter gebar. Aber Zarqawis große Liebe war und blieb seine Mutter. Dallah al-Chalaila ärgerte sich zwar immer wieder über ihren jüngsten Sohn, der ihr ständig Kummer bereitete, doch sie glaubte fest daran, dass er eigentlich ein guter Mensch sei und es am Ende doch noch zu etwas bringen würde. Zugleich wusste sie um die begrenzten

intellektuellen Fähigkeiten ihres Sohnes. Als Jahre später einmal Journalisten in ihrem Haus auftauchten und ihr von Zarqawis Leistungen als Terroristenführer und Bombenbauer berichteten, wirkte sie ehrlich amüsiert.

»Er war nicht besonders intelligent«, erzählte sie einem amerikanischen Reporter. Sie gab zu, dass sich ihr Sohn »dem Islam hingegeben« habe, doch seine Entscheidung, sich den Dschihadisten anzuschließen, begründete sie damit, dass es dem jungen Mann schlichtweg nicht möglich gewesen sei, daheim eine andere Tätigkeit zu finden.

»Mein Sohn ist ein guter Mann, ein ganz gewöhnlicher Mann, ein Opfer der Justiz«, sagte sie.

Dabei war es eigentlich seine Mutter gewesen, die Zarqawi in Richtung der Islamisten getrieben hatte. Sie schickte ihn in die Koranschule der örtlichen al-Husain Ben-Ali-Moschee. Sie hoffte, dass er unter den Imamen und den frommen jungen Männern mit ihren theologischen Debatten und den Spendenaktionen für die muslimischen Gotteskrieger in Afghanistan bessere Vorbilder für sein Leben finden würde als auf der Straße. Zur Überraschung aller stürzte sich Zarqawi geradezu auf den Islam, mit all der Leidenschaft, die er zuvor in seine kriminellen Aktivitäten gesteckt hatte. Er schwor dem Alkohol ab und besuchte regelmäßig Gespräche über den Koran sowie das Freitagsgebet. Er verschlang Propagandavideos und -kassetten über die sektiererischen Kriege in Afghanistan, Bosnien und Tschetschenien. Als der Vorbeter der örtlichen Moschee die Anwesenden dazu aufrief, als Freiwillige nach Afghanistan zu ziehen und gegen die kommunistischen Unterdrücker der Muslime zu kämpfen, hob Zarqawi sofort die Hand.

Im Frühjahr 1989 traf er an der afghanisch-pakistanischen Grenze ein. Ein paar Wochen zuvor hatten sich die letzten sowjetischen Truppen aus dem Land zurückgezogen, doch er kam gerade noch rechtzeitig, um sich an einem islamistischen Angriff auf die pro-russische

afghanische Regierung zu beteiligen, die sich plötzlich von Moskau alleingelassen sah. Später erinnerte sich einer der afghanischen Veteranen, die ihn am Flughafen begrüßten, an Zarqawi als einen drahtigen jungen Mann, der zu allem bereit schien, aber zugleich seltsam befangen wirkte. Er machte kaum den Mund auf; später erklärte er, dass er fürchtete, die anderen hätten sofort seine geringe Bildung und seine schlechten Kenntnisse über den Koran bemerkt. Trotz der drückenden Hitze trug er lange Ärmel, um seine Tätowierungen darunter zu verstecken.

»Wir alle wussten, wer er war: Er war dieser berüchtigte brutale Typ aus Zarqa«, sagte Hudhaifa Azzam, der damals ebenfalls in Afghanistan kämpfte und dessen Vater der einflussreiche palästinensische Geistliche Abdullah Azzam war, den viele für den Vordenker der globalen Dschihad-Bewegung hielten. »Nun hatte er zur Religion gefunden, und er schämte sich für seine Tätowierungen. Man konnte beobachten, wie er immer wieder verlegen seine Hände verbarg.«

Zarqawis erster Auftrag lautete, mehrere Artikel für eine Dschihadisten-Zeitschrift zu verfassen und die Heldentaten der Mudschaheddin auf dem Schlachtfeld zu beschreiben. Für einen jungen Mann mit begrenzter Schulbildung war das keine leichte Aufgabe. Einer seiner ersten Freunde vor Ort war Saleh al-Hami, ein Journalist, der bei der Explosion einer Landmine ein Bein verloren hatte. Zarqawi verbrachte Stunden um Stunden am Bett dieses Mannes und war so beeindruckt von dessen Hingabe, dass er eine seiner Schwestern nach Pakistan einfliegen ließ und mit dem Journalisten verheiratete. Sein neuer Schwager siedelte später nach Jordanien über und schrieb eine sehr wohlwollende Biografie über Zarqawi. Al-Hami beschrieb den jungen Zarqawi als einen hochemotionalen Menschen, dem beim Lesen des Korans schnell die Tränen kamen. Die meisten arabischen Kämpfer versuchten, ihre Emotionen vor der Öffentlichkeit zu verbergen. Nicht so der Jordanier.

»Immer, wenn er laut seine Gebete aufsagte, weinte Zarqawi«, schrieb al-Hami, »sogar dann, wenn er die Gebete leitete.«

Während der Pausen in seiner Ausbildung wanderte Zarqawi oft ziellos durch Peschawar. Hin und wieder besuchte er eine lokale Moschee, die vorzugsweise die arabischen Kämpfer frequentierten. Noch Jahre später erinnerte sich der Imam der Moschee lebhaft an den ernsthaften jungen Jordanier, der stets mit den Sünden seiner Vergangenheit beschäftigt zu sein schien. Als der Geistliche einmal davon erzählte, dass er eine Reise nach Mekka, der heiligsten Stadt des Islam, plane, kam Zarqawi mit einer Bitte auf ihn zu.

»Wenn Sie auf Pilgerfahrt gehen«, sagte der junge Mann, »beten Sie auf dem Weg dorthin zu Gott, dass er Abu Mus‘ab verzeiht.«

1991 nahm Zarqawi zum ersten Mal selbst an Kampfhandlungen teil, bei denen die Mudschaheddin-Rebellen in den Provinzen Paktia und Chost im Osten Afghanistans eine Offensive gegen die von der Regierung kontrollierten Städte starteten. Zarqawi war mit Begeisterung dabei und bewies einen Grad an Tapferkeit, der für manche seiner Kameraden schon fast an Tollkühnheit grenzte. Laut Azzam gelang es ihm einmal während der Kämpfe in Gardez im Osten des Landes, im Alleingang mindestens ein Dutzend Soldaten der afghanischen Regierung in Schach zu halten. Auf diese Weise hatte er so viel Zeit gewonnen, dass der Rest seiner Einheit entkommen konnte.

»Er war so mutig, dass ich zu sagen pflegte: Er hat ein totes Herz«, so Azzam. Wenn man Azzams Erinnerung Glauben schenken kann, schienen Zarqawis heroische Taten immer wieder über eine bloße Risikobereitschaft hinauszugehen. Scheinbar war da etwas, von dem er sich unbedingt befreien wollte. »Es war wirklich auffällig, wie sehr er mit seiner Vergangenheit beschäftigt war. Ständig

wirkte er, als kämpfe er mit Schuldgefühlen«, sagte Azzam. »Ich bin überzeugt davon, dass das der Grund für seine Tapferkeit war. Er sagte immer: ›Was ich in meiner Vergangenheit getan habe, kann mir Allah nicht vergeben, es sei denn, ich werde zum *schahid* ‹« – zum Märtyrer.

Ein Märtyrer war Zarqawi am Ende zwar nicht, doch immerhin erarbeitete er sich in den Bergen im östlichen Afghanistan den Ruf eines glaubwürdigen Mudschahed – eines heiligen Kriegers. 1993 verließ er Afghanistan als Veteran mit einigen Jahren Erfahrung auf dem Schlachtfeld. Er war tief in die Doktrin des militanten Islam eingetaucht und bei radikalen afghanischen und arabischen Geistlichen in die Lehre gegangen, die sich später mit den Taliban oder mit Osama bin Laden zusammentun sollten. Er hatte eine militärische Ausbildung im Trainingscamp von Abdul Rasul Sayyaf absolviert, dem Kommandanten der afghanischen Rebellen und späteren Mentor von Chalid Scheich Mohammed – dem Drahtzieher der Anschläge vom 11. September 2001.

Wie die anderen afghanischen Kämpfer hatte er von dem berauschenden Cocktail gekostet, der durch die Kameradschaft auf dem Schlachtfeld und den im Grunde recht unwahrscheinlichen Erfolg der Rebellen entstand. Eine zusammengewürfelte Armee aus Afghanen und islamistischen Freiwilligen hatte die Sowjets mit ihrer immensen Übermacht gedemütigt. Wie ließ sich das anders erklären als mit einer göttlichen Intervention?

»Gott schenkte den muslimischen Mudschaheddin in Afghanistan den Sieg über die Ungläubigen«, erklärte Sayf al-Adel, ein Stellvertreter Osama bin Ladens, in einem schriftlichen Bericht über den Krieg. Viele Veteranen teilten seine Meinung, und Zarqawi war absolut überzeugt davon, dass er recht hatte.

1993 kehrte Abu Mus‘ab az-Zarqawi mit Hunderten anderen jordanischen Veteranen nach Hause zurück. Sie

erkannten ihre Heimat kaum wieder. Doch nicht nur Jordanien hatte sich verändert. In den vergangenen vier Jahren, während Amman und die anderen Großstädte des Landes gewachsen und moderner geworden waren, waren Zarqawi und seine Kameraden quasi in der Zeit zurückgereist – das von den Taliban kontrollierte Afghanistan glich einem Ort, der in nahezu jeder Hinsicht der zivilisierten Welt Jahrhunderte hinterherhinkte.

Zurück in der Stadt, in der er aufgewachsen war, schien Zarqawi sein selbst gewählter Spitzname »der Fremde« auf einmal einzuholen. Er musste nur auf den lokalen Markt gehen, und schon tat sich für ihn eine Kluft auf zwischen dem gemäßigten, leichtlebigen Jordanien und der strengen islamischen Disziplin, die er in Afghanistan erlebt hatte. Zarqawi beschwerte sich bei Freunden darüber, wie schamlos sich die jordanischen Frauen kleideten und dass unverheiratete Paare zusammen in Cafés saßen und ins Kino gingen. Er schimpfte über eben jene Spirituosenläden und Sexshops, die er ein paar Jahre zuvor selbst besucht hatte. Sogar die eigene Familie enttäuschte ihn: Seine Mutter und seine Schwestern weigerten sich, die burkaartige Verschleierung zu tragen, die in Afghanistan üblich war, und seine Brüder erlaubten ihren Familien, sich im Fernsehen unislamische Filme und sogar Komödien anzuschauen. Die Nachrichtensendungen, die sich Zarqawi gelegentlich ansah, machten ihn nur noch wütender, vor allem, wenn über die Annäherung zwischen Palästinensern, Jordanien und Israel berichtet wurde. Ein möglicher Friedensschluss mit dem jüdischen Staat war für viele Islamisten ein Dorn im Auge. Es gab Leute, die früher für König Hussein durchs Feuer gegangen wären – diese eine Tat konnten sie dem Monarchen nicht verzeihen.

Eine Zeit lang versuchte es Zarqawi mit einem ganz normalen Leben – er nahm einen Job in einer Videothek an, die neben Hollywood-Filmen auch islamistische Propaganda im Angebot hatte. Doch über kurz oder lang

fand er seinen Platz wieder dort, wo er seine eigentliche Bestimmung sah. Er las Bücher über die Helden des frühen Islam und war vor allem von Nur ad-Din Zengi fasziniert, einem Prinzen und Krieger des 12. Jahrhunderts aus Damaskus. Nur ad-Din war dafür bekannt, dass er eine Armee europäischer Kreuzritter besiegt und versucht hatte, den damaligen Flickenteppich muslimischer Königreiche unter einem Sultanat zu vereinigen, das sich vom Süden der Türkei bis zum Nil erstreckte. Nachdem seine Soldaten den aus Frankreich stammenden Fürsten von Antiochia getötet hatten, ließ Nur ad-Din dessen Kopf in einen silbernen Kasten legen und als Geschenk an den Kalifen in Bagdad schicken.

Zarqawi sollte sich ein paar Jahre später als moderne Inkarnation von Nur ad-Din stilisieren und versuchen, dessen militärische Strategie zu kopieren. Für den Moment beschied er sich aber damit, klein anzufangen. Zarqawi suchte einen alten Bekannten aus Afghanistan auf, einen Prediger und Gelehrten namens Abu Muhammad al-Maqdisi. Er besuchte Maqdisi in dessen Haus in Amman und verkündete, er wolle sich »in Jordanien im Namen der Religion betätigen«, wie sich der Gelehrte später erinnerte. Es war der Beginn einer langjährigen Partnerschaft. Zunächst trafen sie sich mit anderen afghanischen Veteranen, um gemeinsam den Koran zu studieren, später dann organisierten sie kleine Zellen für ambitioniertere Vorhaben.

»Wir druckten einige meiner Bücher aus und verteilten sie unter die Menschen«, schrieb Maqdisi später über diese Zeit. »Junge Männer scharten sich um uns, wenn wir riefen, und sie brachten unsere Bücher und unsere Botschaften in Umlauf.« Damals entstanden überall in Jordanien ähnliche Gruppen, die von unzufriedenen Ex-Mudschaheddin angeführt wurden. Einige von ihnen hatten bereits mit Angriffen auf Spirituosengeschäfte und andere Symbole westlicher Dekadenz begonnen. Bald genügte es

auch Zarqawi nicht mehr, religiöse Traktate zu kopieren. Er überlegte sich, wie man die bevorstehenden Parlamentswahlen in Jordanien stören könnte, und redete aufgeregt über mögliche Ziele, bis manche in der Gruppe nervös wurden. »Er wollte, dass alles ganz schnell über die Bühne ging«, erinnerte sich Mohammed Abu al-Muntasir, ein jordanischer Islamist, der 1993 bei einigen dieser Treffen dabei war. »Er wollte alle seine Ziele innerhalb von ein paar Monaten erreichen, am besten sogar innerhalb von ein paar Stunden.« Seine Ungeduld führte dazu, dass Zarqawi »einseitige Entscheidungen« traf, »zur falschen Zeit und am falschen Ort«, so Muntasir. »Und was das Tragische war: Die meisten anderen stimmten ihm zu.«

Anfang 1994 gab sich die Gruppe einen Namen: Bay'at al-Imam, wörtlich: »der Treueeid zum Vorbeter«. Sie besaß auch bereits einen kleinen Vorrat an Waffen aus einer ganz unerwarteten Quelle: Maqdisi hatte in Kuwait gelebt, als Saddam Hussein dort 1990 einmarschiert war, und er hatte damals ein paar Minen, Granaten und Artillerieraketen eingesammelt, die die irakische Armee nach ihrem Abzug im Jahr 1991 zurückgelassen hatte. Als er dann nach Jordanien übergesiedelt war, hatte er die Waffen in seinen Wohnmöbeln versteckt.

Am 25. Februar 1994 ereignete sich für die Gruppe schließlich der passende Anlass, um in Aktion zu treten: Ein jüdischer Extremist hatte in einem islamischen Heiligtum in Hebron im Westjordanland auf betende Muslime geschossen. Er tötete 29 Männer und Jungen, und es gab zahlreiche Verletzte. Die Gruppe war von dieser Gräueltat so aufgebracht, dass sie beschloss, Maqdisis Waffen für einen koordinierten Angriff auf einen israelischen Vorposten an der Grenze zu benutzen. Maqdisi war davon nicht gerade begeistert, stimmte am Ende aber zu. Der Plan sah vor, dass sich an der Wachstation nacheinander mehrere Selbstmordattentäter in die Luft sprengten und

der Rest der Gruppe die Israelis mit Handfeuerwaffen beschoss.

Die Verschwörer hatten keine Chance. Der Muchabarat mit seinem riesigen Informanten-Netzwerk erfuhr von ihrem Vorhaben und brachte es im Handumdrehen zum Scheitern. Abu Haythams Team startete eine Reihe von Razzien, die am 29. März zu der dramatischen Verhaftung von Zarqawi in dessen Bett führte. Er und zwölf weitere Mitglieder der Terrorzelle unterzeichneten schließlich Geständnisse darüber, dass sie illegale Waffen besessen und eine terroristische Aktion geplant hatten.

Maqdisi nutzte das Verfahren gegen die Gruppe, um seine radikalen Ansichten zu verbreiten. Einmal brüllte er den Militärrichter an: »Sie selbst sind schuldig!«

Die Angeklagten schrien durcheinander, als sie verurteilt wurden, während Maqdisi eine Warnung in den Saal rief: »Eure Strafen stärken nur unser Vertrauen in unseren Glauben!«

Die Möglichkeit bestand natürlich. Aber nun, wo Maqdisi und Zarqawi für 15 Jahre hinter Gitter kommen sollten, war die Wahrscheinlichkeit doch relativ groß, dass man von diesen Männern und ihrer Bewegung nie wieder etwas hören würde. Und wenn es den Vollzugsanstalten des Landes nicht gelingen sollte, die beiden unter Kontrolle zu halten, gab es für den Muchabarat immer noch diverse weitere Methoden, das gleiche Ergebnis zu erreichen – wie Abu Haytham nicht müde wurde, Besuchern aus dem Westen zu versichern.

»Unsere Behörde kann durchaus Druck ausüben«, pflegte er zu sagen, »wenn das die einzige Möglichkeit ist, ein Verbrechen zu verhindern.«

In Wirklichkeit war der Anführer des Muchabarat sich nicht ganz sicher, wie er mit Zarqawi umgehen sollte, als jener im Frühjahr 1999 ganz unerwartet wieder auf freiem Fuß war. Ein halbes Jahr später zerbrach man sich bei der Spionageabwehr immer noch den Kopf darüber, bis zu

jenem Morgen, als Zarqawi auf einmal am Flughafen auftauchte, seine Mutter im Schlepptau und zwei Economy-Class-Flugtickets nach Pakistan im Gepäck. Während Zarqawi drei Tage lang in einer Arrestzelle schmorte, durchforstete der Muchabarat sorgfältig sein Gepäck nach Hinweisen auf seinen Zielort und die geplante Dauer seines Aufenthalts. In einem der Koffer fand man einen handgeschriebenen Brief, den man Zeile für Zeile analysierte, um irgendeine verschlüsselte Botschaft darin zu finden. Am Ende schien es sich lediglich um einen harmlosen Gruß von einem Freund Zarqawis an einen gemeinsamen Bekannten in Pakistan zu handeln.

Abu Haytham verhörte Zarqawi auch persönlich und stellte auf unterschiedliche Weise immer wieder die gleichen Fragen. Der Häftling behauptete, sobald sein Honig-Geschäft zur Unterstützung seiner Familie genug abwerfen würde, wolle er sich in Pakistan endgültig niederlassen.

»Ich kann in diesem Land nicht leben«, teilte er dem Kommandanten mit. »Ich will ein neues Leben beginnen.«

Dass sich Zarqawi nicht wohlfühlte, war wenig überraschend. Zum einen vermisste er das Gefängnis. So hart die Bedingungen in Al-Dschafr auch gewesen waren: Zarqawi hatte dort eine Identität und eine Gemeinschaft gefunden. In Freiheit war er mitunter ängstlich und orientierungslos, wie seine Angehörigen aussagten.

Den meisten Stress bereitete ihm aber der Muchabarat. Dort war man so unzufrieden über die frühzeitige Entlassung der Islamisten, dass die Leiter der Anti-Terror-Abteilung es sich zur Aufgabe gemacht hatten, Zarqawi und seine Brüder ständig zu bedrängen und nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

In dieser Kunst hatten es Abu Haytham und seine Kollegen regelrecht zur Meisterschaft gebracht. In die Köpfe von Unruhestiftern und mutmaßlichen Terroristen einzudringen, gelang dem Muchabarat außerordentlich

gut. Die seit jeher relativ kleine Behörde war, was die Überwachungstechnologie und die finanzielle Ausstattung des laufenden Betriebs anging, traditionell auf die USA und andere Verbündete angewiesen. Doch kaum ein anderer Geheimdienst konnte so gut Informanten ausbilden, Spionageaktionen durchführen und in feindliche Netzwerke eindringen. Früher hatte man regelmäßig zu grausamen Verhörmethoden gegriffen, dass so mancher Jordanier das imposante Gefängnis des Muchabarat als »Fingernagel-Fabrik« bezeichnete. Später dann wendete man feinere Methoden an, mit denen man im Endeffekt dasselbe erreichte.

Um Zarqawi auf Trab zu halten, bediente sich der Muchabarat einer Strategie, die die Mitarbeiter selbst als »Belästigung« bezeichneten: Immer wieder tauchten zwei Geheimdienstler zu den unpassendsten Zeiten am Haus der Familie Chalaila auf, manchmal mitten in der Nacht, und forderten Zarqawi auf, mit ihnen irgendwohin zu fahren. Diese Fahrten endeten unweigerlich in der Zentrale des Muchabarat, wo dann »Gespräche« geführt wurden, die mitunter mehrere Stunden dauerten. Ein wichtiger Bestandteil dieses Rituals war es, Dinge herunterzubeten, die Zarqawi gesagt oder getan hatte, nur um ihren Gast daran zu erinnern, dass die Behörde überall ihre Informanten hatte.

Natürlich gingen Zarqawi diese Besuche auf die Nerven, doch konnte er wenig dagegen tun. Als es im Spätsommer wieder einmal zu einer solchen routinemäßigen Belästigung kam, rief bereits der Anblick des schwarzen Autos der Spionageabwehr einen Wutanfall bei Zarqawi hervor, wie sich einer der Beamten später erinnerte.

»Sieh an, da ist er wieder, der Muchabarat«, rief Zarqawi so laut, dass man seinen Sarkasmus noch eine Straße weiter hören konnte. Seine Mutter, deren rundliches hochrotes Gesicht sich deutlich vom dunklen Kopftuch abhob, öffnete die Tür und empfing die Besucher mit einer

Reihe von Flüchen. Sie verwünschte den Geheimdienst, die Regierung und sogar ihren eigenen Sohn, der ihr immer wieder solchen Kummer bereitete. »Ich verfluche den Tag, an dem er geboren wurde!«, rief sie.

In der Muchabarat-Zentrale wurde Zarqawi nacheinander von verschiedenen Vernehmern mit verschiedenen Methoden verhört. Abu Haytham wechselte sich manchmal mit seinem Chef ab. Ali Bursak, der Leiter der Anti-Terror-Abteilung, gehörte zu den am meisten gefürchteten Mitarbeitern der Behörde. Sein brutales Vorgehen und sein dünner rötlicher Haarkranz hatten ihm seitens der häufiger vorgeladenen Delinquenten den Spitznamen »Roter Teufel« eingebracht. Zarqawi hasste diesen Mann. Noch Jahre später, als Zarqawi Jordanien längst dauerhaft verlassen hatte, schickte er zweimal Agenten nach Amman mit der expliziten Anweisung, den Roten Teufel zu ermorden. Beide Attentate scheiterten.

Ein dritter Offizier, der ein besonderes Interesse am Fall Zarqawi an den Tag legte, war ein junger Anti-Terror-Spezialist, der annähernd das gleiche Alter wie sein Zielobjekt hatte. Abu Mutaz gehörte einer jüngeren Generation von Muchabarat-Mitarbeitern an: Er besaß einen Hochschulabschluss, reiste viel umher und hatte bei Nachrichtendiensten in Großbritannien und den USA eine spezielle Ausbildung als Analyst genossen. Zugleich entstammte er einem der Beduinenstämme der jordanischen Wüste und damit derselben Kultur wie viele der Dschihadisten und Kriminellen, mit denen er bei der Arbeit zu tun hatte. Mit seinem kurzen Haarschnitt, den schartigen Zähnen und der Lederjacke sah er beinahe aus, als gehöre er einer Straßengang an, doch seine warmen braunen Augen und sein offenherziges Lachen machten ihn sofort sympathisch. Das fanden selbst die Islamisten.

Immer, wenn Zarqawi im Hause war, griff sich Abu Mutaz einen Notizblock und eine Packung Zigaretten der Marke Parliament und machte sich auf den Weg in das spärlich

eingerichtete Büro, wo die informellen Verhöre stattfanden. Dann saß Zarqawi ihm gegenüber an dem kleinen Tisch, ohne Handschellen oder Fußfesseln, mit dem üblichen Ausdruck eisiger Gleichgültigkeit im Gesicht. Abu Mutaz fand ihn immer ein wenig verwahrlost mit seinem locker sitzenden afghanischen Gewand und dem ungepflegten Bart; mit den dunklen Rändern unter den ungeschnittenen Fingernägeln erinnerte ihn Zarqawi an einen Feldarbeiter.

Abu Mutaz bot ihm gezuckerten Kräutertee und Süßigkeiten an, und meistens griff er zu. Kaffee und Zigaretten lehnte er dagegen ab. Zarqawi mochte keinen Kaffee, und als strenger Islamist sah er das Rauchen als westliches Laster an. Abu Mutaz, den das nicht weiter kümmerte, zündete sich trotzdem eine an.

»Also, Ahmad«, sagte Abu Mutaz dann (er nannte Zarqawi immer bei seinem Geburtsnamen), »erzähl mir was über eure Pläne.« Abu Mutaz wusste, wie er bei Zarqawi die richtigen Emotionen wecken konnte, damit dieser auspackte. Wenn er das Gespräch auf Religion oder Familie lenkte – hierbei vor allem auf Zarqawis Stammeswurzeln –, konnte er damit in der Regel eine Reaktion provozieren. Die Stammesidentität ist für jeden, der vom Ostufer des Jordans kommt, eine Frage von großer Bedeutung, und die Bani-Hassan-Sippe, zu der Zarqawi gehörte, war schon seit der Zeit Mohammeds einer der größten und einflussreichsten Stämme der ganzen Region. Die Stammeszugehörigkeit eines Menschen definierte seine Stellung in der Gesellschaft. Patriotismus, Kindespflicht, Familienstolz – all das spielte mit hinein. Wie zufällig erwähnte Abu Mutaz hin und wieder, dass er mit den Stammesältesten über Zarqawi gesprochen habe und dass sie sich Sorgen um ihn machten. In einem solchen Moment verschwand der Trotz kurzzeitig aus Zarqawis Augen. Dennoch schwieg er.

»Was du getan hast«, sagte Abu Mutaz dann, »könnte deinen Stamm zerstören. Es könnte das ganze Land

zerstören.«

Nur wenn der Offizier das Thema Religion zur Sprache brachte, wurde Zarqawi lebhaft. Allzu gern prahlte er mit seinen Kenntnissen von dem Koran und dem Hadith – der Sammlung apokrypher Sprüche von Mohammed und seinen Gefährten, aus denen sich die Dschihadisten zur Rechtfertigung ihrer religiösen Ansichten ausgiebig bedienten. Abu Mutaz, der es gewohnt war, der Argumentation von Islamisten zuzuhören, fragte Zarqawi nach seiner Meinung zum Thema Gewalt. Verbat der Islam nicht die Tötung unschuldigen Lebens?

»Abtrünnige sind nicht unschuldig«, lautete dann Zarqawis Antwort. »Es ist nicht nur *halal*« – erlaubt, wie Zarqawi monoton sagte – »sie zu töten, Gott gebietet uns, die *kafir* umzubringen.« Irgendwann kam dann immer der Punkt, an dem Zarqawi keine Lust mehr zu reden hatte und wieder dichtmachte.

»Sie mochten mich nicht, als ich ein Krimineller war«, grummelte er einmal in Richtung Abu Mutaz, »jetzt bin ich religiös, und Sie mögen mich immer noch nicht.«

So verstörend seine Worte im Nachhinein anmuten, Zarqawi benutzte lediglich die Standard-Rhetorik der Dschihadisten. Die älteren Mitarbeiter des Muchabarat hielten seinen Partner Maqdisi, den Vordenker und Missionar, für viel gefährlicher als Zarqawi. Weil sie immer wieder neue Gründe fanden, diesen einzusperren, verbrachte Maqdisi den Großteil der folgenden 15 Jahre hinter Gittern. Zarqawi spielte eindeutig nicht in dessen Liga. Aber wie genau sollte man ihn dann einstufen?

Für die Experten im Geheimdienst war Zarqawi ein Mysterium. Er redete zwar wie ein religiöser Radikaler, doch die intensiven Überwachungsaktionen zeigten, dass sein Auftreten voller Widersprüche war und er immer wieder in alte Verhaltensweisen aus der Zeit vor seiner Islamlistenkarriere zurückfiel. Regelmäßig verschwand er in Zarqa für mehrere Stunden im Haus einer Frau, die

nicht seine Ehefrau war; anschließend ging er direkt zu einer islamistischen Versammlung oder besuchte das Abendgebet in der örtlichen Moschee. Abu Mutaz fiel auf, dass Zarqawi ständig log, auch bei ganz trivialen Dingen. Selbst wenn man ihm konkrete Beweise für das Gegenteil präsentierte, beharrte er auf seiner Aussage. Sein Verhalten war derart undurchsichtig, dass der Muchabarat mehrere Psychiater anheuerte, um seine Akten zu prüfen und seinen Geisteszustand zu beurteilen. Auch wenn ihre Ergebnisse nicht übereinstimmten, wies einiges darauf hin, dass Zarqawi an einer Persönlichkeitsstörung litt: Eine, bei der das Subjekt unter einer tiefen Verunsicherung und schwerwiegenden Schuldgefühlen leidet, die sich in einem ständigen Wettstreit mit einem übergroßen Ego befinden.

»Er hatte einen Helden- und einen Schuldkomplex«, so Abu Mutaz. »Er wollte unbedingt ein Held sein, und er hielt sich auch tatsächlich für einen Held, bereits damals, als er noch ein Kleinkrimineller war. Aber es waren die Schuldgefühle, die ihn in den Extremismus trieben.«

Auch manchen seiner islamistischen Freunde fiel sein zunehmend erratisches Verhalten auf. Einer von ihnen erinnerte sich später daran, wie Zarqawi in seinem afghanischen Gewand manchmal stundenlang in einem beliebten Falafel-Shop in Zarqa hockte, ohne mit irgendjemandem zu reden. »So, wie er da saß, kam er mir vor wie ein Sufi, ein Mystiker. Ganz ruhig und fromm sah er aus. Und ein wenig traurig.« In anderen Momenten wirkte er wiederum fast manisch, plapperte ununterbrochen darüber, seine alte Islamistenzelle wiederbeleben zu wollen, entweder in Jordanien oder im Ausland.

»Er besuchte mich zu Hause und bat mich, mit ihm ein neues Kapitel aufzuschlagen, zusammenzuarbeiten und vielleicht nach Afghanistan zu reisen«, erinnerte sich al-Muntasir, der Islamist aus Amman, der 1994 zusammen mit Zarqawi verhaftet und eingesperrt worden war: »Ich begrüßte ihn als Gast, aber ich weigerte mich, in

irgendeiner Hinsicht wieder mit ihm zu kooperieren, alleine schon wegen seines Narzissmus. Von seinen anderen schlechten Eigenschaften ganz zu schweigen.«

Solche Unterhaltungen stellten indes noch keinen Straftatbestand dar, das musste auch Abu Haytham zugeben. Als er Zarqawi am dritten Tag seines unfreiwilligen Aufenthalts beim Muchabarat nach der Szene am Flughafen noch einmal befragte (es sollte das allerletzte Mal sein), da begann sich jener mit einem Mal erbittert darüber zu beschweren, dass man ihn einfach so festhielt.

»Wenn Sie etwas gegen mich in der Hand haben, dann stellen Sie mich doch vor Gericht!«, rief er. »Wenn ich etwas gegen Sie vorzubringen hätte, würde ich Sie auch vor Gericht bringen!«

Abu Haytham nickte. Es war ein ganz ungewohnter Moment gegenseitiger Offenheit. Der Kommandant erklärte Zarqawi noch einmal, wie wichtig es war, Männer wie ihn an einer besonders kurzen Leine zu halten. »Es ist nichts Persönliches«, sagte er. »Sie müssen verstehen, wie wir Sie wahrnehmen. Für uns sind Sie ein Extremist.«

»Und Sie müssen verstehen, wie *ich* Sie wahrnehme«, erwiderte Zarqawi. »Für mich seid ihr alle Ungläubige.«

Am nächsten Tag standen Zarqawi und seine Mutter wieder im Flughafen und warteten auf ihren Flug nach Pakistan. Dieses Mal behelligte sie niemand. Aber der Muchabarat blieb wachsam.

4

»Die Zeit der Ausbildung ist vorüber«

Am 30. November 1999 hörten jordanische Ermittler einen militanten Islamisten ab, der schon zweimal im Gefängnis gesessen hatte, als in einem der täglichen Transkripte ein ominöser Satz auftauchte. Der verdächtige Anruf kam aus Afghanistan, und was der Anrufer sagte, klang wie eine codierte Anweisung oder ein Befehl.

»Die Zeit der Ausbildung ist vorüber«, hatte der Anrufer gesagt, auf Arabisch mit levantinischem Akzent.

Obwohl diese Worte mehr als vage waren, beschlossen die Chefs des Muchabarat, schnell gegen das zu handeln, was die Islamisten planten. Schon bald stellte sich heraus, dass etwas Großes im Gange war. Binnen weniger Tage nahmen die jordanischen Behörden 16 Personen fest, darunter den Angerufenen, Chadar Abu Hoschar, einen Palästinenser und Afghanistan-Veteranen mit Verbindungen zu verschiedenen extremistischen Gruppen. Sie konfiszierten Handbücher für den Bombenbau und Hunderte Kilogramm Chemikalien, die in einem geheimen unterirdischen Gang versteckt waren. Von einem der Verdächtigen erfuhren sie wichtige Details, nicht zuletzt das Datum des geplanten Anschlags – Silvester 1999 – und das »Motto« der Terroraktion: »Die Saison beginnt. Leichen werden sich in Säcken stapeln.«

Ein paar Tage später lud der stellvertretende Leiter des Muchabarat den Stationschef der CIA in Amman, Robert

Richer, zum Abendessen ein. Sa’ad Cheir wirkte ungewöhnlich ängstlich. Er hatte ganz offensichtlich etwas auf dem Herzen. Erst nach ein paar Drinks rückte er mit der Sprache heraus.

»Rob, ich muss Ihnen etwas sagen, aber das dürfen Sie meinem Chef auf keinen Fall verraten«, sagte Cheir. »Wir haben gerade ein paar Leute festgenommen, die schwere Terroranschläge auf mehrere Ziele in Jordanien geplant haben.«

Der Geheimdienstler erzählte, wie die Jordanier quasi über die Verschwörung gestolpert waren und was sie bisher über die geplanten Ziele wussten. Ganz oben auf der Liste stand das Radisson-Hotel, ein Wahrzeichen von Amman, das zu Silvester voll sein würde mit Amerikanern und anderen Westlern sowie Hunderten Jordaniern. Man habe beim Muchabarat jedoch beschlossen, den US-Kollegen keine Einzelheiten mitzuteilen, bevor man nicht sicher sein konnte, alle Verschwörer in Gewahrsam zu haben.

»Sa’ad, ich kann nicht anders«, unterbrach ihn Richer, »ich muss diese Informationen verwenden. Ich muss mich mit Ihrem Vorgesetzten treffen und eine Freigabe dafür erhalten.« Richer war ein ehemaliger Angehöriger des US Marine Corps und absolvierte gerade seine zweite Amtszeit als Spionagechef der CIA in Jordanien. Selbstverständlich wusste er um die komplexen internen Abläufe und Beziehungen innerhalb des Muchabarat. Aber dieses Mal stand möglicherweise das Leben von Amerikanern auf dem Spiel.

Am folgenden Morgen marschierte er direkt in das Büro von Samih Battichi, dem amtierenden Direktor des Muchabarat, und teilte ihm mit, dass die CIA – unabhängig von den Jordaniern – von einem geplanten Anschlag erfahren habe, der am Vorabend des neuen Jahrtausends in Jordanien stattfinden solle. Battichi war überrascht, doch

er hatte keine andere Wahl, als dem Amerikaner alles zu erzählen, was er wusste.

In den folgenden zwei Wochen trafen amerikanische Anti-Terror-Teams in Amman ein, um die Jordanier bei der Aufdeckung der Anschlagsserie zu unterstützen, die später als »Millennium Plot« in die Geschichte eingehen sollte. Sie verfolgten Hinweise, die sie in mindestens sechs Länder führten. Der Teil der Anschlagsserie, der sich in Jordanien abspielen sollte, war von einem Al-Qaida-Verbindungsmann in Ost-Afghanistan organisiert worden und sah mehrere Bombenanschläge und Überfälle mit Handfeuerwaffen vor. Zu den Angriffszielen gehörten neben dem Radisson in Amman ein Grenzübergang nach Israel sowie zwei bei Besuchern aus dem Westen beliebte christliche Heiligtümer. Außerdem war ein Anschlag auf den Los Angeles International Airport geplant; dieser wurde vereitelt, als US-Zollagenten den Attentäter verhafteten, der in einem mit Sprengstoff vollgepackten Auto die US-kanadische Grenze passieren wollte.

Man fand neue Dokumente und weitete die Internet-Überwachung aus, woraufhin immer mehr vermeintliche Verschwörer auftauchten. Die Zahl der Verdächtigen stieg auf 28. Von den Namen auf dieser Liste sorgte besonders einer für Aufsehen: ein Jordanier aus Zarqa, der mit seinem Geburtsnamen Ahmad Fadil al-Chalaila genannt war.

Zarqawi war wieder da.

Als er Jordanien zwei Monate zuvor verlassen hatte, war Abu Mus‘ab az-Zarqawi gerade einmal bis in den Westen Pakistans gelangt. Dort schien ihn irgendetwas aufgehalten zu haben. Der auf ihn angesetzte Informant hatte gemeldet, dass Zarqawi täglich an den Gebeten in einer arabischsprachigen Moschee in Peschawar teilnehme und sauber sei. Jetzt, nur Wochen später, tauchte sein Name plötzlich im Zusammenhang mit einer terroristischen Anschlagsserie auf, die alles in den Schatten stellen sollte, was Jordanien in den vergangenen Jahren erlebt hatte.

Auch wenn Zarqawi wohl nur eine untergeordnete Rolle als Berater spielte, ergaben abgehörte Gespräche genug belastendes Material, um ihn anzuklagen und in Abwesenheit schuldig zu sprechen. Er tauchte auch in einem Bericht auf, der auf Robert Richers Schreibtisch bei der CIA in Amman landete.

»Das war das erste Mal«, erinnerte sich der amerikanische Geheimdienstoffizier später, »dass wir Zarqawis Namen hörten.«

Durch das Aufdecken dieser Verschwörung hatten die Jordanier unzählige Leben gerettet und zugleich eine wirtschaftliche und politische Katastrophe abgewendet. Die Dschihadisten hatten bewusst Symbole der jordanischen Tourismusindustrie ins Visier genommen, und das zu einem Zeitpunkt, als das Land und sein junger Monarch nach König Husseins Tod noch nicht ganz zum alten Gleichgewicht wiedergefunden hatten. Seit neun Monaten regierte Abdullah II., und er hatte alle Hände voll damit zu tun, wirtschaftliche und politische Reformen gegen den heftigen Widerstand der alten Garde Jordaniens durchzusetzen. Dazu zählten Generäle der Armee, Geheimdienstchefs und Stammesführer, die unter seinem Vater besondere Privilegien genossen hatten. Ein erfolgreicher Anschlag hätte das Antlitz Jordaniens komplett verändert und ausgereicht, um die Wirtschaft des Landes zu lähmen und den Einfluss des neuen Königs zu schwächen.

Beim Muchabarat gab es daher trotz der vereitelten Anschlagsserie wenig Grund zur Freude. Die Islamisten hatten ihre Entschlossenheit demonstriert, Jordanien zu attackieren, und sie hätten ihren Plan beinahe in die Tat umgesetzt. Auch wenn jetzt einige der Verschwörer im Gefängnis saßen, hielten sich die Drahtzieher in Afghanistan und Pakistan auf und waren nach wie vor auf freiem Fuß.

Das galt auch für Zarqawi. Doch immerhin wusste man jetzt, woran man bei ihm war. Noch im September hatte Zarqawi im Büro von Kommandant Abu Haytham gesessen und darum gebettelt, für den Beginn seines neuen Lebens Jordanien verlassen zu dürfen. Keine drei Monate später musste der Muchabarat eingestehen, dass es ein schwerer Fehler gewesen war, Zarqawi ziehen zu lassen.

»Trotz allem, was passiert war«, beklagte sich Abu Haytham, »hatte er Jordanien nicht vergessen.« Auch später sollte sich Zarqawi immer wieder an sein Heimatland erinnern, selbst dann, als er längst größere Ziele verfolgte. »Der Weg nach Palästina führt über Amman«, sagte Zarqawi oft zu seinen Freunden.

Der Muchabarat erfuhr schon bald von neuen geplanten Anschlägen in Jordanien. Der nächste, bei dem Zarqawis Namen auftauchen sollte, wurde von ihm allein organisiert und vorbereitet.

Zarqawis Aufenthalt in Pakistan verlief nicht ganz so, wie er es ursprünglich vorgehabt hatte. Im September war er in Peschawar eingetroffen und wollte dann weiter in den Nordkaukasus reisen; dort begann gerade ein neuer Krieg, bei dem tschetschenische Separatisten und Islamisten gegen die Russische Föderation kämpften. Falls es ihm gelang, sich der dortigen Islamischen Internationalen Brigade anzuschließen, konnte Zarqawi endlich gegen die Russen kämpfen, was ihm im afghanischen Bürgerkrieg verwehrt gewesen war. Aber es sollte nicht so sein. Die pakistanische Regierung, die in den 1980er-Jahren mitgeholfen hatte, die afghanischen Rebellen zu finanzieren, war 1999 weit weniger tolerant gegenüber umherpilgernden arabischen Dschihadisten. Zarqawi hatte große Schwierigkeiten, Verbindungen aufzutun und sich Reisedokumente zu verschaffen. Während er untätig in Pakistan saß, wurde in Tschetschenien ein Großteil der islamistischen Armee durch Aerosolbomben vernichtet, die die russische Luftwaffe über den tschetschenischen

Gebirgspässen an der Grenze zu Dagestan abgeworfen hatte.

Ein halbes Jahr nach seiner Einreise teilten die pakistanischen Behörden Zarqawi mit, dass sein Visum abgelaufen war und er das Land verlassen musste. Nun stand er vor der Wahl: Entweder kehrte er nach Jordanien zurück, wo er mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit für seine Rolle beim Millennium Plot hinter Gitter wandern würde. Oder er machte sich auf eigene Faust über die Berge nach Afghanistan auf. Doch Afghanistan war als Aufenthaltsort nicht mehr annähernd so verlockend wie bei seinem letzten Besuch dort: Nicht nur hatten die letzten sechs Jahre Bürgerkrieg das Land regelrecht verwüstet, der aktuellen Phase des Konflikts fehlte zudem auch die moralische Klarheit, die in den 1980er- und 1990er-Jahren Zarqawi und Zehntausende andere arabische Freiwillige angelockt hatte. Bei der damaligen Auseinandersetzung hatten Islamisten gegen Kommunisten gekämpft; inzwischen waren die Russen fort, und stattdessen gab es eine Vielzahl von muslimischen Warlords und Taliban-Generälen, die in ständig wechselnden Allianzen gegeneinander antraten.

Trotz allem entschied sich Zarqawi für Afghanistan. Zusammen mit zwei Bekannten brach er auf nach Kandahar; dort landeten sie am Ende im Hauptquartier eines ehemaligen afghanischen Arabers, von dem man hätte erwarten können, dass er Zarqawi mit offenen Armen empfangen würde: Osama bin Laden. Aber statt einer warmherzigen Begrüßung des alten Mudschaheddin-Kameraden wurde Zarqawi schroff abgewiesen. Der Al-Qaida-Gründer weigerte sich, Zarqawi persönlich zu empfangen und schickte einen seiner Helfer vorbei, um die Jordanier zu überprüfen. Bin Ladens Vorsicht gegenüber Besuchern hatte einen guten Grund: Die Anschläge auf zwei US-Botschaften in Afrika im Jahr zuvor, bei denen Hunderte Menschen getötet wurden, hatten bin Laden

einen Platz auf der FBI-Liste der meistgesuchten Verbrecher gesichert. Besonders wachsam ging er bei Leuten aus dem Umfeld von Muhammad al-Maqdisi, Zarqawis ehemaligem Mithäftling und Mentor, vor. Maqdisi hatte die Herrscher von bin Ladens Heimat Saudi-Arabien gegen sich aufgebracht, nachdem er in mehreren Abhandlungen den gewaltsamen Sturz abtrünniger arabischer Regimes gefordert hatte. Bin Laden hatte selbst schon genug Probleme mit den Saudis – jeder Umgang mit Maqdisi oder dessen Anhängern hätte alles nur noch verschlimmert.

Zarqawi saß zwei Wochen lang in einem Gästehaus herum und langweilte sich, bis endlich einer von bin Ladens ranghohen Stellvertretern, ein ehemaliger ägyptischer Armeeoffizier namens Sayf al-Adel, auftauchte, um sich mit ihm zu unterhalten. Jahre später schrieb al-Adel über die damaligen Ereignisse. Weil Zarqawi der Ruf vorauseilte, verbohrt und aggressiv zu sein, misstraute ihm auch al-Adel.

»Kurz gesagt: Abu Mus‘ab war ein Hardliner, wenn es um Meinungsverschiedenheiten mit anderen Mitgliedern der Bruderschaft ging«, schrieb er, »Deshalb hatte ich Vorbehalte.« Nach der traditionellen Begrüßung und Umarmung nahm sich al-Adel einen Moment, um den Jordanier einzuschätzen. Sein erster Eindruck war nicht besonders ermutigend.

»Abu Mus‘ab war ein kräftiger Mann, aber mit Worten war er nicht so gut«, erinnerte sich al-Adel. »Seine Äußerungen kamen spontan und waren immer recht knapp. Von seinen Überzeugungen rückte er keinen Zentimeter ab.«

Die eine große Idee, die Zarqawi offenbar hatte, war »den Islam wieder in der Gesellschaft zu verankern«, und er hatte eine ganz genaue Vorstellung davon, wie das aussehen sollte. Doch schien er laut al-Adel nicht zu wissen, wie er anfangen sollte, auf dieses Ziel

hinzuarbeiten. Als der Al-Qaida-Vertreter Zarqawi darüber befragte, was sich in letzter Zeit in dessen Heimat ereignet hatte, stellte er fest, dass der Jordanier erschreckend schlecht informiert war.

»Was Jordanien betraf, kannte er sich einigermaßen aus, aber über Palästina war er überhaupt nicht auf dem Laufenden«, so al-Adel. »Wir hörten ihm zu und widersprachen ihm nicht, schließlich wollten wir ihn für unsere Seite gewinnen.«

Trotz Zarqawis Schwächen entwickelte al-Adel allmählich eine gewisse Sympathie für den Besucher. Sein ungelenkes und wenig eloquentes Auftreten erinnerte al-Adel an die Zeit, als er selbst ein junger Mann war. Für jemanden, der so hartnäckig auf seiner Meinung beharrte wie Zarqawi, gab es bei Al-Qaida keinen Platz, und al-Adel bot ihm zu keinem Zeitpunkt an, sich der Organisation anzuschließen. Aber er hatte bereits eine Idee, wie Zarqawi Al-Qaida auf andere Weise nützen könnte. Am nächsten Morgen besprach er sie mit bin Laden.

Schon Ende 1999 verfügte Al-Qaida über ein leistungsstarkes Netzwerk aus Helfern in Afghanistan, in Nordafrika und in den Ländern am Persischen Golf. Nur in der Levante war Al-Qaida noch nicht präsent. Obwohl die Vernichtung Israels zum erklärten Ziel der Terrororganisation gehörte, hatte sie es bislang nicht geschafft, in Jordanien oder den Palästinensergebieten ihre Kader zu platzieren. Doch genau das war dringend nötig – schließlich musste an allererster Stelle Jordaniens pro-westliche Regierung gestürzt werden. Und hier kam Zarqawi ins Spiel, mit seinen jordanischen Wurzeln und den Verbindungen zu palästinensischen Islamisten, die er im Gefängnis kennengelernt hatte.

»Können wir uns eine solche Gelegenheit, in Palästina und Jordanien präsent zu sein, entgehen lassen?«, fragte al-Adel bin Laden. »Können wir auf die Chance verzichten,

mit Abu Mus‘ab und ähnlichen Leuten in anderen Ländern zu kooperieren?«

Es blieben jedoch gewisse Zweifel, ob man Zarqawi wirklich trauen konnte, daher schlug al-Adel ein Experiment vor: Der Jordanier sollte ein eigenes Ausbildungscamp leiten, speziell für Islamisten aus Jordanien und den anderen Ländern der Levante, aus dem Irak und der Türkei. Al-Qaida würde das Startkapital zur Verfügung stellen und dann aus einiger Entfernung beobachten, wie Zarqawi sich machte. Genau genommen betrug die Entfernung fast 600 Kilometer – so weit war das Lager für die Kämpfer aus der Levante in Herat nahe der Grenze zum Iran von der Al-Qaida-Zentrale entfernt. Zarqawi musste weder bin Laden die Treue schwören, noch musste er sich in allen Punkten der Ideologie von Al-Qaida unterwerfen. Aber es gab jede Menge Geld von reichen Gönnern vom Golf und, wie al-Adel schrieb, eine umfassende »Koordination und Kooperation, um unsere gemeinsamen Ziele zu erreichen«.

Zarqawi bat um zwei Tage Bedenkzeit. Dann nahm er das Angebot an.

Sein erstes Ausbildungscamp wurde zunächst nur von einer Handvoll seiner engeren Freunde aus Jordanien und deren Familien besucht. Aber über seine alten Mudschaheddin-Kameraden und seine früheren Mithäftlinge gelang es Zarqawi nach und nach, immer mehr Kämpfer zu rekrutieren, die sich auf den Weg in den Westen Afghanistans machten. Als al-Adel das erste Mal in das Lager in Herat reiste, um sich einen Eindruck von Zarqawis Arbeit zu verschaffen, zählte er 18 Männer, Frauen und Kinder. Zwei Monate später lebten bereits 42 Personen im Camp, darunter mehrere Syrer und Europäer. Der Syrer Abu al-Ghadija, ein Kamerad von Zarqawi aus dessen Mudschaheddin-Zeit, war ein gelernter Zahnarzt, der vier Sprachen sprach und als eine Art Reise- und Logistikchef fungierte. Später sollte er die Versorgungslinie

für Zarqawis Netzwerk durch Syrien hindurch und in den Irak hinein überwachen. Momentan erreichten die meisten Rekruten Afghanistan über den Iran. Obwohl Zarqawi Schiiten verachtete und die iranische Staatsführung als Ketzer ansah, gehörten mehrere Iraner zu seinen Kontaktmännern, die konspirative Wohnungen unterhielten und halfen, Männer und Versorgungsgüter zur afghanischen Grenze zu schmuggeln.

Der Leiter des Ausbildungscamps hatte sich inzwischen in einen enthusiastischen Kommandanten verwandelt. Er hatte nun auch eine zweite Ehefrau, Asra, die 13 Jahre alte Tochter eines palästinensischen Lagerkameraden. Einige der Al-Qaida-Finanziers sahen das gar nicht gerne, weil sie Ehen mit Minderjährigen generell ablehnten. In seiner Freizeit las er Bücher, eignete sich grundlegende Computerkenntnisse an und arbeitete an seinen rhetorischen Fähigkeiten – er wollte seinen Zarqa-Slang loswerden und sich stattdessen am klassischen Arabisch des Korans orientieren. Ansonsten beaufsichtigte er die komplette Ausbildung seiner Rekruten, von Schießübungen bis hin zum Unterricht in islamischer Geschichte und Theologie.

»Sie schufen die Miniaturausgabe einer islamischen Gesellschaft«, erklärte al-Adel stolz.

Aber das alles war nicht von Dauer. In Kandahar gab bin Laden seine endgültige Zustimmung für die Anschläge am 11. September 2001, die die USA in einen Krieg gegen Al-Qaida führen würden – und gegen die Taliban, die Al-Qaida Unterschlupf gewährten. Laut al-Adel erfuhr Zarqawi erst hinterher von den Anschlägen auf New York und Washington. Dennoch wurde Zarqawis Camp in Herat in den folgenden Wochen von den Amerikanern ebenso angegriffen wie der Stützpunkt von bin Laden.

Schließlich organisierten Zarqawis Jünger und ihre Familien einen Konvoi ans andere Ende Afghanistans, um Al-Qaida bei der Verteidigung von Kandahar zu helfen.

Dank der Unterstützung durch US-Bodentruppen und Luftangriffe der Air Force hatte die Nordallianz bereits die Hauptstadt Kabul erobert und bereitete sich nun darauf vor, in die letzte Hochburg der Taliban-Regierung einzumarschieren. Kurz nach der Ankunft der Gruppe aus Herat in Kandahar traf ein US-Bomber ein Haus, in dem sich gerade die Anführer von Al-Qaida versammelten. Einige von ihnen wurden verwundet, andere, darunter auch Zarqawi, lagen unter Schutt begraben. Später wurde der Jordanier mit schlimmen Verletzungen, darunter mehreren gebrochenen Rippen, aus den Trümmern gezogen. Noch während der Zeit seiner Behandlung floh bin Laden in sein privates Refugium in den Bergen im Osten des Landes, den Höhlenkomplex Tora Bora, und ließ die Taliban im Stich.

Zarqawi versammelte seine Anhänger und ein paar Al-Qaida-Nachzügler um sich, und gemeinsam brachen sie auf nach Westen, in Richtung Iran. In den dortigen Grenzstädten, über die seine Rekruten einst ins Land gekommen waren, glaubte er sich in Sicherheit. Hier fanden sich die Flüchtigen in kleinen Gruppen zusammen, wie al-Adel später erzählte, und überlegten, welche Möglichkeiten ihnen blieben. Im Osten Afghanistans wurde bin Ladens Versteck von den USA bombardiert. Im Iran war die Regierung, die noch bis vor Kurzem Al-Qaida-Flüchtlingen Unterschlupf gewährt hatte, auf einmal umgeschwenkt und verhaftete zahlreiche Neuankömmlinge, die meisten von ihnen aus dem Camp in Herat. Wohin sollten sich die übrig gebliebenen Al-Qaida-Angehörigen jetzt wenden? Gab es einen Ort, der ihnen physischen Schutz bot und wo sie sich neu organisieren konnten?

Den gab es – in den Bergen im Nordosten des Irak. Hier, nur ein paar Kilometer von der iranischen Grenze entfernt, hatten sich eine Handvoll kurdischer Dörfer und Städte innerhalb der Grenzen der irakischen Diktatur eine wertvolle Autonomie bewahrt. Diese kurdischen Provinzen

lagen in der gegen Ende des ersten Golfkrieges im Jahre 1991 von den USA eingerichteten Flugverbotszone. Seither hatten sich hier eine ganze Reihe unterschiedlicher politischer Fraktionen gebildet. Eine der kurdischen Gruppen war eine talibanähnliche Bewegung, die viele afghanische Kriegsveteranen aufgenommen hatte und sich selbst Ansar al-Islam nannte, »Helfer des Islam«. Die Anführer dieser Gruppe, sunnitische Extremisten, hatten über die von ihnen kontrollierten Dörfer das harte Gesetz der Scharia verhängt: Musik in jeder Form war verboten, Frauen mussten in der Öffentlichkeit ihr Gesicht bedecken, die Schulbildung für Mädchen wurde abgeschafft. Außerdem entwickelten sie eine seltsame Vorliebe für Gift und richteten sich ein behelfsmäßiges Labor ein, wo sie streunende Hunde mit Zyanid und selbst hergestelltem Rizin vergifteten.

Abgesehen davon bot der Nordirak einem Jordanier auf der Flucht noch weitere Vorteile: Hier würde sich Zarqawi viel leichter unter die örtliche Bevölkerung mischen können als in Afghanistan, wo er die Sprache nicht beherrschte. Außerdem war die Gegend so einsam und abgelegen, dass er ungestört zur Ruhe kommen konnte.

Nachdem er das Basislager von Ansar al-Islam erreicht hatte, ließ sich Zarqawi in dem kleinen Dorf Sargat nieder, das aus kaum mehr bestand als einer Ansammlung steinerner Hütten an einer Gasse, die in die Berge führte. Mit einer Handvoll seiner Anhänger aus Herat und den letzten paar Tausend Dollar von Al-Qaida fing er an, sein altes Ausbildungscamp wieder aufzubauen. Die Bedingungen waren diesmal allerdings anders; vor allem fehlte jetzt, wo bin Laden 3000 Kilometer entfernt in seinem Versteck hockte, der Einfluss von Al-Qaida. Zarqawi würde sich neue Verbündete und neue Finanziers suchen müssen. Ein paar gab es immerhin schon, so die Islamisten in Bagdad, die ihn aufgenommen hatten, als er dort inkognito seine gebrochenen Rippen hatte behandeln

lassen. Gleichzeitig machte sich Zarqawi auch Gedanken über die Ausrichtung seiner Organisation und die Ziele seines Dschihad. Bis 2001 hatte Zarqawis zwei große Feindbilder: Israel und die jordanische Regierung. Jetzt erinnerten ihn die gebrochenen Rippen in seiner Brust immer wieder schmerzhaft daran, wie sehr er sich an den Vereinigten Staaten rächen wollte. Das erzählte er al-Adel an einem der letzten Tage, bevor er den Iran verließ, um sich Ansar al-Islam anzuschließen. Es war das letzte Mal, dass die beiden Männer miteinander sprachen. »Als er kam, um sich zu verabschieden, bevor er den Iran verließ«, erinnerte sich al-Adel, »betonte er noch einmal, wie wichtig es sei, sich an den Amerikanern für deren Verbrechen bei der Bombardierung Afghanistans zu rächen, die er mit eigenen Augen gesehen hatte.«

Drei Faktoren hatten Zarqawis Charakter entscheidend geprägt: der Krieg, die Zeit im Gefängnis und die Verantwortung als Kommandant seines eigenen Ausbildungscamps. Er sah sich nicht mehr nur als Führungspersönlichkeit, sondern als Mann mit einem bestimmten Schicksal. Laut al-Adel hatten sich seine Energie und sein Denken nun erneut verändert, diesmal »durch seinen Hass auf die Amerikaner«. Im Westen begann die Presse damals gerade darüber zu spekulieren, ob die US-Regierung von Präsident George W. Bush möglicherweise einen zweiten Krieg gegen den Irak und Saddam Hussein plante. Zarqawi glaubte den Gerüchten sofort. In Gesprächen mit entmutigten Islamisten in den düsteren Monaten des Jahres 2002 sprach er immer wieder davon, dass ein epischer Konflikt bevorstehe und wie ihn das Schicksal genau zur richtigen Zeit an den richtigen Ort gelenkt habe, damit er es mit dem größten Feind Allahs aufnehmen könne. So zumindest beschreibt es Fu’ad Husayn, ein jordanischer Journalist, der Zarqawi im Gefängnis kennengelernt hatte und später eine Biografie über die frühen Jahre des Terroristenführers

veröffentlichte. Zu jener Zeit befand sich bin Laden in Pakistan auf der Flucht, und US-Spezialkräfte jagten die Nachhut der Taliban durch die Berge im Osten Afghanistans. Der eigentliche Showdown, wie Zarqawi vorhersagte, stand noch aus. Er würde sich in einem Land ereignen, in dem es seit mindestens 100 Jahren keine nennenswerten religiös motivierten Kampfhandlungen mehr gegeben hatte.

»Die nächste Schlacht gegen die Amerikaner«, sagte Zarqawi zu seinen Freunden, »wird im Irak stattfinden.«

5

»Ich tat es für Al-Qaida und für Zarqawi«

Laurence Foley war kein sonderlich auffälliger Mensch. Dennoch gab es ein paar Merkmale, mit denen der gebürtige Bostoner aus der Masse herausstach, selbst in einer so kosmopolitischen Stadt wie Amman, der jordanischen Hauptstadt. Er war für hiesige Verhältnisse recht groß und trug einen imposanten Bauch vor sich her – Zeugnis der zahlreichen Geschäftsessen, um die ein mittlerer Beamter der US-Botschaft nun einmal nicht herumkam. Er hatte einen schneeweißen Haarkranz, der einen starken Kontrast bot zu seinem rötlichen und mit Sommersprossen übersäten Gesicht, dem Erbe seiner irischen Vorfahren. Er unternahm gerne lange Spaziergänge mit Bogart, seinem Golden Retriever – auch durch Stadtviertel, in denen jemand mit einem Tier an einer Leine immer noch ungläubige Blicke auf sich zog. Weitaus mehr aber beunruhigte seine Bekannten, dass Foley sich schlichtweg weigerte, nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 in die allgemeine Panikmache einzufallen und zusätzliche Sicherheitsmaßnahmen zu ergreifen, wie es viele andere Westler taten. »Jordanien ist sicher«, beteuerte der 62-Jährige immer wieder, wenn ihn besorgte Angehörige anriefen, die Berichte über die wachsenden Bedrohungen für Amerikaner gesehen hatten.

In den Wochen und Monaten nach den Anschlägen nahmen die Feindseligkeiten gegenüber den Amerikanern zu, woraufhin einige Familien in speziell gesicherte Enklaven nahe der US-Botschaft umzogen. Hier gab es brandneue Sicherheitszäune, außerdem hielten schwer bewaffnete Soldaten Wache. Foley indes blieb in seiner zweistöckigen Villa im Westen Ammans wohnen, die ihm mit ihren schmiedeeisernen Fenstergittern und den Rosensträuchern ein Stück Normalität gab; zumindest jene Art von Normalität, wie sie sich ein Amerikaner in Jordanien wünscht. Überhaupt hatte er während seiner drei Jahrzehnte im diplomatischen Dienst bereits an weitaus gefährlicheren Orten gelebt. Abends gingen er und seine Frau Virginia nach wie vor mit Bogart entlang der Abdullah-Ghoscheh-Straße spazieren. Wenn sie ihren Nachbarn begegneten, begrüßten sie diese mit einem freundlichen Winken und ein, zwei arabischen Phrasen. Jeden Morgen stand Foley früh auf und fuhr mit seinem eigenen Wagen, einem dunkelroten 280er Mercedes mit Diplomaten-Nummernschildern, in die Botschaft. Nachts stand das Auto unter einem kleinen Carport hinter einem ornamentverzierten Tor. Er hielt sich stets – ganz bewusst und auch aus Trotz – an seinen Ablaufplan, selbst als im Herbst 2002 davor gewarnt wurde, dass in Jordanien Amerikaner entführt werden könnten.

In der Botschaft war er dafür zuständig, Gelder für Trinkwasserprojekte zu beschaffen und Partnerschaften für jordanische Unternehmer zu arrangieren. Kaum prestigeträchtig, waren diese Aufgaben dennoch wichtig; Foley widmete sich ihnen mit großer Energie und Leidenschaft. Er fuhr gerne in die Flüchtlingssiedlungen von Amman, um sich dort mit den Bewohnern zu unterhalten. Foley stellte so viele Fragen über das Leben in den Lagern, dass man ihn mitunter für einen CIA-Spion hielt. Doch die meisten Menschen mochten den beleibten Amerikaner mit seinem entwaffnenden Lächeln. Seine

Vorgesetzten waren so beeindruckt von seiner Arbeit, dass sie Foley eine besondere Urkunde verliehen und zu seinen Ehren am 27. Oktober 2002 eine Dinnerparty gaben. Bis in die Nacht wurde gefeiert. Als er heimkehrte, war Foley müde, aber immer noch beseelt von dem schönen Abend, wie Virginia sich später erinnerte.

»Ich bin genau da, wo ich sein will«, sagte er zu ihr, »und ich tue genau das, was ich tun will.«

Am nächsten Morgen stand er zur gewohnten Zeit auf und zog sich an. Um 7:20 Uhr betrat er den Carport. Er streckte gerade die Hand nach der Tür des Mercedes aus, als auf der anderen Seite des Autos plötzlich eine Gestalt erschien. Sein Gesicht verbarg der Mann unter einer schwarzweiß-karierten Kufiya. In der rechten Hand hielt er eine kleine Pistole mit Schalldämpfer.

Plopp. Plopp.

Foley taumelte.

Der Schütze trat vor und leerte das gesamte Magazin.

Plopp. Plopp. Plopp. Plopp. Plopp.

Foley brach auf dem Pflaster zusammen. Die Schüsse hatten sein Gesicht getroffen, den Hals, die Schulter, die Brust. Der Mann in der Kufiya überwand eine niedrige Mauer und sprintete in Richtung eines Autos, dessen Fahrer einen Häuserblock entfernt auf ihn wartete. Der ganze Vorfall hatte nicht mal eine Minute gedauert. Kein Nachbar hatte die Schüsse gehört oder gesehen, wie der leblose Körper des Mannes zusammensackte und zwischen Mercedes und Rosensträuchern in einer Blutlache liegen blieb.

Dafür hörte jemand eine Stunde später ganz genau hin – jemand, der sich viele Kilometer von Amman entfernt befand und Zeuge wurde, wie der Todesschütze einen Kontaktmann anrief, der irgendwo im Nordirak saß.

»Informiert den Scheich«, sagte der Schütze. »Alles ist nach Plan gelaufen.«

Dieser Gesprächsfetzen wurde routinemäßig von der National Security Administration (NSA) abgefangen, der Spionageabwehr der USA, die ein riesiges weltumspannendes Überwachungsnetz betreibt. Seit den Terroranschlägen vom 11. September sammelte die NSA systematisch ungeheure Mengen an Daten, wobei sie sich vor allem auf jene Teile der Welt konzentrierte, wo sich Osama bin Laden oder andere Al-Qaida-Mitglieder aufhalten könnten. Dazu gehörte im Sommer und Herbst 2002 auch der äußerste Nordosten des Irak. Bald konzentrierten sich Beamte der höchsten Führungsebene im Weißen Haus und im Pentagon auf ein paar irakische Bergdörfer, die so abgelegen waren, dass sie auf kaum einer Landkarte auftauchten.

Ein US-Diplomat war ermordet worden – das kam selbst in jenem turbulenten Teil der Welt überaus selten vor. Schon nach der ersten Analyse des Anrufes des Schützen fiel der Verdacht auf Al-Qaida und insbesondere auf einen Mann, dessen Name den meisten Analysten im Anti-Terror-Zentrum der CIA immer noch nicht geläufig war.

Eine Analystin, die von der Existenz Abu Mus‘ab az-Zarqawis wusste, hatte indes gute Gründe, skeptisch zu sein. Die 33-jährige Nada Bakos, Tochter eines Viehzüchters aus Montana, war erst zwei Jahre zuvor bei der CIA gelandet. Doch inzwischen war sie dort, was Zarqawi betraf, bereits eine der Top-Expertinnen. Ein paar Jahre später wurde sie eine der Schlüsselfiguren bei der Jagd nach dem jordanischen Terroristen und arbeitete immer wieder wochenlang auf einer staubigen irakischen Militärbasis, nur wenige Kilometer von dort, wo sie Zarqawi vermuteten. Sie verfolgte die Spuren, die er hinterließ, verhörte seine inhaftierten Mitkämpfer und begleitete hin und wieder sogar US-Soldaten bei mitternächtlichen Razzien mutmaßlicher konspirativer Wohnungen. Sie beschäftigte sich so intensiv mit seiner Vorgeschichte und seinen Gewohnheiten, dass ihre

Kollegen Zarqawi scherzhaft als ihren »festen Freund« bezeichneten.

Im Moment hatte sie jedoch Vorbehalte, Zarqawi voreilig zu beschuldigen. Zwar hielt sie es für durchaus denkbar, dass Zarqawi das Attentat angeordnet hatte. Aber eigentlich wäre das viel zu simpel gewesen. Den Jordaniern war daran gelegen, klarzustellen, dass das Verbrechen ein vorsätzlicher Akt internationaler Terroristen war und nicht etwa eine x-beliebige Gewalttat, wie sie der Tourismusbranche des Landes schaden konnte. Zudem hatten die wenigen Beamten im Weißen Haus unter Bush, die Zarqawis Namen kannten, in letzter Zeit eine recht seltsame Faszination für den Jordanier erkennen lassen. Bakos' Abteilung bei der CIA erreichten ständig Anfragen von Bush-Mitarbeitern über angebliche Verbindungen zwischen Al-Qaida und Saddam Hussein, dem irakischen Präsidenten, auf den sich die Bush-Administration inzwischen mehr oder weniger eingeschossen hatte. Falls der Irak Al-Qaida bei den Terroranschlägen auf New York und Washington am 11. September auch nur indirekt unterstützt hatte, so war das Grund genug, dort einzumarschieren.

Der CIA war es bislang zwar gelungen, die meisten der Gerüchte, die den Irak mit dem 11. September in Verbindung brachten, zu entkräften, aber was Zarqawi betraf, gab es noch einige ungeklärte Fragen: War der Jordanier nicht in Bagdad gesehen worden, als er sich in einem staatlichen Krankenhaus hatte behandeln lassen? War dies nicht derselbe Zarqawi, der mit finanzieller Unterstützung von Al-Qaida im Westen Afghanistans ein eigenes Terrorcamp aufgebaut hatte? War er nach Beginn der Afghanistan-Offensive nicht in den Irak geflüchtet, anstatt sich bin Laden in Tora Bora anzuschließen? Doch vor allem: Deutete das angebliche Giftlabor im Lager der Ansar-al-Islam-Gruppe nicht auf eine Verbindung zu Saddam Hussein hin, der in den 1990er-Jahren ein gut

dokumentiertes Interesse an chemischen Waffen gezeigt hatte?

Pflichtschuldig hatten Bakos und ihre Kollegen diese Punkte geprüft und stets versucht, alle Anfragen innerhalb der Grenzen dessen, was die CIA Ende 2002 über Zarqawi wusste, zu beantworten.

Nun aber tauchten wieder neue Fragen auf. Ein US-Diplomat war erschossen worden, und bislang deutete alles darauf hin, dass die Tat von irakischem Grund und Boden aus angeordnet worden war, von einem Mann, der ganz eindeutige Verbindungen zu Al-Qaida hatte.

Für die meisten Amerikaner und sogar für die meisten CIA-Analysten war Zarqawi noch immer ein Unbekannter in einer dunklen Sackgasse der globalen Dschihadisten-Bewegung. Doch unter den hochrangigen Mitarbeitern der Bush-Administration hatte er sich mit dieser Tat an die Spitze des internationalen Terrorismus katapultiert.

Während ihrer ersten zwei Jahre bei der CIA gab es mehrere Momente, in denen die Weltgeschichte geradewegs auf Nada Bakos zuzurasen schien, wie ein fehlgeleitetes Schrapnell oder ein Ziegelstein, der die Windschutzscheibe durchschlägt. Ein solcher Moment ereignete sich am Morgen des 11. September 2001, als sich Bakos und mehrere andere junge Analysten um einen Fernsehschirm drängten und zusehen mussten, wie das zweite Verkehrsflugzeug beim zweiten Turm des World Trade Center die Aluminiumwand durchschlug und aus der Nordseite des Gebäudes heraus explodierte. Während sie ungläubig nach Luft schnappten und unter Tränen die Rauchschwaden betrachteten, die über Lower Manhattan aufstiegen, murmelten sie immer wieder diesen einen Namen: Al-Qaida. Das Gebäude wurde evakuiert, und die CIA-Mitarbeiter begannen ins Freie zu strömen, doch Bakos, die frisch gebackene Analystin mit dem

honigblonden Haar und den sanften braunen Augen, brachte es einfach nicht über sich, zu gehen.

»Ich fragte mich immer wieder: ›Was kann ich bloß tun?‹«, erzählte sie später. »Ich hoffte so sehr, dass sie uns um irgendetwas bitten würden.« Wenige Minuten später ging ihr Wunsch in Erfüllung, als der Anti-Terror-Chef der CIA, Cofer Black, 200 Offiziere versammelte, die noch im Haus waren, und die ersten Anweisungen in dem nun folgenden, mehrere Jahre dauernden Feldzug gegen Osama bin Laden gab. »Wir befinden uns ab sofort im Krieg«, verkündete Black, »in einer Art von Krieg, wie wir ihn noch nie gekämpft haben.«

Zu einem weiteren Moment dieser Art kam es etwas mehr als ein Jahr später, als Bakos sich plötzlich in einem kleinen Konferenzraum zusammen mit dem Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten wiederfand. Ein Krieg mit dem Irak wurde zunehmend wahrscheinlicher, und Dick Cheney, der alle Hände voll zu tun hatte, der Öffentlichkeit die Kriegsstrategie der Bush-Administration zu verkaufen, hatte beschlossen, der CIA in Langley, Virginia, einen höchst ungewöhnlichen Besuch abzustatten, um sich von Angesicht zu Angesicht mit den führenden Terrorismusexperten der Behörde zu unterhalten. Cheneys Dienststelle lag der CIA seit Monaten in den Ohren, endlich Verbindungen zwischen den Anschlägen vom 11. September und dem irakischen Präsidenten Saddam Hussein zu finden. Inzwischen war mit Zarqawi zwar eine vielversprechende Figur aufgetaucht, doch die CIA-Berichte über den Jordanier waren viel vorsichtiger formuliert als diejenigen, die das Office of Special Plans ihm geschickt hatte – der geheime Nachrichtendienst des Pentagon, den Douglas J. Feith leitete, seines Zeichens Unterstaatssekretär im US-Verteidigungsministerium, Kriegsbefürworter und Vertrauter von Bush. Für Cheney stellte sich nun die Frage: Was wusste man in Langley wirklich?

Gleich morgens traf der Vizepräsident ein, mit mehreren finster blickenden Adjutanten in dunklen Anzügen. Es war das zweite Kräftemessen mit der Behörde über die hiesigen Irak-Akten. Das erste Treffen, das unter dem Vorsitz von CIA-Direktor George Tenet stattgefunden hatte, war äußerst unerfreulich verlaufen. Die hochrangigen Beamten, die dabei gewesen waren, hatten Cheney, der unbedingt verdächtige Kontakte zwischen mutmaßlichen Al-Qaida-Funktionären und Saddam Hussein finden wollte, keine befriedigenden Antworten geben können. Seine Fragen hatten impliziert, dass es bei der Behörde ernsthafte Wissenslücken gab, was den irakischen Herrscher betraf und die Terroristen, die er unterstützte und zu denen möglicherweise auch bin Laden gehörte.

Tenet beraumte ein zweites Treffen an, bei dem auch rangniedere Beamte dabei sein sollten, die sich mit den entsprechenden Akten besser auskannten. Und so kam es, dass Bakos in ihrem dritten Jahr als CIA-Mitarbeiterin gebeten wurde, den zweitmächtigsten Mann des Landes in Sachen Irak und Al-Qaida auf den neuesten Stand zu bringen.

Das Treffen fand in der siebten Etage des Gebäudes statt, in der Nähe der Vorstandsetage. Durch die Fenster sah man die dichten Wälder, die eine zusätzliche Sicherheitszone zwischen dem CIA-Hauptquartier und den dicht besiedelten Vororten von Washington, D. C. bildeten. Cheney und seine Berater saßen an einer Seite eines langen Tisches, an der anderen eine Reihe von Geheimdienstmitarbeitern, bewaffnet mit Aktenordnern und einer Pinnwand mit Notizen von einer Praxis-Sitzung am Vortag, die sie *murder board* (»Mordbrett«) getauft hatten. Bakos gehörte zu den jüngsten Anwesenden. Sie nahm hinter ihrem Chef in der zweiten Reihe Platz. Ihre Aufgabe war es, als Backup zu dienen und Fragen aufzufangen, die die erste Reihe nicht beantworten konnte. Am Anfang war sie sehr nervös, aber mit der Zeit

entspannte sie sich und beobachtete fasziniert, wie Cheney die Befragung leitete. Er beäugte die CIA-Experten über seine Brille hinweg, sein Ton war höflich, aber hartnäckig – wie der eines erfahrenen Staatsanwalts, der einen widerspenstigen Zeugen vernimmt.

Nada Bakos saß still in ihrem Stuhl mit der Rückenlehne an der Wand und hörte zu. Sie konnte nicht so ganz glauben, was sich da abspielte. Es gab viele gute Gründe, den Mann zu jagen, der 1999 den Millennium Plot mit ermöglicht hatte. Aber eine Intrige, die dieser radikale Dschihadist zusammen mit dem strikt säkularen irakischen Herrscher ausgeheckt haben soll? Einem Mann, der in seinem Land routinemäßig Islamisten foltern und töten ließ? War Cheney noch ganz bei Trost? Das konnte er doch nicht ernst meinen.

Und ob er es ernst meinte. In den Wochen darauf erreichten die CIA wütende Reaktionen von Cheneys Mitarbeitern auf einen streng geheimen Bericht, den Bakos mitverfasst hatte und der abstritt, dass es irgendwelche Verbindungen zwischen Saddam Husseins Regierung und Al-Qaida gab. Die Geschichten über geheime Kontakte zwischen diesen seit vielen Jahren verfeindeten Parteien, die Angehörige der Bush-Administration in Umlauf gebracht hatten, »scheinen auf Hörensagen zu basieren«, so hieß es im Bericht. Es gab »keinerlei beweiskräftige Details oder andere Informationen, die uns helfen könnten, sie zu untermauern«.

Die Antwort, auf die Cheney gehofft hatte, blieb aus. Doch je mehr die CIA sich weigerte, Cheneys Wünschen zu entsprechen, desto unverschämter wurden dessen Mitarbeiter. Mindestens einmal rief jemand aus Bushs Stab Bakos direkt an ihrem Schreibtisch an, um sie zu einer Zeile in einem ihrer Berichte zu befragen. Ein solcher Anruf verletzte mehrere Protokolle, die verhindern sollten, dass Politiker einzelne Analysten direkt kontaktierten – auf diese Weise wollte man die Mitarbeiter der CIA vor

politischen Einflüssen schützen. Bakos legte sofort wieder auf und beschwerte sich dann bei ihrem Chef, der so außer sich war, dass er umgehend im Weißen Haus anrief.

»Man verlangte von uns einen negativen Beweis: Wir sollten beweisen, dass Zarqawi *nicht* Al-Qaida angehörte und *nicht* mit Saddam kollaborierte«, so Bakos. »Aber selbst als wir das versuchten, kam als Antwort: ›Na und? Die da unten haben doch eh alle dieselbe Agenda, wen kümmert das schon?‹«

So hatte sich Bakos ihre Rolle beim Geheimdienst wahrlich nicht vorgestellt, als sie vor mehr als zwei Jahren dort angefangen hatte. Ihre Bewerbung war ursprünglich eher ein Jux gewesen, eine Art Wette mit sich selbst. Noch eine ganze Weile, nachdem sie den Job bekommen hatte, glaubten ihre Verwandten daheim, Bakos sei so etwas wie eine Sachbearbeiterin, die ans Telefon geht und sich um die Post kümmert. Kein Bewohner des kleinen Kaffs Denton, Montana, hatte jemals etwas so Aufregendes getan, wie Terroristen für die CIA zu jagen.

Früher einmal wollte Bakos Tierärztin werden. Das schien der richtige Job für eine junge Frau zu sein, die zwischen Pferden aufwuchs und die langen Sommertage damit verbrachte, auf ihrem Lieblingshengst das Gelände der Ranch zu durchstreifen. Als Heranwachsende reichte ihr Horizont von ihrer winzigen High School, wo die Abschlussklasse gerade einmal neun Schüler zählte, bis zu den Krimis, die sie so gerne im Fernsehen sah. Doch insgeheim wusste Bakos damals schon, dass sie mehr wollte.

Gleich in ihrem ersten Jahr an der Montana State University hatte sie einen Autounfall, der ihre hochgesteckten Ziele beinahe verhindert hätte. Als Bakos schließlich doch noch aufs College zurückkehren konnte, widmete sie ihre Energie einem neuen Studienfach – Wirtschaftswissenschaften. Sie hatte bereits die vage

Vorstellung, später einmal im Bereich Internationale Beziehungen arbeiten zu wollen. Sie heiratete und war eine Zeit lang bei einem Zementhersteller und danach bei einem Bergbauunternehmen angestellt. Ein paar Monate vor ihrem 30. Geburtstag packte sie auf einmal all ihre Habseligkeiten in ihren Ford F-150 Pick-up und fuhr quer durchs Land nach Washington, D. C. Sie hatte sich gerade von ihrem Mann scheiden lassen und ihren Job aufgegeben. Zwar hatte sie noch nichts Neues in Aussicht, aber ihr Stiefvater, ein Vietnam-Veteran, hatte sie gedrängt, es doch einmal beim Geheimdienst zu versuchen. Er hatte eine Anzeige im *Economist* gesehen und war der Meinung, dass Bakos dafür genau die Richtige sei.

»Die nehmen mich doch eh nicht«, hatte sie gesagt. »Warum sollten die mich einstellen?«

»Bewirb dich doch einfach mal«, hatte er erwidert.

Der Gedanke ließ sie nicht mehr los. Sie hatte schon einmal daran gedacht, für eine Regierungsbehörde als Wirtschaftsanalytikerin zu arbeiten, vielleicht sogar für das State Department. Aber die CIA? Das klang ganz schön abenteuerlich.

Am Ende sagte sie sich: »Warum eigentlich nicht?«

Bakos füllte die Bewerbungsbögen aus, nahm an einem schriftlichen Test teil, und sehr zu ihrem Erstaunen erhielt sie kurz darauf einen Anruf von der Personalabteilung der Behörde, die einen Termin für ein Bewerbungsgespräch vereinbaren wollte. Fünf Monate später überquerte sie zum ersten Mal das berühmte fünf Meter große CIA-Emblem, das in den Fußboden der Eingangshalle eingelassen ist. Sie arbeitete zunächst auf einem niedrigen Level als technische Spezialistin, stieg aber schnell zur Analystin auf – eine anspruchsvolle Aufgabe, die detektivische Fähigkeiten erforderte und bei der sie große Mengen an Daten verarbeiten musste, die von den elektronischen und menschlichen Spionagenetzwerken der CIA stammte. Aufgrund ihres wirtschaftswissenschaftlichen Hintergrunds

landete sie bei einem Team, das Saddam Husseins Finanzdelikte untersuchte, nicht zuletzt seine zahlreichen Verstöße gegen das UN-Handelsembargo. Schon bald wurde ihr Aufgabenbereich erweitert, und sie analysierte Informationen darüber, welche terroristischen Netzwerke den Diktator unterstützten – was sie wiederum zu Zarqawi führte.

Die CIA, vor allem die Führungsriege, war damals deutlich von Männern dominiert, sodass die schlanke blonde Frau naturgemäß auffiel. Was sie aber mehr als alles andere von ihren Kollegen abhob, war ihre fachliche Kompetenz: Sie saugte nicht nur jede noch so kleine Information über Zarqawi und seine wichtigsten Mitarbeiter auf, sondern bewies auch ein bemerkenswertes Talent dafür, in den riesigen Mengen scheinbar zufälliger Details bestimmte Muster zu erkennen. »Eine der besten Analystinnen, die ich je getroffen habe«, nannte sie einer ihrer damaligen Vorgesetzten bei der CIA, der sich heute im Ruhestand befindet. »Sie erinnert mich an jemanden, der am Spieltisch in Las Vegas die Karten zählt. Sie kann genau nachvollziehen, was sich wie ändert, wenn die Karten neu gemischt werden. Das kann man niemandem beibringen, das ist eine Gabe.« Bakos erzählte ihren Freunden, dass dies endlich ein Job sei, der wirklich zu ihr passe: »Man befindet sich direkt im Mittelpunkt des Geschehens.« Allerdings wurde sie in dieser Rolle zum ersten Mal auch mit unangenehmen Wahrheiten konfrontiert. Ein Phänomen, das Bakos noch öfter in ihrer Karriere begegnen sollte, waren einflussreiche Politiker, die sich aus einer ganzen Reihe klassifizierter Informationen nur diejenigen herauspickten, die zu ihrer eigenen Agenda passten, um dann der Öffentlichkeit eine verzerrte, zweckgerichtete Version der Realität zu präsentieren. So waren bislang sämtliche US-Präsidenten vorgegangen, wenn auch einige in größerem Ausmaß als andere.

Genau das war es, was Cheney nun tat. Nachdem er wieder fort war, gab es überall betretene Gesichter. Der Vizepräsident und sein Team kehrten nach Washington zurück, und jedem in Langley war klar, dass sich das Weiße Haus auf eine Invasion des Irak vorbereitete. Für manche der anwesenden Analysten war das Treffen im höchsten Grade entmutigend gewesen – alle Erkenntnisse der CIA mussten den Plänen der Bush-Administration eigentlich einen Strich durch die Rechnung machen, doch Cheney hatte sich davon überhaupt nicht beeindrucken lassen.

»Meiner Meinung nach wussten wir noch nicht annähernd genug«, sagte Bakos, »aber ich war völlig naiv. Ich hatte keine Ahnung, wie wenig es braucht, dass ein Land einem anderen den Krieg erklärt.«

Noch Jahre später bestand Cheney darauf, dass es richtig gewesen war, sich auf mögliche Verbindungen des Irak zum Terrorismus derart einzuschießen. »Ich stellte schwierige Fragen«, gab er in seinem schriftlichen Bericht über die Besuche bei der CIA an. Im Rahmen der Suche nach möglichen Bedrohungen für das Land nach dem 11. September kam Cheney zu dem Schluss, dass es »keinen Ort gab, wo wir eher einen Zusammenhang zwischen dem Terrorismus und möglichen [Massenvernichtungswaffen] finden konnten, als den Irak unter Saddam Hussein.« Cheney schrieb, seine Beurteilung treffe »auch im Nachhinein noch zu, und zwar selbst dann, wenn ich berücksichtige, dass ein Teil der geheimdienstlichen Informationen, die wir erhielten, fehlerhaft war«.

Ob das Ganze nun gerechtfertigt war oder nicht: Das Weiße Haus hatte offenbar mit Zarqawi noch nicht abgeschlossen. Das intensive Interesse an möglichen Verbindungen des Jordaniers zum Irak blieb bis zum Beginn der Invasion bestehen, und es dauerte (sehr zum Missfallen von Nada Bakos) auch Jahre danach noch weiter an. Nun hatte der Mord an einem US-Diplomaten in Jordanien den Druck weiter erhöht.

Dass Laurence Foley am helllichten Tag und in einer der sichersten Gegenden von Amman erschossen worden war, sorgte auf den höheren Ebenen der jordanischen Regierung für panikähnliche Zustände. Noch nie in der Geschichte des Landes war ein amerikanischer Diplomat auf jordanischem Boden ernsthaft verletzt, geschweige denn ermordet worden. König Abdullah II. traf sich persönlich mit Beamten der CIA und des State Department, um die ersten Ermittlungen zu koordinieren. Er und seine Frau, Königin Rania, besuchten Foleys Witwe, um dieser ihr Beileid auszusprechen und Unterstützung bei der Überführung des Leichnams ihres Mannes in die Vereinigten Staaten anzubieten. Unterdessen nahmen die Polizei und der Muchabarat zahlreiche Islamisten fest, um sie zum Attentat auf Foley zu befragen. Innerhalb von 48 Stunden landeten mehr als 100 Menschen in Gewahrsam, und trotzdem kam der Geheimdienst der Lösung des Rätsels keinen Schritt näher. Wer steckte hinter dem Mord? Warum hatte man es von den Tausenden Amerikanern, die in Amman lebten, ausgerechnet auf Foley abgesehen? Wer machte sich die Mühe, einen nicht sonderlich einflussreichen Bürokraten ins Visier zu nehmen und zu töten? Einen Beamten, dessen Hauptaufgabe darin bestand, die Trinkwasserversorgung in Jordanien zu verbessern?

Am 30. Oktober eskortierten US-Marines und zeremonielle Wachen des jordanischen Königshauses Foleys Sarg zu einem militärischen Transportflugzeug auf einem der Flughäfen von Amman, begleitet von Virginia Foley und Bogart, dem Golden Retriever des Ehepaares. Im Hauptquartier des Muchabarat am anderen Ende der Stadt gingen derweil die zähen Verhöre weiter. Ein Bekennerschreiben einer obskuren Dschihadisten-Gruppe war aufgetaucht, wurde aber nach einer ersten

Untersuchung nicht weiter ernst genommen. Die Ermittler quetschten die Verdächtigen aus, drohten ihnen, redeten ihnen gut zu. Mehrere Wochen vergingen, und es gab keine einzige verwertbare Spur außer dem Mitschnitt eines Telefongespräches, das offenbar von einem billigen Handy mit Prepaid-Karte aus geführt worden war.

Ende November bekam ein Informant mit, wie man sich hinter vorgehaltener Hand von einem ziemlich seltsamen Libyer erzählte, der in eine Wohnung in der Flüchtlingssiedlung in Marka am Stadtrand von Amman eingezogen sei. Angeblich war der Fremde im September nach Jordanien gekommen, um einem Freund bei der Eröffnung eines Geschäfts für Damenbekleidung zu helfen, das speziell schwarze Abajas und Kopfbedeckungen im Angebot haben sollte. Die beiden Männer mieteten einen kleinen Laden mit Schaufenster und stellten ein Schild auf: »Die kleine Prinzessin« hieß ihr Geschäft. Dazu mieteten sie eine Lagerhalle an – sehr zur Verblüffung der Nachbarn, die sich fragten, wozu ein so kleines Bekleidungsgeschäft ein so großes Lager brauchte.

Der jordanische Partner des Libyers, ein Palästinenser namens Jasser Ibrahim Freihat, war ein erfolgloser Geschäftsmann mit Sympathien für die Dschihadisten, aber ohne irgendwelche bekannten Verbindungen zu radikalen Gruppen oder Anschlägen. Der Libyer schien da um einiges vielversprechender, und nachdem der Muchabarat ihn ein paar Tage lang beschattet hatte, wusste man, mit wem man es (höchstwahrscheinlich) zu tun hatte: Es war Salem Ben Suweid, ein Veteran des afghanischen Bürgerkrieges, der bereits drei Jahre zuvor einmal verhaftet worden war, als er mit einem gefälschten Pass nach Jordanien eingereist war. Damals hatte die Polizei bei ihm bereits Verbindungen zu Al-Qaida vermutet und ihn des Landes verwiesen. Wenn es sich wirklich um Suweid handelte, so war es ihm gelungen, ein zweites Mal nach Jordanien zu gelangen, ohne dabei entdeckt zu werden.

Am 3. Dezember stürmte der Muchabarat kurz nach Mitternacht erst die Lagerhalle und daraufhin die Wohnungen der beiden Männer. Suweid und Freihat lagen schon im Bett. Die Agenten filzten das Hab und Gut der Ladenbesitzer nach verdächtigen Gegenständen. Bei Suweid mussten sie nicht lange suchen: Die Agenten entdeckten Handschuhe, Masken, kugelsichere Westen, Tränengaskanister und über 10.000 US-Dollar. Aber das war noch gar nichts im Vergleich zu Suweids Hinterzimmer: Dort hatte der Libyer fünf Kalaschnikow-Sturmgewehre mit Munition versteckt, ein Handbuch über Sprengstoff und ein Notizbuch mit zahlreichen Plänen möglicher Ziele. Nach einem Schalldämpfer und einer 7-mm-Pistole, die zu den Patronenhülsen vor Foleys Villa gepasst hätten, suchten sie indes vergeblich.

Um 4 Uhr früh wurden die beiden Männer der Anti-Terror-Abteilung des Muchabarat übergeben, wo sich Abu Haytham, der stellvertretende Leiter der Abteilung, und sein Chef Ali Bursak, der legendäre Verhörspezialist mit dem Spitznamen »Roter Teufel«, um sie kümmerten. Gegen 6 Uhr, als in der Morgendämmerung bereits die Wolken über den Hügeln von Judäa erhellt wurden, war Suweid ein gebrochener Mann. Er unterzeichnete ein Geständnis, in dem er zugab, die Ermordung des Diplomaten Laurence Foley geplant und ausgeführt zu haben; sein Geschäftspartner Freihat habe Schmiere gestanden und sei das Fluchtfahrzeug gefahren.

Selbst für die Verhältnisse des Muchabarat ging das alles ziemlich schnell; Abu Haytham rechnete deshalb mit Leuten, die das Geständnis anzweifeln würden. Ein Teil der jordanischen Öffentlichkeit und auch der Westen würden annehmen, dass es unter Folter erpresst worden war, um in einem Mordfall, der die Beziehungen des Landes mit seinem wichtigsten Verbündeten beschädigt hatte, endlich einen Verdächtigen präsentieren zu können. Daher griff der Kommandant, noch während die Tinte trocknete, mit der

das Geständnis geschrieben worden war, zu einer Taktik, die er häufig anwendete, wenn die Glaubwürdigkeit eines Verdächtigen in Zweifel gezogen wurde: Er organisierte eine Tatortbegehung.

Wie betäubt saß Suweid in Handschellen auf dem Rücksitz, während der Fahrer ihn und Abu Haytham in den Westen Ammans fuhr, wo sich die meisten Botschaften befinden und die meisten Diplomaten wohnen.

»Führen Sie uns zu der Stelle«, befahl er Suweid.

Der Libyer leitete den Fahrer durch ein regelrechtes Labyrinth von Gassen, bis das Fahrzeug vor dem Carport anhielt, wo Foley den Tod gefunden hatte. Das Haus stand inzwischen leer; Virginia Foley hatte Jordanien mit demselben Flugzeug verlassen, in dem der Leichnam ihres Mannes überführt worden war, und sollte nie wieder in den Nahen Osten zurückkehren. Alle Spuren des Attentats waren natürlich längst entfernt worden.

Der Gefangene saß ruhig und mit gesenktem Kopf auf dem Rücksitz.

»Zeigen Sie mir, wie es geschah«, wies Haytham ihn an.

Suweid erzählte langsam und bedächtig dieselbe Geschichte, die schon in seinem Geständnis stand. Er war im September von Syrien aus über die jordanische Grenze gekommen, mit dem Auftrag, amerikanische und jordanische Ziele zu finden, die einen Anschlag lohnten. Nachdem er zusammen mit Freihat zur Tarnung das Geschäft eröffnet hatte, hatte er seinen alten Freund zurück nach Syrien geschickt, um dort versteckte Waffen ins Land zu schmuggeln, darunter auch die Kalaschnikows und eine Pistole. Im Oktober hatte er dann begonnen, im Diplomatenviertel sowie in einigen anderen reichen Gegenden von Amman herumzufahren.

Foley hatte er rein zufällig entdeckt, so Suweid. Der Amerikaner habe bei seinen häufigen Besuchen in Ammans Flüchtlingsenklaven, wo er mit Palästinensern an verschiedenen Wasserprojekten arbeitete, einen offenen

und geselligen Eindruck gemacht. Die betont freundliche Art, mit der er die Bewohner über das Leben in den Lagern ausfragte, habe dazu geführt, dass ihn manche für eine Art Geheimagent hielten. Jeder dort kannte den roten Mercedes mit den charakteristischen Diplomaten-Nummernschildern, die Foley auch dann noch verwendete, als die meisten Botschaftsangehörigen bereits zu gewöhnlichen jordanischen Autokennzeichen gewechselt waren.

Nachdem er herausgefunden hatte, wo Foley wohnte, hatte er drei Tage lang das Haus des Mannes mit dem dünnen weißen Haar und dem Schmerbauch beobachtet. Er entdeckte weder Wachen noch Überwachungskameras, und die niedrige Mauer, die an der Vorderseite und an der Seite des Hauses verlief, eignete sich hervorragend als Zugang zum Grundstück wie auch als Versteck. Er machte sich Notizen zu Foleys morgendlicher Routine: dass er früh aufstand, wann er mit dem Hund ging, dass er jeden Tag pünktlich um 7:20 Uhr das Haus verließ, um mit seinem Mercedes ins Büro zu fahren, und zwar immer allein.

Dann war es so weit. Am 28. Oktober, gerade als die Muezzins der Stadt die Gläubigen zum Morgengebet riefen, stiegen der Libyer und sein Komplize in einen geliehenen Hyundai und fuhren durch Amman in Richtung Westen, Pistole und Maske in einer kleinen Tasche auf Suweids Schoß. Ob Foley wirklich ein Spion war, wusste Suweid nicht. Aber er wollte einen Amerikaner töten, und jetzt war seine Chance dazu gekommen.

»Ich dachte, das wäre ganz einfach, nur ein paar Schüsse, und er wäre tot«, wie Suweid Abu Haytham erzählte.

Er zeigte dem Muchabarat-Offizier, wo er über die Mauer geklettert war und wo er gehockt und darauf gewartet hatte, dass Foley sein Haus verließ. Er erzählte, wie er, ohne ein Wort zu sagen, auf den Diplomaten geschossen hatte – und wie er noch ein paar weitere Male geschossen

hatte, um sicherzugehen, dass der Mann auch wirklich tot war. Er zeigte Abu Haytham die Stelle, wo Freihat mit dem Hyundai im Leerlauf gewartet hatte, und schilderte, wie die beiden zurück nach Marka gefahren waren und unterwegs am Ufer des Nahr ez-Zarqa angehalten hatten, um die Pistole in den verschmutzten Fluss zu werfen. Sie kamen gerade noch rechtzeitig zurück, um sich umzuziehen und pünktlich um 10 Uhr ihren Laden zu öffnen.

Abu Haytham hörte aufmerksam zu. Dann stellte er ihm die Frage, die ihn beschäftigt hatte, seit er von der Ermordung des Amerikaners erfahren hatte: »Warum?«

»Ich tat es für Al-Qaida«, sagte Suweid »und für Zarqawi.«

Aber war Zarqawi wirklich an der Aktion beteiligt?

Die Behörde wartete beinahe zwei Wochen, bevor sie der Öffentlichkeit mitteilte, dass sie die Attentäter in Gewahrsam hatten und dass Zarqawi in das Verbrechen involviert gewesen war; vielleicht hatte man gehofft, die CIA würde in der Zwischenzeit zusätzliche Beweise für eine Verbindung zwischen dem Schützen und dem Mann finden, der auf dem besten Weg war, Jordaniens berühmtester flüchtiger Verbrecher zu werden. Im Moment wollten viele Jordanier nur allzu gerne Suweids Anwalt glauben, der den Zeitungen mitteilte, sein Mandant habe Zarqawi nur erwähnt, weil er gefoltert worden sei.

Die Ermittler begegneten diesen Vorwürfen, indem sie dafür sorgten, dass Informationen über das abgefangene Telefongespräch zwischen Suweid und seinem irakischen Kontaktmann an die Öffentlichkeit drangen – einem Kontaktmann, der als Muammar Jusef al-Dschabir identifiziert worden war, ein bekannter Zarqawi-Jünger. Dschabir wurde ein paar Jahre später im Irak festgenommen, und beim Verhör durch die Amerikaner erzählte er, Zarqawi persönlich habe Suweid 50.000 Dollar gegeben und ihn nach Jordanien geschickt, um Amerikaner

zu töten – irgendwelche Amerikaner, ganz gleich, wen. Dennoch ist es seltsam, dass Zarqawi nie die Verantwortung für den Mord an Foley übernommen hat, selbst dann nicht, als er sich Hunderte anderer Morde auf die Fahnen schrieb, darunter auch mehrere an US-Bürgern. Islamisten, die Zarqawi zu der Zeit kannten, als er sich im Nordosten des Irak aufhielt, bestritten immer wieder seine Beteiligung an dem Attentat.

Nada Bakos gehörte dem Analystenteam der CIA an, das die Informationen sozusagen in Echtzeit zu sehen bekam; ihrer Meinung nach wurden einige der wichtigsten Fragen niemals vollständig beantwortet.

»Die Beweislage war nicht eindeutig«, erzählte sie später. »In analytischer Hinsicht waren wir davon überzeugt, dass Zarqawi eine Rolle spielte. Ob unsere Erkenntnisse für ein Strafverfahren ausgereicht hätten, stand dagegen auf einem anderen Blatt.« Trotzdem genügten die Erkenntnisse der Analysten den Amerikanern, um aktiv zu werden. An einem Angestellten der US-Regierung, der im Ausland Dienst tat, war ein schweres Verbrechen begangen worden, und es gab Grund zur Annahme, dass Zarqawi zumindest mitschuldig war.

Um für Gerechtigkeit zu sorgen, musste Zarqawi gefasst werden. Glücklicherweise wusste die US-Regierung zu diesem Zeitpunkt, im Spätherbst 2002, ganz genau, wo er sich gerade aufhielt.

6

»Dieser Krieg wird kommen«

Als der Mann, der später zum wichtigsten Spion der CIA im Nordirak aufsteigen sollte, im Sommer 2002 ins Land kam, hatte er den Namen des mutmaßlichen Terroristen Abu Mus‘ab az-Zarqawi kaum je gehört. Doch innerhalb weniger Wochen kannte Charles »Sam« Faddis das Wohnhaus des Jordaniers bis auf den letzten Quadratmeter des Grundrisses.

Eine so gute Chance, Zarqawi zu ergreifen, würde es nie wieder geben. Faddis war ein 1,89 Meter großer Hüne, der Sohn eines Marinekommandanten von den Ausläufern der Appalachen im Südwesten Pennsylvanias. Er war als verdeckter Ermittler in den Irak gekommen, zusammen mit einem Team von CIA-Agenten, die Informationen über irakische Militäreinheiten sammeln sollten wie auch über Ansar al-Islam – eine sonderbare militante Gruppe von der iranischen Grenze, die lose Verbindungen zu Al-Qaida hatte. Obwohl Faddis schon 47 Jahre alt und eigentlich Anwalt war, hatte er um diesen Auftrag gekämpft. Seit den Anschlägen vom 11. September hatte er einen Weg finden wollen, sich irgendwie am Krieg gegen den Terror zu beteiligen. Sein Hintergrund in der Terrorabwehr, seine Erfahrungen im Nahen Osten und sein fließendes Türkisch machten ihn schließlich zum idealen Kandidaten für die Leitung der geheimen Mission. Er und sein Team wohnten in konspirativen Wohnungen und überwachten das

Basislager von Ansar al-Islam, wo sich Dutzende aus Afghanistan geflohene Dschihadisten aufhielten – darunter auch Zarqawi. Die Agenten trugen kurdische Kleidung und schlichen sich mitunter so nah an das Lager, dass sie die Wachen mit ihren langen Bärten und umgehängten AK-47-Sturmgewehren bereits deutlich erkennen konnten.

Das Zielobjekt lag äußerst abgelegen. Das Dorf Sargat, in dem Zarqawi nach seiner Flucht aus Afghanistan gelandet war, war die letzte Station auf der zerfurchten Straße, die zur Grenze zwischen dem Irak und der Islamischen Republik Iran führte. Ein paar Meilen nordwestlich lag Halabja, eine Stadt, die man auf ewig mit einem der grausamsten Völkermorde des ausgehenden 20. Jahrhunderts in Verbindung bringen wird: Hier griff Saddam Hussein am 16. März 1988 die kurdischen Dorfbewohner mit einem tödlichen Nervengas an und tötete nicht weniger als 5000 Männer, Frauen und Kinder. Es war der verheerendste chemische Angriff auf Zivilisten, den es je gegeben hatte. Die Region konnte sich von dieser Katastrophe nie wieder vollständig erholen; 1991, nach dem ersten Irakkrieg, hielten US-Flugzeuge mit täglichen Patrouillenflügen Saddams Luftwaffe und Panzer von den kurdischen Siedlungen fern, aber das Fehlen einer zentralen Behörde führte dazu, dass lokale Milizen und Warlords sich mit den irakischen Bodentruppen und auch untereinander Scharmützel lieferten.

Als Zarqawi hier eintraf, hatten sich die Ansar-al-Islam-Kämpfer bereits eine kleine Enklave geschaffen, die auch die Stadt Churmal und einige andere kleine Dörfer einschloss, über die sie mit talibanähnlichem Eifer herrschten. Offiziell befanden sie sich im Krieg sowohl mit dem irakischen Regime als auch mit den kurdischen Nationalistengruppen, daher hatten sie an den Berghängen Verteidigungsanlagen errichtet, die einen eindrucksvollen Blick auf die Gebirgspässe boten und notfalls einen schnellen Rückzug über die Grenze in den Iran

ermöglichten. Die Hauptbasis in Sargat bestand aus sieben kleinen Gebäuden ohne Heizung und Strom (abgesehen von einem kleinen Generator), umgeben von Erdwällen und Bunkern, auf denen schwarze Flaggen wehten. Getrennt davon befand sich eine Ansammlung von Betonklötzen; Zarqawis Männer, die es vermieden, sich unter ihre kurdisch sprechenden Kollegen zu mischen, nutzten diese als Quartier und Schulungsräume. Die Einheimischen beschrieben sie im Nachhinein als eine Mischung aus verschiedenen arabischen Nationalitäten, vereint durch ihre strengen Ansichten darüber, wie man sich zu verhalten und zu kleiden habe. Einige Dorfbewohner schimpften später darüber, wie unpraktisch einige der Vorschriften der Islamisten gerade in einer Dorfgemeinschaft waren, wo sich Männer wie auch Frauen jeden Tag viele Stunden um Vieh und Getreide kümmern mussten.

»Sie zwangen die Frauen, Kopfbedeckung und Umhang zu tragen, wenn sie aufs Feld oder in den Garten gingen«, beschwerte sich ein Mann in einem Fernsehinterview ein paar Monate später, nachdem die militanten Islamisten das Dorf wieder verlassen hatten.

Das Interesse der CIA an den Islamisten hatte wenig mit religiösen Codes zu tun. Jetzt, wo Al-Qaida aus Afghanistan vertrieben war, sammelte sich im Lager von Ansar al-Islam die größte Gruppe militanter Radikaler, denen man Verbindungen zu bin Ladens Gruppierung nachweisen konnte – wenn auch nicht allzu bedeutende Verbindungen. Faddis Auftrag lautete, einzuschätzen, wie stark die arabischen und die lokalen Islamisten waren, die in der irakischen Enklave lebten, und auf welche Weise (falls überhaupt) Ansar al-Islam ihre Aktionen mit den irakischen Regierungstruppen koordinierte. Unabhängig davon, ob Al-Qaida und der Irak in der Vergangenheit kooperiert hatten, fürchtete man im Weißen Haus, dass Saddam Hussein nun Terroristen für einen Stellvertreterkrieg gegen den Westen instrumentalisieren könnte. Befreundete Kurden hatten den

Amerikanern berichtet, sie hätten im Lager von Ansar al-Islam chemische Waffen gesehen; auf diese Weise verstärkte sich im Weißen Haus noch einmal zusätzlich der Verdacht, Saddam rüste die militanten Islamisten für einen geplanten Terroranschlag aus.

Der Teamleiter der CIA war da eher skeptisch. Faddis hatte viele Jahre in der Region verbracht und wusste, wie erbittert fast alle Kurden den irakischen Tyrannen hassten, der im Zuge seiner tödlichen Politik in den 1980er-Jahren 2000 kurdische Dörfer zerstört und fast 200.000 Kurden umgebracht hatte. Dass sich kurdische Kämpfer auf Saddams Seite schlugen, aus welchem Grund auch immer, schien so gut wie ausgeschlossen.

Dennoch wies Faddis sein Team an, keine voreiligen Schlüsse zu ziehen.

»Also, wenn wir handfeste Beweise dafür vorweisen können, dass Al-Qaida mit Saddam gemeinsame Sache macht, wäre das fabelhaft«, sagte er zu seinen Männern im Sommer 2002, wie er sich später erinnerte. »Aber wir werden nicht einmal im Entferntesten andeuten, dass es so ist, bevor wir nicht ganz konkrete Hinweise dafür haben. Auf keinen Fall werden wir Gerüchte und Bullshit als Wahrheit verkaufen.« Faddis' Gruppe bestand aus acht Männern, die alle über viel militärische Erfahrung verfügten. Zwei von ihnen gehörten einer geheimen paramilitärischen Einheit der CIA an, der Special Activities Division. Ihr Stützpunkt, der Einsatzzentrale und Wohnräume umfasste, war ein kleines Haus, das ihnen von kurdischen Sympathisanten zur Verfügung gestellt wurde, nur ein paar Kilometer vom Lager von Ansar al-Islam entfernt. Hier verbrachten sie ihre Tage damit, die Islamisten zu überwachen und hin und wieder Kämpfer zu verhören, die die Kurden aufgegriffen hatten. Die Amerikaner hatten ungehinderten Zugang zu Gefangenen, die Ansar al-Islam und Al-Qaida angehörten; sie konnten viele von ihnen verhören und glichen alles, was jene

erzählten, mit einer immer weiter wachsenden Datenbank ab, in der sie Informationen von früheren Gefangenen sowie ihre eigenen Erkenntnisse aus der Überwachung des Ansar-al-Islam-Camps sammelten. Die Ergebnisse gingen dann an das CIA-Hauptquartier, in Form von Hunderten klassifizierten elektronischen Botschaften, die Faddis über sein Satellitentelefon nach Langley schickte.

Was die Mitglieder von Ansar al-Islam betraf, so erfasste Faddis schnell die Unterschiede zwischen den Exilanten aus Afghanistan, die größtenteils Arabisch sprachen und zumindest über rudimentäre Bildung verfügten, und den einfachen kurdischen Bauern und Ziegenhirten. Aber trotz aller Unterschiede einte beide Gruppen ihre Ideologie und ihr Interesse an den praktischen Aspekten des Terrorismus. Gemeinsam hatten sie sich in den irakischen Bergen ein eigenes kleines Afghanistan aufgebaut – eine islamische Theokratie, deren strenge Vorschriften mit vorgehaltener Waffe durchgesetzt wurden.

Wie er erfuhr, hüteten die Radikalen ein tödliches Geheimnis, einen Vorrat an verschiedenen Giftstoffen, die sie für mögliche Terroranschläge im Ausland testeten. Durch die Verhöre der CIA und ein paar gut positionierte Spione erfuhren sie schließlich, warum sich die Gruppe so ausgiebig mit Gift beschäftigte: Sie hatte sich Dutzende Kanister tödlicher Chemikalien wie Zyanid besorgt sowie eine geringe Menge Rizinussamen, aus denen sich das besonders tödliche Rizin herstellen ließ. Alle diese Bestandteile konnte man problemlos und legal erwerben (Kaliumzyanid beispielsweise verwendet man in der Filmentwicklung), und es gab keinerlei Anzeichen dafür, dass die Angehörigen von Ansar al-Islam die Ausrüstung oder das Know-how besaßen, um daraus echte chemische Waffen herzustellen. Allerdings führten sie Experimente durch, und das war bereits ernst genug. In ihrem behelfsmäßigen Labor mischten Amateurchemiker Zyanid mit Hautcreme und anderen Kosmetika. Man munkelte,

dass sie die Resultate an Hunden testeten; später tauchten Videobänder auf, die diese Vermutung bestätigten.

»Sie kennen sich kaum aus, aber sie haben Großes vor«, dachte Faddis damals, wie er sich später erinnerte. »Sie sind aus Fleisch und Blut, und es handelt sich bei ihnen sicherlich um keinen Scherz.«

Die andere Frage, die das Weiße Haus beschäftigte – ob die irakischen Streitkräfte den Islamisten irgendwie halfen – war noch leichter zu beantworten. Faddis' Team spürte in der Nähe des Lagers von Ansar al-Islam irakische Agenten auf und fand heraus, dass sie Saddam Husseins gefürchtetem Geheimdienst angehörten. Doch Faddis merkte schnell, dass die Iraker genau dasselbe taten wie sie selbst: Sie sammelten Informationen über die militanten Islamisten. Die Iraker beobachteten sie aus der Ferne und versuchten hin und wieder, Informanten zu rekrutieren – eine riskante Angelegenheit, denn Ansar al-Islam hatte bereits mehrere mutmaßliche Spione vergiftet und ihre abgeschlagenen Köpfe außerhalb ihres Lagers auf Pfähle gespießt. Die Iraker machten keinesfalls gemeinsame Sache mit den Islamisten. Im Grunde schienen sie sogar Angst vor ihnen zu haben.

Die Bush-Administration hatte versprochen, mit Al-Qaida verbündete Terroristen zur Strecke zu bringen, wo auch immer man sie finden würde. Faddis war klar: Der Haufen dort drüben entsprach dem Zielobjekt haargenau.

Den USA bot sich hier »eine einmalige Gelegenheit«, wie Faddis an das CIA-Hauptquartier in Langley telegrafierte. Ansar al-Islam war eine Terrororganisation mit einer ehrgeizigen internationalen Agenda. Viele militante Araber gehörten dazu, über deren Verbindungen zu Al-Qaida man Bescheid wusste. Noch beunruhigender war aber die Tatsache, dass sie chemische Giftstoffe besaßen; wenn sie diese in europäischen oder amerikanischen Großstädten einsetzen würden, hätte das verheerende Folgen. Doch die gute Nachricht war, so Faddis, dass die gesamte Gefahr mit

einem einzigen gut platzierten Schlag beseitigt werden konnte.

»Wir wussten genau, wo jeder einzelne dieser islamistischen Terroristen schlief«, erzählte Faddis, als er später einen seiner ausführlichen Berichte an das CIA-Hauptquartier beschrieb. »Wir wussten genau, wo sich jede einzelne Waffe befand, buchstäblich bis zum letzten Maschinengewehr und Mörserrohr.« Und das Beste von allem: »Keiner von ihnen wusste, dass wir da waren.«

Wie Faddis gehofft hatte, ließ sein Telegramm Washington aufhorchen. In Langley und später beim Verteidigungsministerium trafen sich die Verantwortlichen, um das weitere Vorgehen zu besprechen. Im Pentagon bat man den 48 Jahre alten Brigadegeneral Stanley McChrystal, der bald zum Befehlshaber der Spezialkräfte im Irak aufsteigen sollte, mehrere Möglichkeiten auszuarbeiten, wie man das Lager der Terroristen angreifen konnte. Ein Vorschlag lautete, die Islamisten mit Raketen zu attackieren und im Anschluss einen Hubschrauberangriff zu fliegen, bei dem amerikanische und kurdische Kommandotruppen alles, was auf die Produktion biologischer oder chemischer Waffen hindeutete, vernichten würden.

Der Plan schien praktikabel, aber im Weißen Haus unter Bush war man geteilter Meinung darüber, ob man ihn auch durchführen sollte. Verteidigungsminister Donald Rumsfeld befürwortete den Angriff, aber andere leitende Beamte, darunter nicht zuletzt die Nationale Sicherheitsberaterin Condoleezza Rice, sprachen sich dagegen aus. Sie wiesen darauf hin, dass die US-Regierung bereits mitten in der Planung für eine Invasion des Irak steckte; jeder Angriff auf irakischem Boden barg das Risiko einer Eskalation, die zu einem vorzeitigen Kriegsausbruch führen konnte. Anderen Kritikern war McChrystals Plan einfach eine Nummer zu groß. »Von der Dimension her kommt das einer Invasion gleich«, beschwerte sich einer der Vorgesetzten des

Brigadiers. »Sie waren doch auch bei den Sondereinsatzkräften. Kann man da heute nichts Kleines mehr organisieren?«

Bush beschloss, den Plan zumindest vorerst abzulehnen.

»Es war ein echter Schlag in die Magengrube«, kommentierte Faddis hinterher. »Wir setzten dort unser Leben aufs Spiel. Wenn eine solche Mission verschoben wurde, wussten wir alle, was das bedeutete. Wir hatten den Finger am Abzug, aber wir handelten nicht. Und wenn dann die Zeit käme und wir endlich den Abzug betätigen könnten, wären die wichtigen Zielpersonen alle längst auf und davon.«

Faddis versuchte es noch einmal mit einem weniger ehrgeizigen Plan, bei dem die Amerikaner den Großteil der Kampfhandlungen den ortsansässigen Kurden überlassen würden. Mit ein wenig Unterstützung aus der Luft, ein paar 150-Millimeter-Mörsern und etwas logistischer Unterstützung durch die CIA könnten die Kurden das Lager auf eigene Faust zerstören, wie er betonte.

»Um Gottes willen, geben Sie uns zwei B-52s oder meinetwegen einfach nur die Mörser, und wir kriegen das hin«, bettelte Faddis. »Schicken Sie sie morgen vorbei, übermorgen haben wir das Ganze erledigt. Al-Qaida und Ansar al-Islam haben keine Ahnung, dass wir hier sind. Komplette Tarnung.«

Die Reaktion aus Langley war die gleiche wie zuvor. »Ich kann Sie gut verstehen, Sam«, lautete die Antwort, so Faddis. »Alles, was ich Ihnen dazu sagen kann, ist: So ist es nun mal. Ich bin mir ziemlich sicher, dass der Präsident einen höheren Rang hat als Sie.«

Faddis und sein Team blieben im Nordirak. Sie sollten die Überwachung fortsetzen. Zarqawi konnte indessen sein Netzwerk weiter ausbauen, ohne dass er fürchten musste, von irgendwem dabei gestört zu werden. Die CIA wusste damals nur allzu gut, dass der Jordanier immer gefährlicher wurde. Wie Tenet, der Direktor der Behörde,

später festhielt, hatte Zarqawi in der Zeit kurz vor dem Krieg besonders viel zu tun. Im Ansar-al-Islam-Lager bildete er seine Rekruten aus und schickte Abgesandte in die Hauptstädte des Nahen Ostens und Europas, um Geldquellen, Freiwillige und Verbündete aufzutreiben. »Er war in der Lage, Bande zwischen Algeriern, Marokkanern, Pakistanern, Libyern und anderen arabischen Extremisten zu schmieden, die in ganz Europa verteilt waren«, schrieb Tenet über Zarqawi in seinen Memoiren. »Nach ein paar arbeitsreichen Monaten hatten wir in mehr als 30 Ländern mit Zarqawi vernetzte Terrorzellen identifiziert.«

Nachdem die Bush-Administration davon in Kenntnis gesetzt worden war, gab es eine letzte Debatte darüber, ob man nicht doch noch einen Präventivschlag gegen Zarqawi und das Camp von Ansar al-Islam durchführen sollte. Das war Anfang Januar 2003, nur zwei Monate vor Ausbruch des Irak-Krieges und wenige Wochen, bevor Außenminister Colin Powell seine berühmt gewordene Rede vor dem UN-Sicherheitsrat halten sollte, in der er die Gründe für die Invasion umriss. Zu diesem Zeitpunkt zögerte man im Weißen Haus bereits deutlich, wenn es darum ging, irgendwelche Maßnahmen zu ergreifen, die von dem wichtigsten Kampf ablenkten – dem um die öffentliche Meinung. So zumindest beschreibt der Journalist Peter Baker in *Days of Fire*, seinem gefeierten Buch über die Geschichte des Weißen Hauses unter Bush, das Treffen. Ein Erstschlag gegen ein Lager militanter Islamisten hätte eines der wichtigsten Argumente in Powells anstehender Rede ad absurdum geführt: die Existenz terroristischer Netzwerke auf irakischem Boden.

»Das würde meine Argumentation zunichtemachen«, sagte Powell, wie Baker sich erinnerte, und schließlich fügte der Außenminister hinzu: »In ein paar Wochen kriegen wir [Ansar al-Islam] doch sowieso.«

Die US-Regierung stritt sich noch immer über einen möglichen Angriff auf Zarqawis Lager, als am 23. Januar 2003 eine Delegation von US-Generälen in Amman eintraf, zu einem Besuch, der unter höchster Geheimhaltung stattfand. Kein Reporter war anwesend, als die Maschine von General Tommy Franks, Kommandant der United States Central Command, eines Regionalkommandos des Pentagon, landete; der Palast verhängte zu allen Details des Treffens von Franks mit den jordanischen Beamten eine Nachrichtensperre. Es wurde nicht einmal bekannt, ob König Abdullah II. daran teilnehmen würde. Hinterher erfuhr die westliche Presse den Grund des Besuches aus anonymen militärischen Quellen, die ihre Worte sorgfältig formulierten: Der Krieg gegen den Irak würde in wenigen Wochen beginnen, und die USA plante, Jordanien ihr hoch entwickeltes Patriot-Raketenabwehrsystem anzubieten. Im Gegenzug hofften sie auf die Unterstützung des haschemitischen Königreiches nach dem Beginn der Kampfhandlungen.

»Wir ziehen das in Betracht«, teilte ein Angehöriger des US-Teams einem jordanischen Journalisten während des Besuches mit. Tatsächlich trafen anschließend binnen weniger Tage mehrere Raketen-Batterien und sechs nagelneue F-16-Jagdbomber in Jordanien ein, die im Hinblick auf einen möglichen Krieg im Nachbarstaat die Verteidigungsmaßnahmen des Landes verstärken sollten.

Doch natürlich erwarteten die USA für ihre Dienste eine Gegenleistung. Seit Monaten hatte das Weiße Haus unter Bush Druck auf Jordanien ausgeübt, sich endlich hinter die Vereinigten Staaten und ihren Plan, den irakischen Präsidenten Saddam Hussein zu stürzen, zu stellen.

Angefangen hatte das Ganze bereits im Spätsommer: Am 2. August 2002 traf sich der König während eines Staatsbesuches in den USA mit Bush und seinen wichtigsten Stellvertretern. Der normalerweise so charmante Texaner gab sich kühl und steif, wie Abdullah

später erzählte. Seine Adjutanten teilten dem Monarchen mit, der Präsident sei ungehalten darüber, dass er, Abdullah, der britischen Presse erzählt habe, Bush und sein Team seien »völlig auf den Irak fixiert« und wild entschlossen, einen Krieg vom Zaun zu brechen, der »im Nahen Osten eine Büchse der Pandora öffnen« werde.

Bush kaute auf Eiswürfeln herum, während die beiden Männer im Oval Office saßen. Er sagte, er habe sich noch gar nicht endgültig entschieden, ob er in den Irak einmarschieren werde. »Wenn ich das tue, werden Sie es merken«, sagte er. Er nannte den irakischen Präsidenten Saddam Hussein einen »Verbrecher«, dem man sich entgegensetzen müsse: »Ich will nicht, dass die Leute in 20 Jahren denken, ich hätte gekniffen.«

Später an jenem Tag brachte der US-Präsident noch einmal die Sprache auf den Irak. Diesmal nannte er den Kampf gegen Saddam eine moralische und sogar eine religiöse Pflicht.

»Sie und ich, wir haben zwei große Väter«, sagte Bush, wie Abdullah sich später erinnerte, »und wir glauben beide an Gott. Wir haben hier die Chance, das Richtige zu tun.«

Abdullah war fassungslos. Er verachtete Saddam, und er wusste, dass Amerikas riesiger Militärapparat die Armee des irakischen Diktators im Handumdrehen aufreiben konnte. Er hatte den USA (wenn auch unter der Hand) Hilfe beim Angriff auf die Taliban in Afghanistan und beim Aufspüren von Osama bin Laden angeboten. Doch der König war überzeugt davon, dass ein Krieg gegen den irakischen Tyrannen ein kolossaler Fehler wäre. Wenn US-Truppen einen arabischen Staatsmann angriffen – selbst einen so unbeliebten wie Saddam –, würde das in der Region einen Flächenbrand auslösen, der auch Jordanien gefährden würde. Aber offenbar hatte Bush seinen Entschluss bereits gefasst.

Zurück in Amman teilte der Monarch seinen Untergebenen mit, sie könnten sich schon einmal darauf

vorbereiten: »Dieser Krieg wird kommen.«

Den Rest des Sommers und den Herbst hindurch wurde das Kriegsgetrommel immer lauter, genau wie die Appelle an Jordanien, die US-Regierung und ihre Kriegspläne zu unterstützen. Ein nicht enden wollender Strom an amerikanischen Politikern und Generälen kam nach Amman, um den König doch noch umzustimmen und den USA zu gestatten, ihre Bodentruppen entlang der Landesgrenze aufzustellen oder innerhalb des jordanischen Luftraums Einsätze zu fliegen. Vizepräsident Dick Cheney persönlich rief Abdullah an und bat ihn um die Erlaubnis, den Angriff auf Bagdad von Jordanien aus starten zu dürfen. Bei all diesen Querelen rund um die Kriegsvorbereitungen dachte bald kaum noch jemand an den ermordeten Foley.

Schließlich fand Abdullah einen Mittelweg. Bekanntlich hatte sein Vater Hussein den ersten Golfkrieg abgelehnt, eine Haltung, die die Beziehungen des Landes mit Washington und einigen wichtigen arabischen Verbündeten zurückgeworfen hatte. Auch Abdullah blieb bei seiner oppositionellen Einstellung gegenüber einem bewaffneten Konflikt, den die überwältigende Mehrheit der Jordanier als ungerechtfertigt empfand, und er weigerte sich standhaft, US-Truppen in größerer Zahl ins Land zu lassen. Doch immerhin bot er den Amerikanern an, sie hinter den Kulissen zu unterstützen, in erster Linie bei verdeckten Operationen kleinerer US-Kommandoeinheiten.

Die Entscheidung, die Patriot-Raketen anzunehmen, fiel quasi in letzter Minute. Der Öffentlichkeit gegenüber konnte das Königshaus behaupten, dass das Raketenabwehrsystem die Jordanier vor fehlgeleiteten irakischen Scud-Raketen schützen werde, die das jordanische Staatsgebiet bedrohten. In Wirklichkeit wollten sich die Amerikaner gegen einen möglichen irakischen Angriff auf Israel als Vergeltung für die Invasion absichern.

Es war ein weiteres sicheres Zeichen dafür, dass der Krieg kommen würde.

»Es war eine Gratwanderung – ich versuchte, den Krieg zu verhindern und mich zugleich aus ihm herauszuhalten«, gab Abdullah später zu. »Aber in einem Punkt war ich mir sicher: Je länger der Krieg dauern würde, desto schrecklicher wären die Folgen.«

7

»Mit einem Schlag kannte ihn die ganze arabische Welt«

Am 5. Februar 2003 sollte die Welt endlich erfahren, wer Abu Mus‘ab az-Zarqawi war. Es geschah in der 61. Minute von Colin Powells Rede vor dem UN-Sicherheitsrat, bei welcher der US-Außenminister darlegte, warum sein Land den Irak angreifen wolle. Dazu begann Powell mit einer Aussage, die (wie viele andere in seiner 75-minütigen Rede) rein formal betrachtet zwar der Wahrheit entsprach, die Tatsachen dennoch komplett verdrehte.

»Im Irak gibt es heute ein tödliches Terrornetzwerk, das von Abu Mus‘ab az-Zarqawi angeführt wird, einem Gefährten und Kollaborateur von Osama bin Laden und seinen Al-Qaida-Leutnants.« Kaum, dass Powell diese Worte gesagt hatte, erschien auf einem großen Bildschirm hinter dem runden Tisch des Sicherheitsrats das bärtige Porträt Zarqawis.

Nada Bakos, die das Ganze während der Arbeit auf dem Fernsehschirm verfolgte, zuckte zusammen, als sie diesen Satz hörte. Sicher, Zarqawi hielt sich in einer abgelegenen Bergregion des nordöstlichen Irak auf, allerdings in einem Gebiet, auf das das irakische Militär überhaupt keinen Zugriff hatte – zu suggerieren, dass Saddam Hussein dem Terroristen Unterschlupf gewährte, war geradezu absurd. Niemand wusste das besser als die Zarqawi-Expertin Bakos. Ebenso gut hätte jemand behaupten können, der 22.

Präsident der USA, Grover Cleveland, habe Geronimo, dem berühmten Apachenhäuptling, der von seinem Lager an der mexikanischen Grenze aus Siedler und US-Soldaten angriff, »Unterschlupf gewährt«.

Wie versteinert sah sie weiter zu.

»Offizielle Stellen im Irak bestreiten jegliche Beziehungen zu Al-Qaida. Diese Dementis sind schlicht nicht glaubwürdig«, fuhr Powell fort. »Im vergangenen Jahr hat jemand, der mit Al-Qaida in Verbindung steht, damit geprahlt, dass die Situation im Irak, Zitat, ›gut‹ sei und dass man Bagdad schnell durchreisen könne.«

Auch das stimmte. Aber war es die irakische Regierung, die dafür sorgte, dass sich die Terroristen dort ungehindert bewegen konnten? War daran nicht vielmehr der notorisch korrupte und ineffiziente Grenzschutz Schuld?

Für jeden, der sich mit der Thematik auskannte, war die Rede eine wahrlich außergewöhnliche Leistung: Sich die paar wenigen Tatsachen herauszupicken, die für eine Invasion sprachen, und dann auf so raffinierte Art und Weise zu präsentieren – das war eine Kunst für sich. Später bezeichnete Powell diese Rede als einen der größten Fehler seiner Karriere. Zugleich wies er alle Schuld von sich; verantwortlich seien die Geheimdienste, die schlampig gearbeitet hätten, und das Wunschdenken auf höchsten Ebenen der Bush-Administration. In Wirklichkeit war jener Teil seiner Rede, in dem es um Zarqawi ging, komplett von leitenden Beamten der CIA formuliert worden, nach mehreren Wochen erbitterter Debatten mit Beamten des Weißen Hauses darüber, was man auslassen dürfe und was nicht. Zu Powells Verteidigung muss man sagen, dass der Außenminister eine frühere Fassung der Rede abgelehnt hatte, die von den Beratern im Weißen Haus geschrieben worden war. Diese erste Fassung hatte noch weitaus heftigere Behauptungen über Verbindungen zu Terroristen enthalten, die teilweise von nicht überprüften Informanten

stammten und auf unbestätigten Gerüchten beruhten, die das Office of Special Plans im Pentagon erreicht hatten.

Aber die Rede ging noch weiter, und es gab noch mehr Sätze, bei denen Bakos und ihre CIA-Kollegen nur noch den Kopf schütteln konnten. Zunächst gab Powell zu, dass Zarqawi und seine Verbündeten von Ansar al-Islam in einem Gebiet operierten, das außerhalb von Saddam Husseins Einflussbereich lag. Aber dann behauptete er, dass »Bagdad einen Agenten in der höchsten Führungsebene dieser radikalen Organisation hat«, was nichts anderes heißen konnte, als dass der Irak effektiv die Gruppe steuerte. Kein Wort in irgendeinem der von der CIA überprüften Berichte bestätigte, dass eine solche Beziehung existierte.

An einem Punkt machte Powell eine Pause, um die Ermordung von Laurence Foley zu erwähnen, dem Diplomaten, der drei Monate zuvor in Amman getötet worden war, eine »verabscheuungswürdige Tat«, die auf Zarqawis Konto gehe. Nach der Tötung, so Powell, habe das State Department über ein Drittland – Jordanien, wie offizielle Stellen später bestätigten – Kontakt mit dem irakischen Geheimdienst aufgenommen und verlangt, dass der Terroristenführer an die USA ausgeliefert werde.

»Irakische Beamte protestierten, sie wüssten nicht, wo sich Zarqawi oder seine Komplizen aufhielten«, sagte Powell. »Auch diese Aussage ist nicht glaubwürdig. Wir wissen von Zarqawis Aktivitäten in Bagdad.« Die unhaltbaren Behauptungen kamen schneller, als Bakos ihnen im Geiste widersprechen konnte. Langsam wurde es schmerzhaft. Was war mit ihren ausgewerteten Informationen? Als Cheney zuvor in den sonntäglichen Talkshows ähnliche Behauptungen aufgestellt hatte, ertappte sich Bakos manchmal dabei, wie sie den Fernseher anschrie – als ob sie Football schaute und mit einer Schiedsrichterentscheidung nicht einverstanden war. Jetzt tat Powell das Gleiche wie Cheney, er »stellte der

Öffentlichkeit gegenüber etwas als Tatsache dar, von dem wir wussten, dass genau das Gegenteil zutraf«, wie sie später sagte.

Letztendlich sollte die Rede Powells Ruf unwiderruflich beschädigen und die Glaubwürdigkeit der Bush-Regierung bei ihren wichtigsten Verbündeten weiter beeinträchtigen, vor allem als sich die Behauptung, der Irak verfüge über Massenvernichtungswaffen, ebenfalls als falsch erwies.

Es gab noch einen weiteren negativen Effekt, dessen Tragweite man erst viel später erkannte: Mit dieser einen Rede hatte das Weiße Haus den unbekannten Dschihadisten Zarqawi zu einer internationalen Berühmtheit gemacht und zum Vorreiter der islamistischen Bewegung stilisiert. Als auf dem großen Bildschirm im UN-Sicherheitsrat das Foto des mysteriösen Zarqawi auftauchte und die anwesenden Staatschefs finster anstarrte, eilten unzählige Journalisten an ihre Computer, um nachzusehen, vom wem da eigentlich die Rede war. Schon bald strömten Zeitungsreporter und Fernsehteams nach Jordanien, um Artikel über diesen Mann zu schreiben und Leute zu interviewen, die behaupteten, ihn zu kennen. Zarqa, die schmutzige Industriestadt, in der der Terrorist aufgewachsen war, hatte eine neue Attraktion.

Die Jordanier, die so lange versucht hatten, ihn an der langen Leine zu halten, verfolgten Zarqawis Verwandlung besonders verbittert. Samih Battichi, der Chef des Muchabarat, bekam einen Wutanfall, als er miterleben musste, wie im UN-Sicherheitsrat Zarqawis Foto hinter Powell erschien.

»So eine Scheiße!«, entfuhr es Battichi.

Abu Mutaz, der junge Geheimdienstler, der einst versucht hatte, Zarqawis Verhalten zu beeinflussen, saß gerade mit einem Kollegen an der Bar eines Hotels am Toten Meer, als Powell auf dem Fernsehschirm auftauchte.

»Wir hatten die Schnauze voll«, erzählte Abu Mutaz hinterher. »Ich fragte mich immer wieder: ›Wie können die

das tun? Wie können sie so denken?‹ Schließlich beschloss ich, dass das wohl Politik ist. Einfach nur Politik.«

Sogar einige von Zarqawis alten Freunden und Gefährten in Amman waren von dieser plötzlichen Entwicklung überrascht. Auf Dschihadisten-Webseiten tauschten Islamisten Anekdoten und Gerüchte über Zarqawis Heldentaten aus, und Blogger verfassten Lobgesänge auf seinen Mut und seine Männlichkeit, wie sich Hasan Abu Hanieh erinnerte, der Zarqawi in den 1990er-Jahren kannte.

»Mit dieser Rede machte Colin Powell ihn überhaupt erst bekannt«, schrieb Abu Hanieh, der ehemalige Islamist und spätere Autor aus Amman. »Vorher wusste kaum jemand, wer er war. Doch dann kam der Außenminister der mächtigsten Regierung der Welt und verkündete, wie wichtig Zarqawi sei, und mit einem Schlag kannte ihn die ganze arabische Welt, vom Irak und Syrien über den Maghreb bis hin zur Arabischen Halbinsel. Viele schlossen sich nur seinetwegen Al-Qaida an.« Laut Abu Hanieh war dies eine echte Ironie der Geschichte: Mit der Entscheidung, Zarqawi ins Rampenlicht zu rücken und als Vorwand zu benutzen, um im Krieg gegen den Terror eine neue Front zu eröffnen, war es dem Weißen Haus gelungen, die Karriere eines der größten Terroristen des Jahrhunderts überhaupt erst in Gang zu bringen. »Und Zarqawi reagierte, indem er, was den Terrorismus betraf, alle Warnungen der USA in die Tat umsetzte.«

Sam Faddis befand sich im März 2003 in einem anderen Teil des Irak, als sich die Bush-Administration über eine Woche nach Beginn der US-Invasion endlich dazu durchrang, den Schlag gegen das Ansar-al-Islam-Lager anzuordnen. Tomahawk-Raketen schlugen in den Gebäudekomplex bei Sargat ein, machten alle Häuser dem Erdboden gleich und zerstörten die Gerätschaften, mit denen die Islamisten ihre Gifte anmischten. Unterstützt von Hunderten kurdischer Milizen jagten US-

Kommandoeinheiten die überlebenden Islamisten in die Berge, wo es einigen von ihnen gelang, über die iranische Grenze zu flüchten. Man sammelte die Pässe und Ausweise der Toten und Gefangenen ein. Sie stammten aus mehr als einem Dutzend Ländern, von Algerien bis Jemen. Doch von Zarqawi gab es keine Spur. Wie die CIA später bestätigte, befand sich der Jordanier zu diesem Zeitpunkt längst in Bagdad und wartete auf die Ankunft der US-Truppen.

Zu den ersten Amerikanern, die das zerstörte Lager der Terroristen betraten, zählte ein CIA-Agent, der Faddis' achtköpfigem Überwachungsteam angehört hatte. Er erzählte Faddis hinterher von dem zerstörten Lager – und von seinem unguten Gefühl, eine Gelegenheit verpasst zu haben: »Alle wichtigen Leute waren bereits fort, als wir eintrafen. Die übrigen waren bloß Fußsoldaten. Kanonenfutter. Das war zwar besser als nichts. Aber wir hatten eine große Chance vertan.«

BUCH II
Irak

8

»Das war kein Sieg mehr«

Der irakische Offizier weinte. Schon wieder. Er hatte die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, wiegte den Kopf in den gefesselten Händen und schluchzte so erbarmungswürdig, dass man ihn auch noch draußen hören konnte, vor dem kleinen Wohnwagen, der als behelfsmäßiges Verhörzimmer diente. Er weinte so sehr, dass man kein Wort mehr verstehen konnte. Wenn es überhaupt noch Worte waren, die da aus seinem Mund kamen.

Nada Bakos legte eine Pause ein und wartete ab, ob sich der Mann doch noch zusammenreißen würde. Im Wohnwagen war es stickig, es roch nach abgetragener Kleidung und nach Schweiß. Ein einziges kleines Klimagerät versuchte tapfer, gegen die 43 Grad anzukommen, die draußen herrschten.

Diese verdammte irakische Hitze. Bakos war erschöpft, körperlich wie auch geistig. Aber sie war fest entschlossen, ihre Emotionen im Zaum zu halten.

Zum wiederholten Mal stellte sie die Frage, ganz ruhig. »Wussten Sie, dass Zarqawi im Land war?«

Erneutes Schluchzen. Hasan al-Isbah, bis vor Kurzem einer von Saddam Husseins führenden Geheimdienstoffizieren, war ein gebrochener Mann. Ob er aus Angst weinte oder wegen der demütigenden Situation, war ihr nicht ganz klar. Er sah weder den irakischen Dolmetscher an, der Bakos’ Fragen höflich wiederholte,

noch den amerikanischen Militärpolizisten, der die Szene von der Tür aus beobachtete. Erst recht wagte er nicht, seinen Blick auch nur in die Nähe von Bakos zu richten. Es schien, als sei die Anwesenheit einer – zumal weiblichen – CIA-Vernehmungsbeamtin für ihn einfach zu beschämend.

Bakos versuchte es noch einmal anders.

»Welche Kontakte gab es zwischen Zarqawi und dem Muchabarat?«

Stille.

Das führte doch alles zu nichts.

Wohin Bakos auch blickte, war alles trostlos und öde: Die schmucklosen Wände des Wohnwagens, das fleckige Grün-Braun der Tarnkleidung der Soldaten, die grauen Bartstoppeln am Kinn des Gefangenen. Vor ein paar Wochen war sie im Irak eingetroffen, kurz nachdem Bagdad gefallen war und die USA das Land besetzt hatten. Jetzt verbrachte sie ihre Tage auf einem von Bombenkratern übersäten Luftwaffenstützpunkt nördlich von Bagdad und versuchte, Männern, die kürzlich noch Spionage-Einsätze für den irakischen Geheimdienst geplant hatten, mit einer Kombination aus Charme, List und Drohungen ihre Geheimnisse zu entlocken.

Es war ein frustrierender Job, gar nicht einmal so sehr wegen der unbarmherzigen Arbeitsbedingungen oder weil Bakos, die weder im Militär gedient hatte noch Erfahrung in der Strafverfolgung besaß, ständig das Gefühl hatte, für ihre Aufgabe eigentlich gar nicht wirklich qualifiziert zu sein. Nein, was ihr viel mehr zu schaffen machte, das waren die Fragen, die Washington und Langley ihr diktiert hatten und die einzig und allein dazu dienen sollten, etwas zu finden, von dem Bakos längst wusste, dass es überhaupt nicht existierte.

Die Stimmung in Bagdad war längst umgeschlagen. Bakos und ihre CIA-Kollegen bekamen das vor allem dann zu spüren, wenn sie – im Moment noch völlig ungehindert – in der Stadt herumfuhren, um sich mit Kontaktleuten zu

treffen oder ihre Lieblings-Eisdiele zu besuchen. Die lächelnden Gesichter und das schüchtern-freundliche Winken, das man ihnen in den ersten Wochen der Besatzungszeit entgegengebracht hatte, waren mit einem Mal fort. An ihre Stelle traten mürrische Blicke und rasch zugezogene Vorhänge. Der Irak hatte genug von der Besatzung.

Daheim jedoch schien sich die Bush-Administration nur noch mit ihren politischen Gegnern in Washington zu beschäftigen. Die moralische Grundlage, mit der das Weiße Haus gegen den Irak in den Krieg gezogen war, war inzwischen wie ein Kartenhaus in sich zusammengefallen, und die Mitarbeiter des Präsidenten beschäftigten sich jetzt hauptsächlich mit Schadensbegrenzung. Von den Massenvernichtungswaffen, die regelmäßig in Bushs Reden erwähnt wurden, gab es auch nach viermonatiger Suche keine Spur. Genauso wenig hatten die Amerikaner konkrete Hinweise auf die angeblichen Verbindungen von Saddam Hussein zu Al-Qaida oder anderen Terrororganisationen aufgedeckt. Allmählich forderte der Kongress Antworten auf die vielen offenen Fragen, und so beschloss die US-Regierung im Sommer 2003, den Druck auf die CIA-Analysten zu erhöhen, ihr diese Antworten endlich zu liefern.

Washington interessierte sich vor allem für die Ergebnisse der Gespräche mit ehemaligen leitenden Sicherheitsbeamten. Wenn, dann mussten jene doch wissen, welche Abkommen die irakischen Geheimdienste mit Ausländern getroffen hatten. Vielleicht packten sie ja aus, wenn man ihnen Geld anbot oder besondere Wünsche erfüllte.

»Was können Sie über Verbindungen zu Terroristen in Erfahrung bringen?« – das war es, was Langley wissen wollte.

Es hört einfach nicht auf, dachte Bakos bei sich. Sie war ebenso verblüfft wie ratlos. Die Befragungen gingen den

Rest des Jahres über weiter. Genau wie das folgende Jahr. Und das Jahr darauf.

Hin und wieder gab es zwar so etwas wie einen Durchbruch – ein paar erklärende Worte eines Inhaftierten oder ein Dokument, das auftauchte und etwas Substanzielles beizusteuern schien. Einen solchen Moment erlebte Bakos, als sie einen von Heimweh geplagten irakischen Beamten in einem Augenblick dazu brachte, ihr zu erzählen, was er wusste.

Aber die Frage war: Hörte das Weiße Haus überhaupt noch zu?

Bakos hatte sich freiwillig für den Einsatz im Irak gemeldet, trotz all ihrer Bedenken gegen diesen Krieg. »Wir waren einmarschiert, und jetzt mussten eben alle mit anpacken«, sagte sie später.

Im Mai 2003 landete sie in einem Land, das ihr wild und chaotisch vorkam und fast ein wenig zu unheimlich für eine junge Geheimdienstlerin, die zum ersten Mal in ein Kriegsgebiet entsendet wurde. Dabei war das Land an sich in einem viel besseren Zustand, als sie es sich vorgestellt hatte. Auch nach zwei Kriegen und einem Jahrzehnt wirtschaftlicher Sanktionen wirkte Bagdad weitgehend intakt, und den Menschen hier ging es zweifellos besser als in einigen anderen Großstädten, die sie im Nahen Osten besucht hatte. Zu ihren Terminen fuhr sie auf breiten, von Palmen gesäumten Alleen und modernen Schnellstraßen mit grünen Hinweisschildern, die sie an zu Hause erinnerten.

In den ersten Monaten bestand ihre Arbeit darin, tagelang Verhöre im Wohnwagen zu führen. Pausen legte sie lediglich ein, um zu essen und zu schlafen. Die US-Streitkräfte hatten inzwischen zahlreiche Generäle und Geheimdienstchefs von Saddam Hussein in Gewahrsam genommen – irgendjemand von denen musste doch wissen, wo die Massenvernichtungswaffen versteckt waren oder

welche Terroranschläge mit irakischer Unterstützung geplant worden waren.

Die Amerikaner hofften, zumindest einige von ihnen zur Kooperation zu bewegen, wenn sie ihnen nur den richtigen Anreiz boten – zum Beispiel Auswanderungspapiere oder Bargeld.

Zumindest auf dem Papier schien keiner der Iraker vielversprechender als Hasan al-Isbah, der nun weinend vor ihr saß. Er war nicht nur ein hochrangiger Geheimdienstler, sondern auch der offizielle Verbindungsmann des Irak zu den militanten Palästinensern, die im Westen als Terroristen galten. Saddam Hussein hatte ganz offen gewalttätige Gruppen wie den Fatah-Revolutionsrat unterstützt, nicht zuletzt, um anderen Arabern seine antiisraelische Haltung unter Beweis zu stellen. Irgendjemand aus Saddams Spionageabwehr musste doch in der Lage sein, die obskuren Verbindungen des Irak zu den Terroristen zu beleuchten. Vielleicht war dieser Jemand ja wirklich Isbah – wenn es Bakos nur gelänge, ihn zum Sprechen zu bringen.

Während ihrer ersten Wochen im Land hatte Bakos an ihrem Tisch zahllosen irakischen Funktionären gegenübergesessen, aber jemand wie Hasan al-Isbah war ihr dabei noch nicht untergekommen. Er war überraschend jung, vielleicht Ende 30, und er ähnelte kaum den aggressiven Agenten, von denen es in Saddams Nachrichtendiensten nur so wimmelte. Abgesehen von den Bartstoppeln aus der Haft sah er gepflegt aus; er besaß nicht einmal den üblichen Schnurrbart, den fast alle irakischen Regierungsbeamten trugen. Seine äußere Erscheinung erinnerte eigentlich eher an einen westlichen Geschäftsmann. Doch sämtliches Selbstvertrauen, das er vor der Invasion ausgestrahlt haben mochte, hatte er längst verloren. Während der Verhöre brach er immer wieder in Tränen aus, meistens aber schwieg er.

Bakos wusste, dass er Angst hatte, und mithilfe ihres Dolmetschers fand sie heraus, wovor. Isbahs Geschichte war kompliziert, aber in erster Linie sorgte er sich um seine Familie, vor allem um seinen kleinen Sohn. Saddams Baath-Partei und ihr Geheimdienst hatten im Laufe der Jahrzehnte Tausende von Irakern getötet und gefoltert. Nun würden sich die Überlebenden und deren Verwandte zweifellos an ihren Peinigern rächen wollen. Was war mit Isbahs Kindern, vor allem jetzt, da er im Gefängnis saß?

Bakos dachte kurz nach. Sie entschied sich für eine kleine Geste des Entgegenkommens: »Wenn Sie mir helfen, dürfen Sie Kontakt mit Ihrer Familie aufnehmen.«

Isbah wurde ruhiger, als er über das Angebot nachdachte. Dann nickte er. Das alte Regime war am Ende, er hatte nichts mehr zu verlieren, möglicherweise aber einiges zu gewinnen, wenn er auspackte. Jetzt bestand endlich die Gelegenheit, einen Blick in eines der tiefsten Verliese von Saddams Geheimdienstnetzwerk zu werfen; und der Mann, der es ihnen zeigen würde, kannte dort jeden Winkel.

Bakos führte Isbah durch ein Netz irakischer Verbindungen zu Terroristen und ließ ihn detailliert beschreiben, welche palästinensischen und iranischen Agenten Saddam in den letzten Jahren zumindest so lange unterstützt hatte, bis er ihrer überdrüssig wurde und sie töten ließ. Aber als sie das Thema Al-Qaida anschnitt, zuckte Isbah nur mit den Schultern. »Da gibt es nichts zu erzählen«, sagte er. Vielleicht habe es vor Jahren einmal ein Treffen mit niedrigrangigen Angehörigen dieser Gruppe gegeben, ein diskretes Treffen, das Saddam dazu diente, sein Gegenüber besser einschätzen zu können. Aber dabei sei nichts herausgekommen. Das säkulare Regime des Irak verfolgte und tötete islamistische Extremisten, und der Anführer von Al-Qaida hasste den irakischen Diktator. Das gegenseitige Misstrauen war so groß, dass eine

Zusammenarbeit zwischen ihnen selbst nur ansatzweise ausgeschlossen werden konnte.

»Und was ist mit Zarqawi?«, fragte Bakos schließlich.

»Wir hatten von ihm gehört«, erwiderte Isbah. »Aber es gab keine Verbindungen zu ihm.«

»Gar keine?«, hakte Bakos nach. Jetzt musste sie am Ball bleiben. Vielleicht würde es sich Isbah ja noch anders überlegen. »Falls Sie ihn kennengelernt hätten«, fragte sie, »wäre er jemand, den Sie zu rekrutieren versucht hätten?«

Die Antwort kam schnell und mit Nachdruck: »Nein.«

Isbah hatte sein Versprechen gehalten, und Bakos erfüllte das ihre. Man brachte ein Telefon herein, und zum ersten Mal seit seiner Festnahme mehrere Wochen zuvor durfte der ehemalige Chefspion mit seiner Ehefrau sprechen. Bakos blieb noch einen Moment lang im Raum, um sichergehen, dass mit der Verbindung alles klappte. Als am anderen Ende der Leitung eine Stimme zu hören war, brach Isbah wieder in Tränen aus.

Sie ließ den Iraker in der Obhut des amerikanischen Militärpolizisten und verließ den Wohnwagen.

Die Schlange der Antragsteller für ein Visum vor der jordanischen Botschaft war ziemlich kurz für einen Donnerstag. An jenem Tag, dem 7. August 2003, war das Thermometer vor 10 Uhr morgens bereits auf über 40 Grad gestiegen. Nur ein paar Dutzend Iraker warteten im Schatten der Betonwand an der Vorderseite des Gebäudes. Hin und wieder hielt ein staubbedecktes Taxi oder eine uralte Limousine am Straßenrand und Passagiere stiegen aus, während die irakischen Wachen, deren Uniformen bereits vom Schweiß verfärbt waren, vielleicht eine Spur hektischer als sonst gestikulierten und die Leute anschnauzten. In den letzten 24 Stunden hatte sich die Stimmung beim Personal angespannt, nachdem jemand einen handbeschriebenen Zettel über die Mauer geworfen

hatte, auf dem stand, dass es einen Anschlag auf den Gebäudekomplex geben werde.

Der Sicherheitsdienst der Botschaft nahm die Warnung durchaus ernst, auch wenn er sich über die seltsame Drohung wunderte. Schließlich standen das Blutvergießen, an das man sich in Bagdad bald würde gewöhnen müssen, die Autobomben und die Selbstmordattentate vor Moscheen und auf Marktplätzen, zu diesem Zeitpunkt noch nicht an der Tagesordnung. Und warum hatte man es ausgerechnet auf diese Botschaft abgesehen? Der arabische Bruderstaat Jordanien pflegte tief verwurzelte historische und kulturelle Beziehungen zu seinem Nachbarn im Nordosten. Die Botschaft, eine hübsche zweistöckige Villa in einem der vornehmsten Bezirke Bagdads, wurde vor allem von Irakern aufgesucht, die nach Jordanien reisen wollten. Das stabile und kostengünstige Amman gehörte seit Langem zu den beliebten Urlaubszielen von Familien aus der Mittelklasse, die dort einkaufen oder einfach nur ausspannen wollten. Die große Nachfrage nach Visa war der Hauptgrund dafür, dass die Jordanier eine hohe Mauer um ihre Botschaft gezogen hatten. Sie diente weniger der Sicherheit als vielmehr dazu, die hier täglich eintreffenden Menschenmassen zu koordinieren, die in dieser Gegend inzwischen genauso zum Stadtbild gehörten wie die Palmen entlang der *Straße des* 14. *Juli*.

Als ein schäbiger grüner Kleinlaster am vorderen Tor der Botschaft auftauchte, fiel dieser zwar einigen der Anwesenden auf, dennoch geriet niemand von ihnen in Panik. Die Wachen sahen zu, wie der junge Fahrer ein paar Meter vor der Betonbarriere anhielt und aus dem Fahrzeug stieg. Als er sich dann aber schnellen Schrittes vom Botschaftsgebäude entfernte, beschlossen sie, nachzusehen, was hier los war. Bevor die Wachen den Kleinlaster erreicht hatten, wurde die im Laderaum versteckte Bombe per Fernbedienung gezündet.

Die Explosion war so stark, dass die Vorderfront des Kleinlasters in die Luft flog und zwei Gebäude weiter auf einem Dach landete. Die Bombe riss ein zehn Meter hohes Loch in die Mauer der Botschaft, tötete zahlreiche Wachen und Besucher und zerstörte mehrere vorbeifahrende Autos. Sie erschütterte ein nahe gelegenes Kinderkrankenhaus so heftig, dass einige der Ärzte glaubten, das Krankenhaus selbst würde angegriffen – bis die Verwundeten die Notaufnahme zu überfluten begannen. 17 Tote, allesamt Iraker, wurden geborgen, darunter Familien mit Kindern, die in vorbeifahrenden Autos verbrannt waren. Passanten entdeckten am Straßenrand den abgetrennten Kopf eines jungen Mädchens, das lange Haar versengt und verfilzt. Sie bedeckten ihn zunächst mit einem Stück Pappe und begannen dann, inmitten des Schreckens und der allgemeinen Verwirrung, wie wild den harten Erdboden aufzuwühlen, um den Kopf zu begraben. Seit Beginn der US-Invasion hatte noch niemand mit voller Absicht ein so offensichtlich ziviles Ziel angegriffen. In der ganzen Hauptstadt verfluchten aufgebrachte Iraker die unbekannten Täter. Manche waren überzeugt, dass es die Amerikaner gewesen waren; Gerüchte kamen auf, man habe kurz vor der Explosion einen US-Hubschrauber gesehen, der eine Rakete abgefeuert habe. Andere gaben den Jordaniern die Schuld – die Monarchie habe sich im Irak Feinde gemacht, weil sie heimlich gegen Saddam gearbeitet habe; wieder andere meinten, die Jordanier hätten heimlich *mit* Saddam gearbeitet. Vor der zerstörten Botschaft hatte sich eine Menschenmenge versammelt, die sich in ihrer Wut immer weiter hochschaukelte, bis schließlich Dutzende Männer das Gebäude stürmten, Porträts von König Abdullah II. und seinem Vater, König Hussein, zerstörten und Botschaftsangehörige die Straße hinunterjagten.

Auf offizieller Ebene reagierte man ebenfalls ratlos auf den Sprengstoffanschlag. Jordaniens Informationsminister

spekulierte, der Anschlag sei das Werk einer politischen Fraktion des Irak, die etwas gegen die jordanische Monarchie habe. Ein Pentagon-Sprecher vermutete Al-Qaida hinter dem Angriff, obwohl dies der Sicherheitsexperte der Bush-Administration in Bagdad kategorisch ausschloss. Am hellsichtigsten zeigte sich indes L. Paul Bremer III., der von der US-Regierung eingesetzte Leiter der Koalitions-Übergangsverwaltung: Bremer war der Ansicht, hinter dem Anschlag könnten ausländische Kämpfer stecken, die mit der islamistischen Extremistengruppe Ansar al-Islam vernetzt waren, die vor der Invasion im äußersten Nordosten des Irak agiert hatte. US-Geheimagenten lagen Hinweise darauf vor, dass einige der Kämpfer von Ansar al-Islam in irakische Großstädte abgewandert waren, um genau solche Anschläge wie diesen hier vorzubereiten und auszuführen.

»So etwas werden wir noch öfter zu sehen bekommen«, kommentierte Bremer die Autobombe in einem von mehreren Interviews, die er in jener Woche amerikanischen Reportern gab. »Wir haben hier im Irak eine neue Methode erlebt, die wir zuvor noch nicht kannten.«

Doch ganz unabhängig davon, wer nun dahintersteckte, verstärkte der Terroranschlag das Unbehagen vieler Iraker und auch einiger Amerikaner. Für die US-Soldaten wurden die routinemäßigen Patrouillen in den irakischen Städten immer gefährlicher; fast täglich kam es zu Überfällen aus dem Hinterhalt und zum Beschuss durch Heckenschützen. Nur wenige Stunden nach dem Anschlag auf die Botschaft detonierte eine Bombe unter einem fahrenden Geländefahrzeug der US-Armee. Zwei GIs wurden getötet, daraufhin folgte eine Schießerei, die bis zum Abend dauerte. Anderswo wurde ein Wachposten erschossen.

Die irakischen Bürger kamen sich aufgrund des gewaltsamen Todes so vieler unschuldiger Menschen vor der Botschaft immer verlassener vor. Überall hatte man das Gefühl, dass den Amerikanern herzlich wenig an einer

irakischen Selbstverwaltung gelegen war und dass sie nicht einmal für die grundlegende Sicherheit der Iraker sorgen wollten. »Als Saddam noch an der Macht war, konnten wir die Botschaften schützen. Jetzt gibt es keine Verfahrensweisen mehr, um dies zu leisten«, erzählte der junge irakische Polizeibeamte Gatia Zahra amerikanischen Journalisten, während er dabei zusah, wie Rettungskräfte in den Trümmern der Botschaft nach Körperteilen suchten.

Offizielle Stellen in Washington versprachen, die Ermittlungen zu unterstützen, machten aber zugleich deutlich, dass sie den Sprengstoffanschlag als interne Angelegenheit der irakischen Polizei betrachteten und dass sich in erster Linie die irakischen Behörden darum zu kümmern hätten – auf dem Weg zum Aufbau einer stabilen Demokratie gebe es nun einmal Stolpersteine.

Am Tag des Anschlags sah sich Präsident George W. Bush genötigt, seinen Sommerurlaub zu unterbrechen, um Amerika mitzuteilen, seine Regierung sei in Sachen Irak weiterhin auf Kurs und habe alles unter Kontrolle. »Wir haben Fortschritte gemacht«, teilte er Reportern des White House Press Corps auf seiner Ranch in Crawford, Texas, mit. »Der Irak ist jetzt sicherer.« Als man ihn darum bat, die Aussage eines Pentagon-Beamten zu kommentieren, die amerikanischen Streitkräfte würden möglicherweise bis zu zwei Jahre im Irak bleiben müssen, wich Bush aus: »Wie lange es auch immer dauert, den Krieg gegen den Terror zu gewinnen: So lange wird diese Regierung den Krieg führen.«

Am selben Abend sprach Bushs Nationale Sicherheitsberaterin Condoleezza Rice in Dallas mit afroamerikanischen Journalisten. Sie ging ebenfalls auf den Sprengstoffanschlag ein und verwies darauf, dass die Unruhen im Irak nichts anderes seien als die Geburtswehen, die Deutschland erlebte, als es nach dem Zweiten Weltkrieg in einen demokratischen Staat umgewandelt wurde. »Mit Aktionen wie dem heutigen

Bombenanschlag auf die jordanische Botschaft wehren sich die letzten Anhänger des Regimes und andere Extremisten gegen den Fortschritt«, sagte sie. »Und die Soldaten der Koalition werden auch weiterhin tödlichen Gefahren ausgesetzt sein. Aber der Weg zur Demokratie ist nun einmal kein Spaziergang.«

Vor allem dieser Tag war alles andere als ein Spaziergang gewesen. Seit dem Ende der Kampfhandlungen waren noch nie so viele Menschen an einem einzigen Tag gestorben. Zudem zeichnete sich mit einem Mal eine ganz neue Bedrohung ab – ein Terrorismus, der es auf unschuldige Zivilisten abgesehen hatte und Bomben mit gewaltiger Sprengkraft in Autos versteckte. Das Bild, das das Weiße Haus vermittelte – das eines neugeborenen Irak, der große Fortschritte in Richtung Stabilität und Demokratie machte –, war so schief, dass sich Rice genötigt sah, die Erwartungen zu bremsen.

»Der Weg dorthin ist steinig«, sagte sie.

In Wirklichkeit war er viel steiniger, als es sich irgendwer im Weißen Haus ausgemalt hatte. Noch im August explodierten in Bagdad zwei weitere Autobomben, und jede war zerstörerischer als die letzte. Als der US-Präsident im September nach Washington zurückkehrte, hatte sich der Konflikt grundlegend und dauerhaft verändert.

Ziel des zweiten Sprengstoffanschlags war der wohl einzige Ausländer in der irakischen Hauptstadt, den eigentlich jeder mochte: Sérgio Vieira de Mello. Der elegante Brasilianer leitete die Gesandtschaft der Vereinten Nationen im Irak; er war ein Diplomat, wie er im Buche stand, ein versierter und erfahrener Friedensstifter, der in fünf Sprachen seinen Charme versprühen konnte. Was den Krieg anging, nahm er offiziell eine neutrale Haltung ein.

Er war das Gesicht der internationalen Bemühungen, den Irak nach dem Krieg wieder aufzubauen. Unermüdlich setzte er sich für die Iraker ein, überwachte Lebensmittel- und Medikamentenlieferungen, schlichtete Streitereien zwischen den verschiedenen irakischen Fraktionen sowie zwischen den Irakern und den Amerikanern. Als im Spätsommer 2003 die Temperaturen wie auch die Spannungen stiegen, strahlte dieser Mann, den alle nur »Sérgio« nannten, eine innere Ruhe aus, die so unerschütterlich war wie die seidenen Krawatten, die er immer trug und die selbst an den heißesten Tagen niemals schlaff herunterhingen.

Vieira de Mello stattete den stark befestigten Militärbasen und umgebauten Palästen, die den Generälen und zivilen Beauftragten, die im US-besetzten Irak den Ton angaben, als Kommandozentralen dienten, häufige Besuche ab. Einmal schaute er bei der Einsatzzentrale der CIA vorbei, wo Nada Bakos arbeitete. Er stellte sich den dortigen Mitarbeitern vor, und dann lieferte er sich – knapp außerhalb der Hörweite der amerikanischen Analysten – mit den leitenden Beamten einen höflichen, aber pointierten Schlagabtausch. Der Diplomat bestand darauf, dass es in den Büros der UNO keine Symbole der militärischen Besatzung geben dürfe. Seinen eigenen Kommandoposten richtete er im Canal Hotel ein, einem flachen Gebäude mit Bogenfenstern im Südosten von Bagdad, das schon seit den 1990er-Jahren Einrichtungen der Vereinten Nationen beherbergte. Nach dem Sturz der irakischen Regierung wurde in aller Eile eine Außenmauer errichtet; durch das Vordertor strömten aber nach wie vor Besucher, ohne von den zumeist irakischen Wachen abgetastet oder befragt zu werden. Als die Amerikaner auf dem Dach des Hotels einen militärischen Beobachtungsposten einrichteten, bestand die UNO darauf, dass er wieder entfernt wird; Gleiches galt für den US-Militärlaster, der die schmale Straße hinter dem

Gebäudekomplex verbarrikadierte. »Die Präsenz der Streitkräfte der Koalition schüchtert manche Leute ein, mit denen wir reden und kooperieren müssen«, erklärte einer der Leiter der UNO-Mission den Reportern.

Am 19. August 2003 – zwölf Tage nach dem Sprengstoffanschlag auf die jordanische Botschaft – saß Vieira de Mello um 16:30 Uhr an seinem Schreibtisch in der dritten Etage des Hotels. Den großen Pritschenwagen, dessen Motor aufheulte, als er in die kürzlich noch verbarrikadierte Gasse hinter dem Gebäude einbog, nahm er kaum zur Kenntnis. Ebenfalls in seiner Suite befanden sich zwei ausländische Besucher und einige UNO-Mitarbeiter. Sie waren zusammengekommen, um sich über die irakische Flüchtlingskrise zu unterhalten, und hatten sich gerade alle einander vorgestellt, als eine Explosion die Vorderfront des Gebäudes fortriss. Der Fahrer des Lastwagens hatte eine gewaltige aus alten Fliegerbomben hergestellte Bombe gezündet, die das Fahrzeug komplett zerstörte und drei Etagen, in denen sich UNO-Büros befanden, teilweise einstürzen ließ.

»Auf einmal flog alles um uns herum in die Luft«, erzählte einer der ausländischen Besucher, Gil Loescher, Professor an der University of Notre Dame. »Die Decke des dritten Stockwerks brach über uns zusammen, und wir stürzten zwei Etagen hinunter.«

Als Loescher wieder zu Bewusstsein kam, lag er kopfüber im Schutt, seine Beine waren unter den Trümmern der Decke eingeklemmt. Vieira de Mello lag ein paar Meter entfernt ebenfalls unter Trümmern, aber es war ihm gelungen, sein Handy zu greifen und Hilfe zu rufen. Noch bevor sich das Rettungsteam zu ihm durchkämpfen konnte, war der Diplomat verblutet. Insgesamt starben 22 Menschen bei dem Sprengstoffanschlag. Es war der tödlichste Anschlag, der jemals auf eine Einrichtung der Vereinten Nationen verübt worden war.

Nachdem man in den Trümmern den Leichnam des jungen Selbstmordattentäters geborgen hatte, gab es keinen Zweifel mehr daran, dass man es mit Terroristen zu tun hatte und nicht etwa, wie einige US-Beamte zunächst geglaubt hatten, mit loyalen Anhängern des ehemaligen irakischen Regimes, die Rache üben wollten. In einem seiner ersten öffentlichen Statements zum Sprengstoffanschlag räumte Bush ein, dass »Kämpfer vom Typ Al-Qaida« das Land zu infiltrieren schienen. »Sie wollen uns dort bekämpfen, weil sie den Gedanken an eine freie Gesellschaft im Nahen Osten nicht ertragen können«, teilte der Präsident auf einer Spendengala für seinen Wahlkampf Reportern mit, drei Tage nach dem Anschlag in Bagdad.

Aber von welchen Kämpfern redete er bloß?

Während Teams des FBI das zerstörte UNO-Gebäude nach analysierbaren Bombenfragmenten durchsuchten, begannen Experten von NSA und CIA damit, sich rückwärts durch Unmengen abgefangener Telefonate und SMS zu kämpfen – irgendwo mussten sie doch etwas finden, das mit den Vorbereitungen für den Anschlag zu tun hatte oder auf Gespräche zwischen Beteiligten hinwies, nachdem der Anschlag ausgeführt worden war. Nada Bakos, deren erster Einsatz im Irak sich bereits dem Ende näherte, wurde damit beauftragt, die vorläufigen Ergebnisse durchzusehen und für hochrangige Beamte bei der CIA und im Weißen Haus Berichte anzufertigen.

Einige der Anrufe, die die NSA abgehört hatte, ließen sie aufhorchen. Sie waren kurz, und es gab kaum Smalltalk – ganz eindeutig dienten sie dazu, bestimmte Botschaften zu übermitteln. Personen- oder Ortsnamen wurden nicht genannt, es gab lediglich ein paar vage Verweise darauf, dass jemand etwas getan hatte, und eine Floskel, die nach einem Glückwunsch klang.

»Bruder«, sagte einer der Anrufer, »heute war Allah uns gnädig.«

Die Telekom-Detektive der CIA verfolgten die Anrufe anhand der in elektronischen Telefonaufzeichnungen eingebetteten digitalen Signaturen so weit wie möglich zurück. Wie sich herausstellte, hatten die Anrufer Mobiltelefone verwendet, die mit von einem Schweizer Anbieter gestohlenen Prepaid-SIM-Karten ausgestattet waren. In wessen Hände diese SIM-Karten gefallen waren und wie sie am Ende in den Irak gelangt waren, ließ sich nicht mehr feststellen.

Erst zehn Tage später konnten Bakos und die anderen Analysten einen Erfolg vermelden. Inzwischen hatte sich ein weiterer Sprengstoffanschlag ereignet, der noch schlimmer war als die vorherigen. Diesmal hatte es nicht Bagdad getroffen, sondern die Provinzhauptstadt Nadschaf. Hier lag eines der wichtigsten Heiligtümer der schiitischen Muslime, die die Mehrheit der Bevölkerung des Landes bildeten.

Der 29. August 2003 war ein Freitag, der heilige Tag der Muslime. Menschenmassen drängten sich in die Imam-Ali-Moschee mit ihrer goldenen Kuppel, um eine Predigt von Ajatollah Mohammed Bakir al-Hakim zu hören, einem einflussreichen schiitischen Geistlichen, der in den Wochen nach der US-Invasion aus seinem Exil im Iran zurückgekehrt war. Er war ein moderater Kirchenmann, dessen Familie von Saddam Hussein verfolgt worden war. Das US-Militär sah im großväterlichen Hakim, der den Gläubigen Eintracht und Geduld predigte, einen potenziellen Partner; er schien durchaus bereit, mit der von den USA eingesetzten irakischen Interimsverwaltung zu kooperieren. An diesem Tag allerdings erklomm der beleibte Kleriker in Robe und Turban den Minbar in der Moschee und setzte zu einer schonungslosen Kritik an den Besatzungstruppen an; er warf ihnen vor, dass es ihnen nicht gelungen sei, für Sicherheit im Land zu sorgen, und erwähnte speziell die Bombenanschläge auf die jordanische Botschaft und das UNO-Hauptquartier. Die Iraker sollten

lieber selbst die Verantwortung für ihre Sicherheit übernehmen, sagte der Imam. Doch dafür brauche es die Unterstützung der gesamten Bevölkerung: »Wir müssen uns zusammentun, damit das irakische Volk wieder souverän wird und eine eigene Regierung bilden kann.«

Nachdem Hakim seine Predigt beendet hatte, verließ er die Moschee. Er ging gerade zu seiner Wagenkolonne, als eine Autobombe explodierte. Unmittelbar darauf ging eine zweite hoch. Die Detonationen töteten mindestens 85 Menschen, die sich auf dem Platz vor der Moschee drängten, um einen Blick auf den Ajatollah zu werfen. Es gab über 500 Verletzte. Tausende Gläubige und Pilger flohen in Panik aus dem Heiligtum, vor dem Tor trampelten sie über die Sterbenden und Verletzten. Von Hakim, auf den so viele Iraker ihre Hoffnung gesetzt hatten, fand man nichts außer einer Hand. Man identifizierte sie anhand des Eherings.

Der Schock erfasste im Handumdrehen das ganze Land. Schon kurz nach dem Attentat kam es in mehreren Städten zu lautstarken Protesten, die der Hoffnung auf eine Vereinigung der Iraker unter einem Interimsregierungsrat einen erneuten Dämpfer verpasste. In Bagdad marschierten Zehntausende Bewohner der schiitischen Slums durch die Stadtviertel der Sunniten und skandierten »Tod den Baathisten!« und »Nein zu Amerika! Nein zu Saddam! Ja zum Islam!«

In den USA zeigten Kabel-Nachrichtensender Bilder wütender Demonstranten, die sie mit Aufnahmen von Verteidigungsminister Donald Rumsfeld zusammenschnitten, der ausgerechnet in dieser Woche den Irak besucht hatte. Der Pentagon-Chef wiederholte einmal mehr, die Gewalt gehe auf alte Anhänger des gestürzten Regimes von Saddam Hussein zurück, die möglicherweise durch Hisbollah-Kämpfer aus dem Libanon unterstützt würden, die wiederum Rückendeckung aus dem Iran erhielten. Aber abgesehen von diesen Zwischenfällen seien

die Fortschritte im Irak doch »wirklich außergewöhnlich«, wie Rumsfeld betonte: »Bagdad ist heute ein geschäftiges Handelszentrum.«

Am zerstörten Heiligtum suchte man derweil wieder einmal nach Fragmenten der Sprengkörper, und schon bald gab es erste Ergebnisse: Über das weite Trümmerfeld verstreut tauchten Stücke alter Fliegerbomben und selbst gemachte Verkabelungen auf, die stark denjenigen ähnelten, die man nach den Bombenanschlägen auf die jordanische Botschaft und das UNO-Hauptquartier gefunden hatte. Alles wies darauf hin, dass eine Einzelperson hinter den Anschlägen steckte – jemand, der über eine umfassende Kompetenz im Bombenbau verfügte und wild entschlossen war, das Land ins Chaos zu stürzen.

Wieder streckte die NSA ihre Fühler aus, und dieses Mal hatten die Amerikaner mit ihrer Überwachung Erfolg: Man fing einen Anruf ab, in dem es hieß, Allah sei wieder »gnädig« gewesen. Dieses Mal jedoch waren beide Telefonnummern in der Datenbank des CIA verzeichnet. Der Empfänger des Anrufs war bereits nach dem Attentat auf das UNO-Gebäude angerufen worden. Außerdem wusste die CIA inzwischen ein wenig mehr über die gestohlenen SIM-Karten aus der Schweiz: Einen dieser elektronischen Chips hatte man einige Tage zuvor bei einem festgenommenen Syrer gefunden, der ein erklärter Islamist war und angegeben hatte, er sei in den Irak gekommen, um sich am Dschihad zu beteiligen. Er behauptete, der Schüler eines heiligen Kriegers aus Jordanien zu sein, den ausländische Kämpfer Zarqawi nannten. Bakos, die zurück in Langley war und sich noch von ihrem ersten Ausflug in den Irak erholen musste, verfolgte die Berichte über ausländische Kämpfer in Bagdad und fragte sich, ob zu ihnen auch Zarqawi gehörte. Nun war immerhin klar, dass ihn die abgefangenen Anrufe nicht nur mit dem Gemetzel in Nadschaf in Verbindung brachten, sondern auch mit dem Angriff bei der UNO und

vielleicht sogar mit dem Anschlag auf die Botschaft. Irgendwie war es Zarqawi gelungen, binnen fünf Monaten nach der Zerstörung des Camps von Ansar al-Islam sein Netzwerk in eine ihm fremde Großstadt zu verlegen und sich dort ausreichend Informationen, Waffen und logistische Unterstützung zu besorgen, um kurz nacheinander mehrere groß angelegte Terroranschläge auszuführen. Zarqawi war nicht nur Teil der zunehmenden Gewalt im Irak, er war einer von denen, die sie steuerten.

Bakos studierte die entsprechenden Berichte und fertigte für die Informationspapiere, die am nächsten Tag dem Weißen Haus vorgelegt werden sollten, eine Zusammenfassung ab. Ihre gut belegte Schlussfolgerung lautete: Hinter den Anschlägen steckte Abu Mus‘ab az-Zarqawi. Der Terrorist, der der Bush-Administration als Vorwand für ihren Angriff auf Saddam Hussein hatte herhalten müssen, war durch die Niederlage des irakischen Diktators mächtiger geworden denn je. Vor dem Irakkrieg hatte er in einer abgelegenen Ecke in den irakischen Bergen gehockt, aus der er kaum herausgekommen war. Jetzt bewegte er sich ungehindert im irakischen Kernland, und er wurde von Tag zu Tag gefährlicher.

Jahre später staunten Geheimdienstler und Terrorexperten, die die ersten Kriegsjahre aufarbeiteten, über Zarqawis gerissene Strategie. Er wählte Ziele, die die Pläne der USA für den Irak zunichtemachten und dafür sorgten, dass die Besetzung des Landes qualvoller wurde und viel länger dauerte, als ursprünglich geplant – ob Absicht dahinter steckte oder das Ganze nur ein Zufall war, spielte letztlich keine Rolle. Gleich der erste Anschlag auf die Botschaft eines arabischen Landes sorgte dafür, dass es keine muslimische Nation mehr wagte, sich so am Wiederaufbau des Irak zu beteiligen, dass es die Anwesenheit der Amerikaner legitimiert hätte. Die zwei nächsten Anschläge offenbarten in ihrer Abfolge eine »brillante Strategie«, wie Bruce Riedel kommentierte, ein

leitender Terrorismus-Analyst bei der CIA, der zwei US-Präsidenten beriet: »Durch den Angriff auf die UNO vertrieb er alle Nicht-Regierungs-Organisationen aus dem Land und hielt jeden davon ab, dort eine Botschaft zu öffnen. Dann nahm er sich mit Anschlägen auf schiitische Moscheen die Konfliktlinie zwischen Schiiten und Sunniten vor.« Riedels Fazit: »Zuerst isolierte er uns im Irak, dann führte er uns mitten hinein in einen Bürgerkrieg.«

Im August 2003 war es noch etwas früh, um solche Schlussfolgerungen zu ziehen. Nada Bakos schrieb auf, was sie zu diesem Zeitpunkt wusste, und versuchte auszublenden, für wie viel Ärger ihr Bericht auf den höheren Ebenen der Bush-Administration zweifellos sorgen würde.

Bakos' Vorgesetzte hakten mehrmals nach und wollten mehr Details. Keiner war besonders scharf darauf, dem Weißen Haus beizubringen, dass Zarqawi für die Morde verantwortlich war, wie Bakos sich später erinnerte: »Verschieben Sie das Ganze bitte noch einmal«, drängte sie einer ihrer Chefs. »Auf keinen Fall können wir das so schreiben, wenn wir nicht absolut sicher sind.«

Den ganzen Tag und die halbe Nacht überarbeitete sie ihren Bericht und formulierte ihn mehrmals um. Es war weit nach Mitternacht, als der Entwurf endlich fertig war. Gegen drei Uhr früh kehrte Bakos in ihre Wohnung zurück, um noch ein paar Stunden zu schlafen.

Natürlich war ihr Bericht nur einer von vielen, aber er widersprach der offiziellen Kriegspropaganda der Regierung. Sie wusste, dass sich manche im Weißen Haus von ihrem Bericht bedroht fühlen würden und dafür sorgen würden, dass er niemals an die Öffentlichkeit gelangte – auch wenn er nichts als die Wahrheit enthielt.

»Deshalb waren wir so vorsichtig«, so Bakos. »Wir wussten, dass sie sich dagegen wehren würden, denn das, was wir ihnen mitteilen mussten, bedeutete, dass das hier kein Sieg mehr war. Es war ein verdammter Albtraum.«

9

»Glauben Sie wirklich, dass das ein Aufstand ist?«

Ein paar Tage nach dem Sprengstoffanschlag auf das UNO-Gebäude befand sich Robert Richer gerade auf dem Heimweg aus einem immer wieder aufgeschobenen Familienurlaub in Kanada, als sein CIA-Handy klingelte. Einer seiner Verbindungsleute zum Weißen Haus war dran, der sich große Sorgen machte aufgrund eines Dokuments, das gerade auf dem Schreibtisch des Präsidenten gelandet war.

»Der Präsident will wissen, ob die Behörde hinter diesem Bericht steht, in dem es heißt, dass im Irak ein Aufstand bevorsteht«, sagte der Anrufer.

In diesem Moment überquerte Richer die Ambassador Bridge, die von Windsor, Ontario, nach Detroit führte. Erst, nachdem er auf der amerikanischen Seite an den Straßenrand gefahren war, antwortete er. Ja, den Bericht kenne er. Er habe ihn vor ein paar Tagen persönlich abgezeichnet. »Das sind alles Tatsachen«, sagte der ehemalige Stationschef der CIA in Jordanien, der inzwischen zum Nahost-Chef der Behörde aufgestiegen war. »So sieht es der Stationschef, und wir stehen hinter der Analyse.«

Die Anspannung am anderen Ende der Leitung ließ sich fast mit Händen greifen, auch wenn zwischen Richer und seinem Gegenüber 750 Kilometer lagen. In Verbindung mit

diesem Krieg, den Präsident George W. Bush im Wesentlichen für gewonnen erklärt hatte, fürchtete das Weiße Haus nichts so sehr wie das Wort »Aufstand«. Selbst wer nur nebenbei die Nachrichten verfolgte, hatte mitbekommen, dass sich die Lage im Irak seit dem Frühsommer dramatisch verschlechtert hatte. Abgesehen von den spektakulären Autobomben starben im Schnitt mehr als zehn amerikanische Soldaten pro Woche durch Heckenschützen und am Straßenrand versteckte Bomben. Aber »Aufstand« war trotz allem ein riskantes Wort. Es beschwor alte Bilder aus Vietnam und von endlosen Guerillakriegen herauf. Auf den Treffen des Nationalen Sicherheitsrats zeigten zivile Abteilungsleiter des Pentagon Power-Point-Präsentationen, die hervorhoben, welche Provinzen im Irak relativ friedlich waren. Die Anschläge, die es andernorts gab, waren isoliert und weit verstreut, das Werk einiger alter Baath-Anhänger, die Saddam Hussein hinterhertrauerten, der sich zu diesem Zeitpunkt noch irgendwo versteckte. »Wie wichtig sind die denn?«, wollte ein Berater von Verteidigungsminister Donald Rumsfeld bei einem solchen Meeting wissen, bei dem auch Richer anwesend war. Wie wichtig die sind? Richer, der die CIA-Station in Bagdad regelmäßig besuchte, konnte kaum glauben, was er da hörte. Äußerst wichtig, dachte er bei sich.

»Wir sehen das jeden Tag«, teilte er seinen Kollegen mit.

Dass es im Irak Terroristen gab, ließ sich nicht bestreiten. Aber bis zum 30. August 2003 hatte niemand gewagt, im Zusammenhang mit dem Konflikt das Wort »Aufstand« zu verwenden. Dies war der Tag des zweifachen Bombenanschlags, bei dem der schiitische Ajatollah Mohammed Bakir al-Hakim und viele Gläubige in der Moschee in Nadschaf starben. Nur wenige Stunden nach dem Attentat schickte der Stationschef der CIA in Bagdad, Gerry Meyer, ein geheimes Telegramm an die Zentrale. Das Telegramm war ein sogenannter *aardwolf* – so bezeichnete

man im Spionage-Jargon eine bestimmte Berichtsform, in der eine Feldstation dem Hauptquartier eine formelle Beurteilung der aktuellen Lage übermittelte. Meyer hatte die Auswirkungen der drei Autobomben im August direkt vor Ort miterlebt, und nun warnte er Langley davor, dass der Konflikt schon bald in eine neue, gefährliche Phase treten würde. Ausländische Dschihadisten reisten in immer größerer Zahl in den Irak ein, um endlich direkt gegen Amerikaner kämpfen zu können. Vor Ort taten sie sich dann mit bestehenden, im Untergrund agierenden Gruppen zusammen, um für noch mehr Chaos zu sorgen, das Land zu destabilisieren und die US-Besatzer sowie ihre irakischen Unterstützer zu diskreditieren. Es handelte sich um eine regelrechte Armee von Aufständischen, wie Meyer schrieb, deren Auftreten alle Fortschritte der letzten fünf Monate zunichtemachen und ins Gegenteil umkehren könnte. Neben den Neuankömmlingen gab es ohnehin bereits zahllose potenzielle Selbstmordattentäter im Land, die nur darauf warteten, sich an Anschlägen beteiligen zu können. Und diese Anschläge würden stattfinden, ganz unabhängig davon, ob man Saddam Hussein schnappte oder nicht.

Der barsche Ton des Berichts überraschte die Mitarbeiter im Weißen Hauses ebenso sehr wie die Tatsache, dass sein Inhalt komplett dem widersprach, was man in Washington vom Vertreter der US-Regierung in Bagdad zu hören bekam, dem Diplomaten L. Paul Bremer III., der die Koalitions-Übergangsverwaltung leitete. Bremer beschwerte sich dementsprechend, die Schlussfolgerungen des Berichts seien überzogen und allzu negativ formuliert. Und diese Reaktion hatte die CIA schließlich veranlasst, Richer anzurufen, obwohl er sich noch im Sommerurlaub befand.

»Alle rasteten aus«, erinnerte sich Richer, nachdem er die Behörde 2005 verlassen hatte. »Die CIA sagt, es zeichnet sich ein Aufstand ab, und das Weiße Haus ist

sauer.« Im Endeffekt kollidierten im Irak zwei Versionen der Wirklichkeit miteinander: eine, wie sie die Spione der CIA miterlebten, und eine ganz andere, die die Botschaft untermauern sollte, die Bush erst im Mai bei einem melodramatischen Auftritt an Deck des Flugzeugträgers »USS Abraham Lincoln« seinem Volk verkündet hatte. »Das Problem für das Weiße Haus war«, so Richer, »dass der Präsident vor Kurzem eigens auf einem Schiff gelandet war, um der Öffentlichkeit mitzuteilen, dass wir den Krieg gewonnen hätten.« Fürs Erste würde man Meyers Bericht ignorieren.

Erst zehn Wochen (und zahlreiche Todesfälle) später setzten sich die Berater des Präsidenten, die für Fragen der nationalen Sicherheit zuständig waren, erneut zusammen, um zu diskutieren, ob die Verwendung des Wortes »Aufstand« im Zusammenhang mit dem Konflikt im Irak angemessen sei oder nicht. Mehrere weitere Monate vergingen, bevor das Weiße Haus endlich zugab, dass es tatsächlich einen solchen Aufstand gab.

Die Strategie, der sich die USA im Frühjahr und Sommer 2003 im Irak bedienten, passte so gut zu Abu Mus‘ab az-Zarqawis Plänen, als hätte er sie den Amerikanern persönlich diktiert. Zarqawi konnte in aller Ruhe sein eigenes Terrornetzwerk aufbauen.

Seither sind zahllose Artikel und Bücher erschienen, die die Fehltritte der Bush-Administration dokumentiert haben, von Bremers Weigerung, die massiven Plünderungen zu bekämpfen, zu denen es nach der Invasion kam, bis hin zur groß angelegten Demontage des irakischen Militärs durch die Koalitions-Übergangsverwaltung. Kein Amerikaner war jedoch mehr über das Ausmaß dieser Fehltritte entsetzt als die Geheimdienstmitarbeiter und Diplomaten der USA im Irak, die tatenlos zusehen mussten, wie Zarqawis Organisation immer weiter wuchs.

Jahre später bekundeten CIA-Beamte, die an der letzten Phase der Planung der Invasion im März 2003 beteiligt gewesen waren, wie erschüttert sie über den Mangel an Voraussicht der US-Regierung waren – niemand schien sich Gedanken darüber zu machen, wer das Land nach Saddam Husseins Sturz auf welche Weise verwalten sollte. Um 5 vor 12 Uhr wies man ein paar rangniedrige Beamte an, Berichte über die möglichen Risiken für US-Soldaten anzufertigen, die im besetzten Irak für Ordnung sorgen sollten. Doch da war es bereits zu spät, um das Ergebnis noch zu beeinflussen.

»Kurz vor der Invasion habe ich beim Pentagon angefragt: ›Beschäftigt sich jemand konkret damit, wie wir unsere Truppen schützen?‹«, erzählte ein ehemaliger CIA-Analyst. »Die Antwort war: Nein. Also sagte ich: ›Dann tue ich das eben.‹ Ich kümmerte mich um die militärische Analyse, weil die in ihrem Laden buchstäblich niemanden hatten, der das tat.«

Ein paar Wochen später war Bagdad bereits dabei, in die Gesetzlosigkeit abzugleiten, und die Chance war vertan. Laut einem Angehörigen des Außenministeriums, der nach der Eroberung Bagdads zu den ersten Amerikanern gehörte, die die Hauptstadt betraten, wurden die Besatzer von den Irakern genau so enthusiastisch begrüßt, wie die Bush-Administration es vor dem Krieg prophezeit hatte.

»Das Ding ist: Die Leute waren ehrlich froh über unsere Ankunft«, kommentierte »Mike«, ein ehemaliger Diplomat, der heute bei einem Sicherheitsdienst arbeitet und nicht mit seinem richtigen Namen genannt werden möchte. »Sie bewarfen uns zwar nicht mit Blumen, aber das liegt daran, dass man in ihrer Kultur eben nicht mit Blumen um sich wirft. Trotzdem gab es jeden Abend Salutschüsse, und wenn ich in Bagdad herumfuhr, freuten sich alle, uns zu sehen.«

Aber die Stimmung sei dann, so Mike, ganz schnell gekippt, als sich zahllose Plünderer mehrere Wochen lang

an allem bedienten – sie raubten Regierungsbüros aus, stahlen unbezahlbare Artefakte aus den Museen, transportierten Betonstahl von Baustellen ab. Die US-Streitkräfte verfügten weder über das Mandat, noch über die nötigen Militär- und Polizeibrigaden, um die Ordnung wiederherzustellen. Doch das änderte nichts daran, dass sie in den Augen der Iraker dem Unrecht und dem Leid, das der Bevölkerung widerfuhr, machtlos und gleichgültig gegenüberstanden. Daher beobachteten immer mehr Iraker die Besatzungstruppen mit einem Argwohn, der schon bald an Verachtung grenzte.

»Wir hatten ein schwarzes Loch geschaffen«, sagte Mike.

Dass es den USA nicht gelang, nach der Invasion für Sicherheit im Land zu sorgen, war eine Unterlassungssünde. Man hatte im Weißen Haus schlichtweg nicht damit gerechnet, dass im Irak nach der Invasion die öffentliche Ordnung zusammenbrechen würde. Stattdessen entschied man, das irakische Heer aufzulösen und alle Mitglieder der Baath-Partei aus öffentlichen Ämtern zu verbannen; beide Entscheidungen waren willkürlich und sollten sich als fatal erweisen. Im Irak unter Saddam Hussein musste jeder, der eine leitende Position anstrebte – ganz gleich, ob als Schulleiter, Polizeihauptmann oder Geheimdienstchef – in die Baath-Partei eintreten. Das galt auch für jeden, der an einer irakischen Universität studieren wollte. So waren über Nacht Zehntausende Fachkräfte und erfahrene Bürokraten arbeitslos, und die US-Beamten im Irak sahen sich zwei gewaltigen Problemen ausgesetzt: Erstens existierten keine lokalen Sicherheitsbehörden mehr, die in der Lage waren, für Recht und Ordnung zu sorgen und illegale Netzwerke zu bekämpfen; und zweitens gab es ein riesiges Heer verbitterter, gut vernetzter irakischer Ex-Beamter, die auf einmal kein Gehalt und keine Pensionsansprüche mehr hatten und vollkommen auf sich allein gestellt waren.

»Wir haben diese Leute einfach so auf die Straße gesetzt. Dabei wussten wir genau, dass nur sie das Werkzeug hatten und wussten, wie man damit umgeht«, kommentierte Richer, immer noch verärgert über die Entscheidung zur Entbaathifizierung – den »Befehl Nr. 1« der Koalitions-Übergangsverwaltung im Irak, ausgegeben am 16. Mai 2003. »Wir haben sie entlassen, ohne Gehalt oder Abfindung. Einige hatten 15 oder 20 Jahre lang im Militär gedient, und wir verweigerten ihnen die Rente.«

Im Rahmen dieser neuen Verhältnisse im Irak konnte Zarqawi sich völlig ungehindert bewegen und sich ein paar mächtige Verbündete suchen, die ihn bei seinem Anliegen unterstützten. Er rekrutierte zahlreiche Kommandanten und Feldwebel, die einst unter Saddam Hussein gedient hatten, für seine Armee, und einige von ihnen stiegen schnell in Führungspositionen auf. Andere versorgten Zarqawi mit konspirativen Wohnungen, Informationen, Bargeld und Waffen, nicht zuletzt mit den Fliegerbomben und Artilleriegranaten, aus denen Zarqawi seine größten Autobomben bauen ließ, wie sich später herausstellte.

Außer denen, die die klassifizierten Berichte der CIA zu lesen bekamen, wusste damals kaum jemand, welche Rolle Zarqawi beim Aufstand im Irak spielte. Die Analysten der Behörde waren sich bei wichtigen Details uneinig, nicht zuletzt bei der Frage, ob sich der Terrorist im Irak befand oder die Ereignisse vielleicht von Syrien oder einem anderen Land aus lenkte. Doch den ganzen Herbst 2003 über ging die Anschlagsserie unvermindert weiter, während sich offizielle Stellen in Washington darüber stritten, ob es im Irak nun einen Aufstand gab oder nicht.

Am 22. September wurde das UNO-Hauptquartier in Bagdad zum zweiten Mal angegriffen, auch wenn viele seiner Mitarbeiter zu diesem Zeitpunkt das Land bereits verlassen hatten. Ein Wachmann wurde getötet, 19 Personen verletzt.

Am 12. Oktober durchbrach ein Toyota Corolla die Sicherheitsbarrieren vor der Lobby des Hotels Baghdad, eines Luxus-Hotelhochhauses in einem Viertel mit vielen Apotheken und Arztpraxen. Es gab sechs Tote und mehr als 30 Verletzte, darunter drei US-Soldaten.

Besonders verheerend war eine Welle von koordinierten Selbstmordanschlägen in Bagdad am 27. Oktober. Ziele waren die Zentrale des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes sowie vier Polizeistationen. Mindestens 36 Menschen wurden getötet, darunter ein amerikanischer GI, und 200 Personen verletzt.

Am 10. November verfasste der Stationschef der CIA in Bagdad wieder einmal einen formellen Bericht über die komplizierte Sicherheitslage für die Zentrale. Dieses Mal war das Bild, das Gerry Meyer dabei entwarf, besonders düster. Der Aufstand, den er beschrieb, war eine Tatsache, und nicht nur das: Die Aufständischen gewannen langsam die Oberhand. Die Terroristen wurden von ehemaligen Baathisten unterstützt, sie waren gut versorgt, schienen sich frei bewegen zu können, und sie fürchteten weder die amerikanischen Truppen noch die hastig wieder aufgebauten, dennoch ziemlich ineffektiven lokalen Polizeidienststellen. Auf den gewöhnlichen Iraker wirkte das, als seien die Terroristen so mächtig, dass sich ihnen »kaum jemand in den Weg stellte«, wie er schrieb. Damit verschwand auch die letzte Hoffnung, das amerikanische Militär würde das Land doch noch stabilisieren.

»Dass die Aufständischen so ungehindert agieren können, ja dass sie überhaupt existieren, stärkt nur noch weiter ihr Selbstvertrauen«, schrieb Meyer laut einer Version des *aardwolf*-Telegramms, das kurz nach der Übermittlung nach Langley amerikanischen Journalisten in die Hände fiel. Unterstützt wurden die Terroristen durch unzufriedene Sunniten und ehemalige Angehörige von Saddam Husseins Sicherheitsapparat, die hier die perfekte Gelegenheit fanden, sich neu zu formieren, so der Bericht:

»Das anhaltende Gefühl der Isolation im sunnitischen Kernland, die vollständige Auflösung der Armee und der anderen Sicherheitsinstitutionen, die rigide Entbaathifizierung und der Mangel an wirtschaftlichen Chancen und politischer Führung gab diesen Elementen des Regimes das Selbstvertrauen, das sie brauchten, um ihre Netzwerke wiederherzustellen und sich selbst neu zu etablieren.«

Meyer war so brutal ehrlich, dass einige Kollegen bereits um seinen Job fürchteten. Selbstverständlich ärgerten sich Bushs leitende Berater über diesen neuen Bericht. Die CIA wurde beschuldigt, den Präsidenten politisch zu untergraben, zumal es im kommenden Jahr Präsidentschaftswahlen geben würde.

Am 11. November, dem Veterans Day, an dem Beschäftigte des öffentlichen Dienstes frei hatten, berief das Weiße Haus eine zweite Sitzung ein, um Meyers jüngsten Bericht auseinanderzunehmen und seine Auswirkungen zu analysieren. Robert Richer war dieses Mal persönlich dabei, ebenso CIA-Direktor George Tenet und dessen Stellvertreter John McLaughlin sowie Verteidigungsminister Donald Rumsfeld und diverse Berater für nationale Sicherheit.

Der Präsident eröffnete die Sitzung, indem er die CIA-Mitarbeiter unverblümt fragte: »Glauben Sie wirklich, dass das ein Aufstand ist?«

McLaughlin begann mit einem vorbereiteten Briefing rund um die Frage »Wer ist der Feind?«. Doch als das Wort »Aufständischer« fiel, unterbrach ihn der skeptisch dreinblickende Rumsfeld.

»Definieren Sie bitte das Wort ›Aufstand‹«, befahl darauf der Verteidigungsminister.

Punkt für Punkt hakten McLaughlin und seine CIA-Kollegen eine Checkliste ab, die die Komponenten eines klassischen Aufstandes nannte und aus einem Standard-Verfahrenshandbuch des Pentagon stammte. Im Irak,

sagten sie, gebe es eine organisierte Widerstandsbewegung, die durch Unterwanderung und bewaffnete Konflikte die zentralen staatlichen Instanzen stürzen wolle. Sie beschrieben die Absprachen zwischen den inländischen Oppositionellen und ausländischen Terroristen und hoben hervor, was sie über die Anführer der Bewegung, ihre Taktiken und Waffen wussten.

Laut einem der Teilnehmer blieben die Vertreter des Verteidigungsministeriums ungerührt. »Das alles interessierte die Militärs überhaupt nicht«, erinnerte er sich Jahre später. »Sie wollten mit dem Krieg nichts mehr zu tun haben, und an Diskussionen über irgendwelche Aufstände hatten sie erst Recht kein Interesse.« Bush hingegen blieb ruhig und erschien nachdenklich. Er beschloss die Sitzung mit dem Kommentar, er akzeptiere die Wendung der Ereignisse im Irak, sei jedoch noch nicht bereit, sie der Öffentlichkeit mitzuteilen.

»Ich möchte nicht, dass jemand darüber spricht«, sagte er.

Einen Monat später konnte man im Weißen Haus kurz durchatmen, denn zur Abwechslung gab es gute Nachrichten: Saddam Hussein war gefasst. Am 13. Dezember 2003 hatten US-Truppen ihn bei einer Razzia auf einem Bauernhof nahe seiner Heimatstadt Tikrit gefunden. Doch dass der ehemalige Diktator nun hinter Schloss und Riegel war, änderte nichts an den – inzwischen täglichen – Anschlägen auf Koalitionstruppen und irakische Zivilisten. Zarqawi hatte im Irak monatelang im Verborgenen gekämpft, doch langsam stieg sein Selbstbewusstsein als Quasi-Anführer eines Aufstandes, der inzwischen das ganze Land erfasste. Seine Bewegung wurde mittlerweile von Tausenden verbitterter Iraker und von islamistischen Sympathisanten aus der ganzen muslimischen Welt unterstützt. Schon bald sollte sie sich zur größten Bedrohung für die Pläne der USA im Irak entwickeln.

Gerry Meyer, der das Weiße Haus mit zwei CIA-Berichten vor den wachsenden Unruhen gewarnt hatte, behielt seinen Posten als Stationschef in Bagdad nicht lange genug, um den Aufstand noch in voller Blüte mitzuerleben. Nur ein paar Wochen nach seinem Bericht vom 10. November wurde er seines Kommandos enthoben und nach Washington zurückgeschickt.

Als CIA-Beamte in späteren Jahren analysierten, wer in den ersten Kriegsmonaten welche Fehler begangen hatte, staunten sie über die geradezu abwegigen Zufälle, die es Zarqawi ermöglicht hatten, binnen so kurzer Zeit so viel zu erreichen. Wie ein Samenkorn, das der Wind durch die Luft trägt, war der Jordanier genau zur richtigen Zeit auf einem Flecken Erde gelandet, auf dem er Wurzeln schlagen konnte.

»Der Irak nach der Entbaathifizierung war ein fruchtbarer Boden«, sagte Richer. »Die Machtlosigkeit der Übergangsverwaltung und die Ignoranz der Amerikaner gegenüber den Irakern und ihrer Kultur glichen Regen und Sonnenschein, die Zarqawi blühen und gedeihen ließen.«

Als fruchtbarster Boden für einen Aufstand erwies sich eine Reihe staubiger Städte und Dörfer nördlich und westlich der Hauptstadt. In dieser Region, die als Sunnitisches Dreieck bekannt wurde, schlug die Angst vor den amerikanischen Invasoren schnell in Abneigung um, und bei manchen schließlich in offenen Hass.

Scheich Zaidan al-Dschabiri, ein Stammesführer, der eine große Schafzucht in der Nähe von Ramadi besaß, erinnerte sich auch später noch genau an den Tag, an dem ihm klar wurde, dass die Amerikaner keine Befreier waren, und dass es ihm selbst im Polizeistaat Saddam Husseins besser ergangen war als jetzt. Dieser Tag war der 28. April 2003, fast drei Wochen nach der Eroberung Bagdads und drei Tage, bevor Präsident George W. Bush in einer Rede verkündete, die USA hätten ihre Mission erfüllt. Der 40-jährige Scheich hatte argwöhnisch beobachtet, wie die

Besatzungstruppen mit dem Handelsverkehr umgingen – anhaltende Ausgangssperren und Reisebeschränkungen konnten sich für jemanden, der mit Wolle und frischem Hammelfleisch handelte, als fatal erweisen. Wie viele andere Angehörige des Dulaimi-Clans war er durchaus bereit gewesen, den Eindringlingen eine Chance zu geben. Dann kam das Ereignis, das alles veränderte.

Bis zu diesem Tag, einem Montag, hatte Zaidan von den Amerikanern noch nicht viel mitbekommen. In den frühen Phasen des Krieges hatten die Panzerkolonnen mit ihrem an Kaffeeflecken erinnernden Tarnmuster die Provinzstädte absichtlich umfahren, doch jetzt galt es, die Linien zu konsolidieren und jeglichen verbliebenen Widerstand auszumerzen. Am 23. April waren Angehörige der 82nd Airborne Division und des 3rd Armored Cavalry Regiment in der nahe gelegenen Stadt Falludscha eingetroffen und hatten in mehreren Regierungsgebäuden und einer Schule ihr Lager aufgeschlagen. Obwohl für die ganze Stadt eine Ausgangssperre verhängt worden war, versammelten sich am Abend des 28. April etwa 200 singende und brüllende Demonstranten vor dem Schulgebäude, in dem die US-Fallschirmjäger saßen. Später behaupteten die Amerikaner, einige der Demonstranten hätten Waffen geschwenkt, und es seien Schüsse gefallen. Auf jeden Fall eröffneten die GIs das Feuer. Sie töteten 17 Iraker, 70 wurden verwundet. An der Schule, in der sich die Truppen aufhielten, fanden Ermittler von Human Rights Watch später keinerlei Einschusslöcher. Die Iraker waren natürlich aufgebracht, doch Zaidan gehörte zu den Stammesführern, die für Zurückhaltung plädierten. »Wir versuchten Probleme mit den Amerikanern mit aller Kraft zu verhindern«, erzählte er Jahre später. Es kam zu einer informellen Versammlung der Anführer der großen Clans der Provinz al-Anbar, bei der man über eine mögliche Lösung diskutierte. Am Ende ernannte man Emissäre, die sich mit den US-Kommandanten in Falludscha trafen.

»Wir gingen zu ihnen und sagten: ›Wir sind Stämme, und wir können eine Stammes-Lösung anbieten: Sie zahlen diyya, Blutgeld‹«, wie sich Zaidan erinnerte. »›Die [Opfer] hatten Familien, einige hatten Kinder. Zahlen Sie den Familien Geld, damit sie sich nicht um ihre Zukunft sorgen müssen und sich ihre Kinder nicht dem Widerstand anschließen.‹« Ein paar Tage später kam die Antwort. Ja, die USA seien bereit, die Familien der Opfer zu entschädigen. Man werde pro Todesopfer 3000 Dollar zahlen.

Zaidan war wütend. »›3000 Dollar? So viel zahlen Sie, um einen Ihrer Polizeihunde zu ersetzen!‹, rief ich. Da wurde mir klar, dass die Amerikaner keine guten Absichten hatten.«

Dies war für Zaidan nur die erste in einer langen Reihe unschöner Begegnungen mit den Amerikanern. Dabei hätte gerade er sich eigentlich besonders gut als Verbündeter für eine Armee geeignet, die Saddam Hussein gestürzt hatte. Als er 30 Jahre alt war, schlossen sich Mitglieder seiner Stammesfamilie einem Putschversuch gegen den Diktator an, der von einem General der irakischen Luftstreitkräfte organisiert wurde, der einem prominenten Clan aus al-Anbar angehörte. Die Verschwörung flog auf, und Saddam ließ über 150 Offiziere sowie mehr als Tausend weitere irakische Sunniten festnehmen, darunter auch Zaidan und einen seiner Brüder. Wie die anderen wurde auch Zaidan zum Tode verurteilt; sozusagen in letzter Minute rettete ihn eine Generalamnestie, mit der Saddam die Beziehungen zu den mächtigen sunnitischen Stämmen wiederherstellen wollte, die ihm so lange geholfen hatten, an der Macht zu bleiben.

Doch trotz des Todesurteils und seiner tief empfundenen Abneigung gegen die Politik des Diktators war Zaidan, wenn es um den irakischen Staatschef ging, hin- und hergerissen: Im Stillen bewunderte er Saddams Zähigkeit und seinen furchtlosen Kampf gegen den Westen, der viele

Sunniten an die glorreiche Vergangenheit erinnerte, als der Irak Teil eines mächtigen Reiches gewesen war und Bagdad das Zentrum von Wissenschaft und Bildung. Trotz all ihrer Technologie waren die Amerikaner letztlich nichts als arrogante Emporkömmlinge, die wenig Verständnis für den kulturellen Reichtum eines Landes zeigten, das als Geburtsort der geschriebenen Sprache, der Mathematik, der Astronomie und der Gesetze gilt. Der Irak war mehr als ein paar von Kolonialmächten auf einer Landkarte gezogene Linien, und er war mehr als das Erdöl, das unter seinem Sand verborgen lag. Der Irak gehörte Stämmen, die ihre Abstammung bis zum Beginn der Zivilisation zurückverfolgen konnten.

»Die Amerikaner und ihre Medien wollten uns glauben machen, dass der Irak niemals der Irak sein könne, solange Saddam Hussein an der Macht sei«, so Zaidan. »Der Irak ist 7000 Jahre alt. Amerika ist 200 Jahre alt. Es ist, als würde man einen Mercedes mit einem Hyundai vergleichen.«

Trotz allem sah Zaidan keinen Sinn darin, sich gegen die amerikanischen Invasoren aufzulehnen, selbst nach den vielen Toten von Falludscha, das gerade einmal 60 Kilometer von seinem Hof entfernt lag. »Wir sind keine Armee«, sagte er, »und wir wollten nicht, dass es aussah, als verteidigten wir das Regime.« Aber nun, da die Besatzung bereits fast ein Jahr dauerte, sorgte er sich zunehmend über die Absichten der USA. Für Zaidan war klar, dass die Amerikaner auf unbestimmte Zeit im Irak bleiben wollten. Und was noch schlimmer war: Sie hatten den sunnitischen Stämmen, die im Irak seit Langem den Ton angaben, die Macht entrissen und sie an die Schiiten weitergegeben, deren Anführer Zaidan für »Diebe und Banditen« hielt, deren wahre Loyalität beim Iran lag. Durch Bagdad zogen schiitische Milizen, die gezielt Sunniten angriffen. Zaidan beobachtete mit gemischten Gefühlen, wie andere Mitglieder seines Stammes geheime Zellen

bildeten, die zunächst nur der Selbstverteidigung, später dann aber Guerilla-Angriffen gegen US-Truppen dienten. Irgendwann zirkulierten Geschichten über einen mysteriösen Jordanier, der Irakern, die sich seiner Bewegung anschlossen, gutes Geld zahlte. Zaidan würde einem Dschihadisten wie diesem Zarqawi niemals die Treue schwören. Andere aus dem Dulaimi-Clan waren da weniger zurückhaltend.

Der Scheich versuchte, noch einmal mit den US-Militärkommandanten in Falludscha zu reden. Wie er sich später erinnerte, war es der 4. Juli, als er und ein paar andere Stammesführer die Amerikaner mit einem Besuch überraschten. Sie hatten ihnen Blumen mitgebracht, um den amerikanischen Nationalfeiertag zu würdigen. Der Offizier der Marines, der die Iraker empfing, kam Zaidan allzu aufgeregt und argwöhnisch vor. Verdenken konnte man ihm das nicht, denn immerhin besuchten Stammesführer die Militärbasis in der Regel, um Entschädigungen für Personen- oder Sachschäden zu fordern. Einige Jahre später konnte sich Zaidan nicht mehr an den genauen Grund für das Treffen erinnern, umso besser aber an den Streit, der dabei ausbrach.

An einem Punkt fiel dem amerikanischen Kommandanten nichts Besseres mehr ein, als einen beleidigenden Kommentar von sich zu geben, der alle Iraker mit den Terroristen in einen Topf warf. Einer der Scheichs war so aufgebracht, dass er den Amerikanern vorwarf, sie hätten sich von Ahmad al-Dschalabi über den Tisch ziehen lassen – jenem im Exil lebenden schiitischen Politiker, der die Bush-Administration mit Fehlinformationen über angebliche Massenvernichtungswaffen versorgt hatte. »Wir wissen, dass Sie nur in den Irak gekommen sind, weil Sie sich von Dschalabi haben täuschen lassen!«, rief er aus.

Zaidan versuchte noch, die Wogen zu glätten, aber die Unterredung war im Grunde vorbei. Es folgten noch ein

paar Beleidigungen, und einer der Iraker schlug laut mit der Hand auf den Tisch.

Als er aufstand, wurde Zaidan schlagartig klar, was für eine große Kluft sich zwischen dem Amerikaner in der Tarnkleidung und den Irakern in ihrer Stammeskluft auftat. Auch wenn sie die gleiche Sprache sprachen, hatten ihre Worte eine unterschiedliche Bedeutung.

Während sie den Raum verließen, gab Zaidan dem US-Kommandanten noch etwas mit auf den Weg.

»Es wird Ihnen nicht gelingen, im Irak zu bleiben«, sagte er. Zaidan war klar, dass um ihn herum ein Flächenbrand begonnen hatte, und er würde nichts tun, um ihn aufzuhalten.

»Genau da«, sagte er hinterher, »begann der eigentliche Kampf.«

10

»Eine abscheuliche Schlacht? Genau das wollen wir!«

Im Januar 2004, etwa zehn Monate nach seiner Ankunft in Bagdad, saß Abu Mus‘ab az-Zarqawi am Rechner, um einen Brief an Osama bin Laden zu schreiben. Zwei Jahre waren seit seiner Abreise aus Afghanistan vergangen und fast vier Jahre, seit der Gründer von Al-Qaida sich geweigert hatte, ihn in Kandahar persönlich zu empfangen. Jetzt war Zarqawi bereit, das Kriegsbeil zu begraben.

Er begann mit einer sentimentalen Geste.

»Auch wenn unsere Körper weit voneinander entfernt sind, so ist der Abstand zwischen unseren Herzen doch gering«, schrieb er dem Urheber der Terroranschläge vom 11. September 2001.

Seit sie das letzte Mal miteinander kommuniziert hatten, war eine Menge geschehen, und Zarqawi fühlte sich dazu veranlasst, Rechenschaft über seine Zeit im Irak abzulegen. Der Brief klang, als seien die Nachrichten über den Aufstand irgendwie an bin Laden vorbeigegangen. Er schrieb, die Situation im Irak unterscheide sich von allem, was die beiden Anführer in Afghanistan erlebt hätten, in positiver Hinsicht (im Irak sprach man Arabisch) wie auch in negativer (schlechtes Gelände, wenige Versteckmöglichkeiten). Zarqawi gab an, der Feldzug, den er begonnen hatte, mache gute Fortschritte und er hoffe auf bin Ladens Unterstützung. Aber zunächst wolle er das

Schlachtfeld aus Dschihadistensicht sowie die wichtigsten Akteure, darunter auch seine eigene kleine Armee, beschreiben.

Er begann mit den Amerikanern. Trotz all ihrer Waffen, so Zarqawi, seien sie »die feigsten Geschöpfe Gottes«. Sie hätten gar kein Interesse daran, richtig zu kämpfen, und verschanzten sich lieber in ihren Militärbasen. Allerdings würden sie sich wohl ohnehin bald aus dem Land zurückziehen und den Krieg anderen überlassen. Doch auch für die sunnitische Minderheit im Irak, die er am ehesten für seine Sache würde gewinnen können, hatte Zarqawi keine guten Worte übrig. Die Sunniten seien ohne Führung und zerstritten, er nannte sie »elender als Waisen an den Tischen der Verdorbenen«. Sogar den irakischen Soldaten, die sich den Dschihadisten angeschlossen hatten, fehle es an Kampferfahrung; sie warfen lieber Granaten oder feuerten Mörser ab, als sich dem Feind direkt entgegenzustellen. »Die irakischen Brüder bevorzugen noch immer die Sicherheit und möchten lieber in die Arme ihrer Ehefrauen zurückkehren, wo sie sich vor nichts fürchten«, schrieb Zarqawi. »Mitunter prahlen die Gruppen untereinander damit, dass noch keiner von ihnen getötet oder gefangen genommen worden ist. Wie oft haben wir mit ihnen zusammengesessen und ihnen klarzumachen versucht, dass sich Sicherheit und Sieg nicht vertragen. Dass der Baum des Triumphes und der Macht nur in den Himmel wachsen kann, wenn er mit Blut und Todesverachtung gewässert wird.«

Über die schiitische Mehrheit des Landes schrieb Zarqawi eine mehrseitige Hasstirade. »Das unüberwindbare Hindernis, die lauernde Schlange, der listige und bösartige Skorpion, der Feind, der uns ausspioniert, das langsam eindringende Gift« – an Metaphern sparte er wahrlich nicht. Er hielt die Glaubensrichtung der Mehrheit der Iraker für schlimmer als das Heidentum, sie habe »nicht mehr gemein mit dem

Islam als die Juden mit den Christen gemein haben, die alle die Heilige Schrift besitzen«. Die Schiiten schmiedeten Pläne, den sunnitischen Glauben zu zerstören, und es sei ihnen gelungen, die amerikanischen Besatzer auf ihre Seite zu ziehen. »Im Laufe der Geschichte und alle Jahrhunderte hindurch waren sie eine Sekte des Verrats und des Betrugs«, erklärte Zarqawi.

Mit Osama bin Laden als Adressat einer solchen Tirade hatte er eine recht seltsame Wahl getroffen. Zwar war der Al-Qaida-Gründer Sunnit, doch sah er sich als Einiger aller Muslime und hatte noch nie ein gesteigertes Interesse daran bekundet, unschuldige Schiiten anzugreifen; vielmehr hatte er solche Übergriffe stets scharf verurteilt. Zarqawi wird das zweifellos gewusst haben, aber vielleicht glaubte der Jordanier, bin Laden umstimmen zu können – immerhin war das Herzstück seines Briefes der Plan für eine große Schlacht, bei der zahlreiche Schiiten sterben sollten. Ein solcher Feldzug, so argumentierte er, erreiche gleich dreierlei: der Irak werde destabilisiert, die verhassten Abtrünnigen würden eliminiert, und vor allem würden die Sunniten gezwungen sein, zu den Waffen zu greifen, in einem Krieg, der am Ende zu ihrer Befreiung führen würde. Und er, Zarqawi, werde diesen Krieg beginnen, der »den Schlummernden aufrütteln und den Schläfer wecken« werde.

»Die Lösung für uns, die Gott, der Erhabene, am besten kennt, lautet, gegen die Schiiten in den Kampf zu ziehen, denn nur so können wir den Krieg gegen die Ungläubigen verlängern. … Die einzige Lösung für uns ist es, die religiösen, militärischen und anderen Kader unter den Schiiten immer wieder ins Visier zu nehmen, bis sie sich den Sunniten ergeben. Wendet jemand ein, wir gingen voreilig und allzu überhastet vor und führten die [islamische] Nation in eine abscheuliche Schlacht, für die

sie noch nicht bereit ist und in der viel Blut vergossen wird: Genau das wollen wir!«

Als Nächstes bat Zarqawi Osama bin Laden in seinem Brief um einen Gefallen. Obwohl seine Organisation noch ziemlich klein war, steckte sie hinter fast allen großen Terroranschlägen im Irak (nach seiner Zählung waren es 25), außer in den Städten ganz im Norden des Landes. Doch wenn sie mit Al-Qaidas offizieller Billigung agieren könnten und Zugang zu deren globalen Ressourcen bekämen, könnten sie noch viel, viel mehr erreichen, so Zarqawi: »Alles, worauf wir hoffen, ist, die Speerspitze zu sein, die Vorhut, die die islamische Nation zum Kampf befähigt, und die Brücke, die sie überqueren wird, um zum versprochenen Sieg zu gelangen.« Falls sich bin Laden Zarqawis Strategie anschließe – »falls Sie es als Programm und als Marschrichtung übernehmen und falls Sie von der Idee überzeugt sind, gegen die Sekten der Abtrünnigen zu kämpfen« –, dann sei er, Zarqawi, bereit, Al-Qaida die Treue zu schwören: »Wir werden Ihre kampfbereiten Soldaten sein, unter Ihrem Banner agieren, Ihre Befehle befolgen.«

Komme es aber nicht zu einem Bündnis, so werde er ihm nichts nachtragen, versicherte Zarqawi bin Laden. So oder so werde der Al-Qaida-Chef noch von ihm hören. Schon sehr bald werde er aus dem Schatten heraustreten und sich der ganzen Welt zu erkennen geben.

»Wir haben uns Zeit gelassen, bis wir genügend Standfestigkeit besaßen«, schrieb Zarqawi. Doch nun »ist er endlich in Sicht, der Moment der Entscheidung«.

In einer kühlen Februarnacht, einige Wochen, nachdem Zarqawi diesen Brief geschrieben hatte, lehnte sich Brigadegeneral Stanley McChrystal gegen das Geländer einer Treppe in einem dunklen Stadthaus in Falludscha, mitten im von Gewalt gebeutelten Kernland des irakischen

Aufstandes. Er legte gerade eine Verschnaufpause ein und lauschte seinen Soldaten, wie sie Raum für Raum nach Kämpfern und versteckten Waffen durchsuchten. Im selben Moment lauerte sein eigentliches Zielobjekt ebenfalls in der Dunkelheit und versuchte, die unterschiedlichen Geräusche zu interpretieren – das dumpfe Rumpeln von Dieselmotoren im Leerlauf, das Hämmern von Metall auf Holz, die Rufe in breitem amerikanischem Englisch, das Bellen von Hunden, das Knirschen von schweren Stiefeln auf Glas.

Es war purer Zufall, dass sich der Chef der US-Spezialkräfte mit seiner Kommandoeinheit eben jenen Wohnblock vorgenommen hatte, in dem sich gerade der gefährlichste Terrorist des Irak aufhielt. Die beiden Männer waren weniger als 50 Meter voneinander entfernt. Lediglich ein paar dünne Betonwände trennten sie – und die nächtliche Finsternis in einer Stadt, die seit dem Einmarsch der Amerikaner vor fast einem Jahr die meiste Zeit ohne Strom war.

»Ich stand wahrscheinlich nicht einmal einen Häuserblock von Abu Mus‘ab az-Zarqawi entfernt«, räumte McChrystal später ein.

Eigentlich handelte es sich nur um eine von zahllosen Razzien in jenem Winter, im Kampf gegen einen Aufstand, dessen Existenz selbst die größten Optimisten in Washington mittlerweile nicht mehr leugnen konnten. Das Pentagon hatte inzwischen spezielle Teams installiert, um die Terrorzellen auszuheben, die von in- und ausländischen Kämpfern geführt wurden und die für die ansteigende Gewalt im Irak verantwortlich waren. Die Mission leitete ein General, der bei den Soldaten besonders beliebt war, weil er bisweilen selbst an vorderster Front mitkämpfte – wie jetzt, wo er seine Truppen auf eine gefährliche mitternächtliche Razzia in feindlichem Gebiet begleitete. Der 49-jährige McChrystal war Mitglied des 75th Ranger Regiment gewesen, der legendären Elite-Einheit der US

Army, die für ihr Credo »weiter, schneller, härter« berühmt ist – und für ihre beispiellose Erfolgsgeschichte, die von den Stränden der Normandie bis hin zur Schlacht von Mogadischu reicht, wie sie in dem Buch und in dem Film *Black Hawk Down* dargestellt ist. McChrystal war als Langstreckenläufer mit beispielloser Selbstdisziplin bekannt – er lief täglich 10 bis 15 Kilometer, aß nur eine Mahlzeit am Tag und schlief nicht mehr als vier Stunden pro Nacht. Seit knapp vier Monaten war er Chef des U.S. Joint Special Operations Command, kurz JSOC, und konzentrierte seine ungeheure Energie auf die Suche nach dem Terroristen, der unter den irakischen Sunniten immer mehr in den Ruf kam, der schärfste Gegner der amerikanischen Besatzung zu sein.

In dieser Nacht stand eine Reihe von Durchsuchungen von Haus zu Haus auf dem Programm, an einem der gefährlichsten Orte des gesamten Irak. Kaum einen Monat später kannte die ganze Welt den Namen der Stadt, nachdem hier vier Mitarbeiter amerikanischer Sicherheitsunternehmen aus dem Hinterhalt überfallen worden waren. Man schlug ihnen die Gliedmaßen ab, zerrte ihre Körper durch die Straßen, verbrannte sie und ließ sie am Ende von einer Brücke über dem Euphrat baumeln. Aber in diesem Moment war Falludscha nichts weiter als ein weiterer Satz GPS-Koordinaten, ein Ort, den der militärische Nachrichtendienst auf McChrystals Landkarte markiert hatte und der überprüft werden musste, um ihn von der Liste zu streichen. Also schnallte sich der Brigadegeneral seine Pistole um und bestieg mit anderen Mitgliedern seines Teams einen Humvee. Er ging nicht davon aus, dass es zu Kampfhandlungen käme. Sie waren als Beobachter unterwegs.

Es handelte sich ohnehin um kein verdecktes Unternehmen. Statt per Hubschrauber in die Stadt einzufallen, brachen McChrystal und sein Team in Bagdad mit einem lärmenden Konvoi von Humvees und

gepanzerten Fahrzeugen auf. Über mehrere unbeleuchtete Straßen ging es auf die fast leere Schnellstraße 1, die nach Westen in Richtung Jordanien und Syrien führt. Nach einer Stunde erreichten die Wagen den Punkt, wo in der Wüste die Flachdächer und die dürren Palmen der Vororte von Falludscha auftauchten. Im Dunkeln fanden sie ihr erstes Zielhaus. Die Delta-Force-Soldaten warfen mehrere Blendgranaten durch die Tür und durchsuchten die Räume mit wortloser Präzision.

Während einer solchen Razzia betrat McChrystal selbst eines der Häuser. Weil hier das Licht eingeschaltet war, klappte der Kommandant seine Nachtsichtbrille hoch und sah zu, wie seine Soldaten eine Gruppe Iraker verhörten, die sie aus dem Schlaf hochgeschreckt hatten. Im angrenzenden Raum befanden sich die Frauen und Kinder, von denen die meisten auf Futons saßen und sich gegen die Kälte in Decken hüllten. Die Kinder blickten den schlaksigen Amerikaner voller Neugier an. In den Augen der Frauen erkannte er dagegen etwas anderes – eine Emotion, die so intensiv war, dass er noch viele Jahre daran denken sollte.

»Das war reiner, unverfälschter Hass«, so McChrystal.

Es war das erste Mal, dass McChrystal ein Haus betrat, das seine Männer im selben Moment durchkämmten. Der General sollte noch viele solcher Begegnungen erleben, und jedes Mal hinterließen sie bei ihm einen dauerhaften Eindruck. Bei einer Razzia in Ramadi holten die GIs mehrere Männer aus einer mutmaßlichen konspirativen Wohnung und zwangen sie, sich bäuchlings auf den Betonboden zu legen, die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Da kam ein Junge von ungefähr vier Jahren aus dem Haus gelaufen. Als er seinen Vater dort liegen sah, ging der Junge durch die Reihen der auf dem Boden ausgestreckten Männer. Ohne ein Wort zu sagen legte er sich neben seinen Vater und verschränkte seine kleinen Hände hinter dem Kopf.

»Wir halten uns selbst immer noch für Befreier«, sagte McChrystal hinterher. »Aber dann sind da diese riesigen Typen in ihren Körperpanzern, die Waffen tragen und Matratzen umdrehen. Wir schlugen keine Möbel kaputt und verwüsteten auch keine Wohnungen. Aber stellen Sie sich vor, wie das ist: Sie sitzen zu Hause mit Frau und Kindern, und auf einmal kommt jemand rein und wühlt in Ihren Schubladen. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal dachte: ›Was würde ich tun, wenn das mein Haus wäre?‹ So etwas vergessen Sie nie wieder.«

Als die Durchsuchung beendet war und die Soldaten sich das nächste Haus vornahmen, merkte niemand, wie eine stämmige Gestalt in dunkler Kleidung ein Fenster im zweiten Stock öffnete und in die stockdunkle Gasse hinuntersprang. Der Mann richtete sich auf, suchte sich seinen Weg bis zu einer Seitenstraße. Dann verschwand er – ob er sich nach Norden über die Bahngleise aus dem Staub machte oder im Schatten versteckte, bis die Amerikaner fort waren, konnte man nicht mehr feststellen. Erst später, als die Soldaten seine weggeworfene Kleidung fanden, wurde ihnen klar, wie dicht sie Zarqawi auf den Fersen gewesen waren.

Diese verpasste Gelegenheit hätte möglicherweise den Verlauf des Krieges verändert. Über ein Jahr sollte es dauern, bis die US-Truppen ihm wieder so nahe kommen würden.

Der neue Kommandant der JSOC war über das Entkommen Zarqawis schwer enttäuscht, auch wenn sich weder er noch die anderen amerikanischen Generäle zu diesem Zeitpunkt eine Vorstellung davon machen konnten, wie gefährlich der Jordanier noch werden und für wie viel Leid er noch sorgen würde. Später beschrieb McChrystal in seinen Memoiren die erste Mission in Falludscha als relativ ruhige Zeit – eine Zeit, »bevor der Irak jene Hölle wurde, zu der ihn der Bürgerkrieg machte«.

»Welche blutigen Folgen unser Versagen hatte, war nicht sofort erkennbar«, schrieb er. »In jener Nacht ließ sich noch nicht absehen, dass Zarqawi den Irak ins Verderben stürzen würde.« Dennoch hatte McChrystal bereits eine Ahnung von den blutigen Konflikten, die ihnen bevorstanden. In den Augen der irakischen Familie hatte er genau jene Gefühle erkannt, die jemand wie Zarqawi nutzen konnte, um sich Geld zu beschaffen oder Freiwillige zu finden, die für ihn kämpften. Razzien in Privatwohnungen waren unvermeidlich und schürten zusätzlich die Wut vieler Iraker, die bereits seit Monaten mit Stromausfällen und defekten Abwassereinrichtungen zu kämpfen hatten – von der katastrophalen Lage auf dem Arbeitsmarkt ganz zu schweigen. All das »produzierte eine Wut, die sich verständlicherweise vor allem gegen uns richtete«, schrieb McChrystal. »Zarqawi war bereits dabei, unsere Fehltritte auszunutzen und uns mit berechnenden barbarischen Aktionen entweder machtlos oder bösartig aussehen zu lassen – oder beides zugleich. Als er damals in der Dunkelheit verschwand, war ich zwar beunruhigt, vielmehr aber beschäftigte mich diese irakische Familie. Als ich bemerkte, wie sie uns ansahen, wurde mir klar, wie lang und unerbittlich dieser Kampf sein würde.«

Damit ein solcher Kampf überhaupt erst beginnen konnte, musste McChrystal zunächst einmal eine Einsatztruppe aufbauen, die in der Lage war, ein Netzwerk von Aufständischen auszuhebeln, das sich in einem Gebiet so groß wie der Bundesstaat New York versteckte. Die US Army stand vor ihrer größten Herausforderung seit Vietnam, und die Anfang 2004 im Irak stationierten Bodentruppen waren nicht annähernd darauf vorbereitet.

McChrystal musste sich selbst erst die nötigen Kenntnisse aneignen; es war ein »learning by doing«. Er hatte innerhalb der Armee verhältnismäßig schnell Karriere gemacht und sich dabei einen Ruf als Problemlöser erarbeitet – als innovativer Denker, der sofort

merkte, wenn etwas innerhalb einer Organisation nicht funktionierte, und der sich nicht scheute, die Dinge offen anzusprechen.

Er stammte aus einer militärbegeisterten Familie: Sein Vater war Generalmajor gewesen, und alle seine fünf Geschwister leisteten entweder aktiven Dienst oder waren mit Soldaten verheiratet. Als junger Mann hatten McChrystals Leistungen stets unter seinen Möglichkeiten gelegen; er wurde zwar in West Point zugelassen, sammelte dort aber zahllose Tadel wegen Trunkenheit und Ungehorsam. Als er sich für die Special Forces School entschied, schien dies für einen Offizier, der die Karriereleiter erklimmen wollte, bestenfalls wie ein Umweg. Aber McChrystal beeindruckte seine Vorgesetzten immer wieder mit seiner außergewöhnlichen Motivation und seiner Vorliebe dafür, den Status quo infrage zu stellen. Seine Selbstbeherrschung und sein Beharren auf extrem hohen Standards bei seinen Untergebenen brachten ihm einen Spitznamen ein, den er nicht mehr loswerden sollte: »der Papst«.

McChrystal wurde ein paar Monate vor den Terroranschlägen vom 11. September 2001 zum Brigadegeneral befördert. Er war kurzzeitig an der Leitung des US-Einsatzes in Afghanistan beteiligt, bevor ihn die Joint Chiefs of Staff des Pentagon als stellvertretenden Einsatzleiter in den Irak schickten. Als der Krieg begann, übertrug man ihm die Aufgabe, die Nachrichtenmedien täglich mit den Statusberichten des Pentagon zu versorgen. So stand er auch am 14. April 2003 auf dem Podium, als das Pentagon offiziell die Kapitulation der irakischen Regierung bekanntgab, und verkündete: »Ich gehe davon aus, dass es damit zu keinen größeren Kampfeinsätzen mehr kommen wird.«

Sechs Monate später kommandierte er im Irak eine gemischte Truppe aus Elitesoldaten und Geheimdienstlern auf einem militärischen Feldzug, der gerade erst seinen

Anfang nahm. In jenem Spätherbst und Winter, als McChrystal und sein Team den wichtigsten Kommandoposten ihre ersten Besuche abstatteten, schien das ganze Land bereits ins Chaos abzugleiten. Nicht einmal mehr Mossul schienen die Amerikaner im Griff zu haben; dabei hatte die ethnisch geteilte Stadt im Norden des Irak noch wenige Monate zuvor als Beispiel eines effektiven, von den USA geleiteten Wiederaufbaus gegolten. Mossul war von der 101st Airborne Division unter dem Kommando des damaligen Generalmajors David Petraeus erobert und besetzt worden. Petraeus sorgte für eine rasche Wiedereröffnung aller staatlichen Einrichtungen und Schulen, installierte eine örtliche Sicherheitstruppe und ließ die Infrastruktur reparieren. Doch bald, nachdem Petraeus die Stadt im Januar 2004 einer kleineren amerikanischen Garnison überlassen hatte, machten sich die Aufständischen in Mossul breit. Als McChrystal mit seiner Truppe die Region besuchte, schossen sie sogar einen seiner Hubschrauber ab.

Alles war schief gegangen, und das binnen so kurzer Zeit. Als McChrystal sein erstes Hauptquartier am internationalen Flughafen von Bagdad bezog, konnte er nur staunen darüber, dass quasi keine organisierte Strategie für jene Art von Krieg existierte, den die Amerikaner auf einmal führen mussten. Zwar hatte man eigens eine Spezialeinheit eingerichtet, um die Aufständischen zu bekämpfen (man bezeichnete sie zumeist als »Task Force 6–26«, auch wenn sie im Laufe des Krieges immer wieder neue Namen erhielt). Doch selbst dieser Spezialeinheit fehlten die grundlegendsten Verfahren, um Informationen zu verarbeiten, die sie beim Einsatz sammelte oder von Informanten erhielt.

Bei einigen Fehltritten blieb einem nur noch der Mund offen stehen. Einmal besuchte McChrystal ein Sammellager für neue Häftlinge. Dort kam er an einem kleinen Büro vorbei, in dem man Beweismittel aufbewahrte, die bei

Razzien gesammelt worden waren. In dem Raum befand sich ein hüfthoher Stapel von Dokumenten, Notebooks, Computer, Mobiltelefone und zahlreiche andere Gegenstände, zum größten Teil in Müllbeutel oder leere Sandsäcke gestopft. Bislang hatte niemand diese genauer untersucht.

»Was ist denn das?«, wollte McChrystal von einem der Mitarbeiter wissen.

»Das Zeug ist zusammen mit den Gefangenen abgegeben worden«, lautete die Antwort.

»Aber das sind doch alles wertvolle Informationen«, sagte der General. »Was machen wir denn damit?«

»Wenn die Dolmetscher zwischendurch mal Zeit haben, kommen sie vorbei und gehen die Sachen durch.«

McChrystal war außer sich. »Es war unglaublich«, sagte er, als er sich später seine Reaktion wieder in Erinnerung rief. »Natürlich hatten die Dolmetscher nie ›zwischendurch mal Zeit‹. Und sie hätten ja auch gar nicht gewusst, wonach sie suchen sollten. Auf diese Weise rotteten die ganzen Beweismittel buchstäblich wie reifes Obst vor sich hin.«

Ein paar Monate nach Amtsantritt beschloss McChrystal, seine JSOC-Kommandanten aus dem Irak und Afghanistan zu einer zweitägigen Konferenz zusammenzutrommeln. Sie mussten sich dringend über die immer weiter um sich greifenden Aufstände in den beiden Ländern austauschen. Er wies die Teilnehmer an, die englische Übersetzung von *La guerre moderne* zu lesen, einem französischen Klassiker von 1961, in dem es um die Bekämpfung von Aufständen geht. Außerdem zeigte er ihnen den Film *Schlacht um Algier* von 1966, eine fiktionale, aber historisch durchaus akkurate Darstellung der blutigen Bemühungen der französischen Armee, in den 1950er-Jahren den Aufstand der algerischen Front de Libération Nationale zu unterdrücken. Als der Film zu Ende war, eröffnete er die Debatte mit zwei beunruhigenden Thesen. Die erste

lautete, dass der Einsatz von Folter die Position der Franzosen in taktischer wie auch in moralischer Hinsicht untergraben hatte. Die zweite These war, dass sich die französische Armee überhaupt nicht mit der algerischen Kultur beschäftigt hatte und schon deshalb nicht nachvollziehen konnte, warum sich so viele, ganz gewöhnliche Algerier dem Aufstand anschlossen. Die Parallelen zum aktuellen Konflikt waren mehr als deutlich. Um es auch noch dem Letzten klarzumachen, zeigte McChrystal auf eine Wand und verkündete: »Im Grunde haben wir keine Ahnung davon, was da draußen hinter dem Stacheldraht vor sich geht.« Genauso frappierend war für McChrystal die Tatsache, dass es Zarqawi gelungen war, ein derart eindrucksvolles Terrornetzwerk aufzubauen, obwohl er Ausländer war und sich noch nicht einmal ein Jahr im Land befand. Auch wenn der Jordanier ganz offensichtlich irakische Unterstützer hatte, konnte man nicht leugnen, dass er ein geschickter Organisator und Stratege war.

Zarqawi musste über bemerkenswert effektive Möglichkeiten verfügen, sich Informationen zu beschaffen, wenn man bedachte, dass die von ihm organisierten Anschläge stets weit entfernt von seiner mutmaßlichen Basis stattfanden. Er bewies darüber hinaus erstaunliches Geschick darin, sich zu tarnen und den elektronischen Überwachungssystemen der Amerikaner immer wieder zu entkommen. Was seine Terroraktionen betraf, war er wagemutig und vorsichtig zugleich: Er wählte relativ einfache Ziele und verwendete unkomplizierte, aber leistungsstarke Bombensysteme. Vor allem aber war er ein gewiefter Stratege: Zarqawi wollte nicht nur Krieg führen. Er veränderte das Schlachtfeld selbst und nutzte den Terrorismus als brutale Schmiede dafür, sich je nach Bedarf neue Feinde und neue Verbündete zu schaffen. Im Moment war Zarqawi vor allem daran gelegen, den Hass zwischen den Sunniten und den Schiiten im Irak zu schüren.

Die sektiererischen Ressentiments zwischen diesen beiden Glaubensrichtungen hatten im Land tiefe Wurzeln; sie waren das Erbe zahlreicher Massaker und Pogrome, die sich bis in die Entstehungszeit des Islam zurückverfolgen ließen. Dennoch war es den Irakern vor allem in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts gelungen, eine gemeinsame nationale Identität zu schaffen. Ein ganz spezieller irakischer Patriotismus war entstanden, der nicht zuletzt ein Resultat des Krieges gegen den Iran war: Acht Jahre lang hatte der Irak gegen die schiitische Theokratie im Nachbarland gekämpft. Vor dem Sturz Saddam Husseins besuchten Sunniten und Schiiten gemeinsam die Schulen und Universitäten des Landes, und vielfach lebten sie Tür an Tür in ein und demselben Stadtviertel. Nun spaltete sich der Irak langsam in bewaffnete Enklaven auf, und das lag zu einem großen Teil an Zarqawi. Schon bald gehörten die Nächte schiitischen und sunnitischen Banden, die immer neue Vergeltungsschläge gegeneinander ausübten und die verstümmelten Leichen ermordeter Bandenmitglieder in die Bewässerungskanäle warfen oder einfach in den dunklen Gassen liegen ließen.

»Zarqawi wollte, dass die Iraker einander so sahen, wie er sie sah«, schrieb McChrystal, »und für ihn waren sie untereinander nicht etwa Landsleute oder Kollegen oder Nachbarn oder Angeheiratete oder Mitschüler. Für ihn waren sie entweder Rechtgläubige oder Feinde, die man fürchten musste, und zwar so sehr, dass man sie am besten umbrachte.« Während Zarqawi in erster Linie der irakischen Interimsstaatsführung und den amerikanischen Besatzern Probleme bereiten wollte, entwickelte die sektiererische Gewalt, die er ins Volk brachte, schnell eine eigene Dynamik. Schiitische Selbstschutz-Milizen, die oft kaum weniger gewalttätig waren als Zarqawis eigene Kämpfer, brachten ganze Stadtteile unter ihre Kontrolle und lieferten sich immer wieder heftige Zweikämpfe mit US-Truppen und rivalisierenden Sunniten. Einige von

ihnen, wie die Badr-Brigade, ließen sich von der Iranischen Revolutionsgarde ausbilden, finanzieren und mit Waffen versorgen. Es dauerte nicht lange, bis Teheran die Chance witterte, den USA zu schaden, und sich im Irak eine eigene Stellvertreterarmee aufbaute. Seit der Revolution von 1979, als der schiitische Ajatollah Ruhollah Chomeini an die Macht gekommen war, waren der Iran und die USA erbitterte Erzfeinde; im Iran-Irak-Krieg hatten die Amerikaner sogar Saddam mit Waffen versorgt. Bald waren die Schnellstraßen des Landes mit hoch entwickelten, im Iran hergestellten Sprengfallen gespickt, die so konstruiert waren, dass sie die Panzerung der amerikanischen Humvees durchbrechen konnten.

Zarqawi hatte im Wesentlichen einen Dreifrontenkrieg geschaffen, in dem die US-Streitkräfte von zwei Seiten zugleich unter Beschuss gerieten. Wie man sich dabei »abscheulicher« Gewalt bediente (wie er sich so prägnant in seinem Brief an Osama bin Laden ausdrückte), konnte man ab Frühjahr 2004 sogar in einem Buch nachlesen: dem *Handbuch des Dschihadismus*, das über dschihadistische Webseiten vertrieben wurde. Darin hieß es, die Islamisten müssten sich einer unnachgiebigen Grausamkeit bedienen, um ihre ultimativen Ziele zu erreichen.

»Wenn wir in unserem Dschihad nicht auf Gewalt setzen und von Weichheit ergriffen werden, büßen wir ein wichtiges Element der Stärke ein«, schrieb der Autor des Buches, ein Vordenker von Al-Qaida, der sich Abu Bakr Nadschi nannte. »Die Massen mit in den Kampf zu ziehen, erfordert mehr Aktionen, die zu Widerstand führen und die Menschen dazu bringen, in den Krieg zu ziehen, ganz egal, ob sie dazu bereit sind oder nicht. Der Kampf muss so heftig sein, dass der Tod immer nur einen Herzschlag entfernt ist.«

Weniger als zwei Wochen nach seinem Brief an bin Laden bereiteten Zarqawis Bombenbauer einen neuen Anschlag

vor. Das Ziel waren schiitische Zivilisten, und der Anschlag sollte der schlimmste seit Ausbruch des Krieges werden.

Am 2. März 2004 gedachten Millionen Schiiten in aller Welt des Martyriums einer ihrer großen Ikonen: Husain ibn Ali war ein Enkel des Propheten Mohammed gewesen, und sein Gedenktag war ein Feiertag namens Aschura. Für die irakischen Schiiten war dieser Tag besonders bedeutsam, da sie ihren Feiertag zum ersten Mal seit dem Sturz Saddam Husseins begehen konnten, dessen restriktive Politik die Möglichkeit religiöser Pilgerreisen stark eingeschränkt hatte.

Am Vormittag strömten Menschenmassen – nach inoffiziellen Schätzungen mehr als eine Million Gläubige, darunter mehrere Zehntausend Iraner – zu den schiitischen Heiligtümern in Bagdad und Kerbela, der zentralirakischen Stadt, wo Husain ibn Ali angeblich den Tod gefunden hatte. In beiden Städten hatten sich mehrere junge Männer unter die Pilger gemischt, die sich nun langsam ihren Weg durch die Menge bahnten und unter ihren Jacken schwere Sprengstoffwesten versteckten. Um 10 Uhr ereigneten sich fast gleichzeitig mehrere Explosionen, die große Schneisen in die Menschenmengen rissen. Bombensplitter und Körperteile flogen durch die Luft. Die Massen gerieten in Panik und versuchten zu fliehen, während von einem anderen Standort aus Mörsergranaten auf den Platz vor dem Heiligtum abgefeuert wurden, die viele weitere Pilger töteten. Wie die Ermittler später bestätigten, hatte es ein Dutzend Explosionen gegeben. Fast 180 Menschen starben, über 500 wurden verletzt.

Dieses Mal waren sich die US-Beamten schnell einig, dass Zarqawi der Täter sein musste. Es dauerte keine 24 Stunden, bis der oberste US-Militärbefehlshaber im Nahen Osten, General John Abizaid, einem Gremium des US-Kongresses mitteilte, er besitze Informationen, die Zarqawi mit den Aschura-Sprengstoffanschlägen in Verbindung brächten: »Vor allem zwei Dinge zeichnen das Zarqawi-

Netzwerk aus – wie gut es organisiert ist und dass es bereit ist, unschuldige Gläubige zu töten.«

Viele Iraker suchten die Schuld ganz woanders. Der führende schiitische Geistliche des Landes, Ajatollah Ali al-Sistani, warf den amerikanischen Besatzern vor, sie hätten es zugelassen, dass die Sicherheit im Land zusammengebrochen sei; trotz aller Probleme sei der Irak früher immerhin in dieser Hinsicht recht stabil gewesen. Andere waren überzeugt davon, dass die Amerikaner hinter dem Massaker steckten – ganz einfach weil sie sich weigerten zu glauben, dass Muslime solche Grausamkeiten begehen könnten.

Manche ließen ihre Wut an Journalisten aus, die für viele das greifbarste Symbol des Westens waren. In der Nähe des bombengeschädigten Imam-Musa-al-Chadam-Heiligtums in Bagdad lief eine von Kopf bis Fuß in eine schwarze Abaja gehüllte Irakerin zwei amerikanischen Reportern hinterher, verwünschte sie und schrie: »Warum habt ihr Amerikaner uns das angetan?«

Kaum ein Jahr war vergangen, seit Zarqawi in den Zentralirak gekommen war, nichts als ein paar Waffen, etwas Bargeld und ein paar ehrgeizige Ziele im Gepäck: Einerseits wollte er die amerikanischen Besatzer isolieren und angreifen, andererseits den schwelenden Konflikt zwischen den irakischen Schiiten und Sunniten schüren. Beides war ihm gelungen, und nicht nur das: Die Iraker machten sogar die Amerikaner für die Gewalt verantwortlich, die er in ihr Land gebracht hatte.

Der Irak versank langsam aber sicher im Chaos, genau wie er es gehofft hatte. Schon bald sollte sich Zarqawi einer neuen Taktik bedienen, die das Elend im Land noch vergrößern und in der gesamten westlichen Welt für Entsetzen sorgen würde. Aber zunächst mussten noch ein paar offene Rechnungen beglichen werden. Sein erstes Hassobjekt hatte er nämlich nicht vergessen: Jordanien.

11

»Das hätte alles übertroffen, was Al-Qaida je angerichtet hatte«

Am 29. Februar 2004 starb Dallah al-Chalaila, die Mutter von Abu Mus‘ab az-Zarqawi, nach langem Kampf gegen den Blutkrebs. Während sie im Sterben lag, hatten jordanische Agenten wochenlang ihr Haus observiert; auch die Bestattung wurde genauestens überwacht. Immerhin bestand die Hoffnung, dass ihr Sohn auftauchen würde. Doch er kam nicht.

Zarqawi blieb ebenfalls außer Landes, als ihn ein jordanisches Gericht am 6. April für den Mord an dem amerikanischen Diplomaten Laurence Foley in Abwesenheit zum Tode verurteilte. Er war seinerseits mit einer neuen Aktion beschäftigt, die die jordanische Monarchie daran erinnern sollte, dass er sie nicht vergessen hatte. So, wie Zarqawi es sich ausmalte, würde es eine Geste epischen Ausmaßes werden, die alles übertraf, was er bislang im Irak erreicht hatte. Mit einem einzigen Schlag würde er den jordanischen Geheimdienst auslöschen und die Monarchie lähmen, und damit würde er, Zarqawi, Osama bin Laden als wagemutigsten Islamistenkrieger der Welt ablösen.

Für diese Mission hatte er einen Jordanier palästinensischer Herkunft namens Asmi al-Dschajusi ausgewählt. Dschajusi war ein stämmiger 35-Jähriger mit schütterem, kastanienbraunem Haar, heller Haut und

europäischen Gesichtszügen. Schon seit ihrer gemeinsamen Zeit in Afghanistan gehörte er zum Gefolge des Jordaniers. In Zarqawis Lager in Herat im Westen Afghanistans hatte er gelernt, wie man Sprengsätze herstellt; dabei hatte er einen Finger verloren. Als Zarqawi in die Berge im Norden des Irak weiterzog, kam Dschajusi mit. Dort arbeitete er im Chemielabor von Ansar al-Islam, experimentierte mit verschiedenen Kombinationen einfacher Toxine und testete die Ergebnisse an Hunden.

Jetzt entwarf er gemeinsam mit Zarqawi eine Vorrichtung, die Dschajusis Talente zur vollen Entfaltung bringen sollten: eine Bombe, die stark genug sein sollte, um ein ganzes Gebäude dem Erdboden gleichzumachen, und die gleichzeitig im Herzen der jordanischen Hauptstadt eine große Giftgaswolke freisetzen sollte. Vom Prinzip her sollte der Sprengsatz einer »schmutzigen Bombe« ähneln, bei der konventioneller Sprengstoff genutzt wird, um radioaktive Strahlung zu verbreiten – eine echte Terrorwaffe, die für Panik sorgen würde, während unsichtbare, hochtoxische Stoffe die Stadt verseuchten. Wenn der Wind günstig stand, wäre sein »chemisches Selbstmordattentat« (wie seine Anhänger es nannten) in der Lage, viele Tausend Menschen zu töten.

Allerdings musste man zunächst einmal eine Möglichkeit finden, um die Bombe und ihren Erbauer in die Nähe des Zielobjektes zu bringen. Dschajusi war genau wie Zarqawi ein alter Bekannter des jordanischen Muchabarat; in den 1990er-Jahren war er dort wegen seiner Verbindungen zu Radikalen festgehalten worden. Vermutlich würde er an der Grenze erkannt werden, selbst mit einem gefälschten Pass. Zarqawi ging kein Risiko ein. Zusammen mit seinem syrischen Logistikchef, dem mehrere Sprachen beherrschenden Zahnarzt Abu al-Gadija, entwickelten sie einen Plan, wie sie Dschajusi und einen Komplizen über die jordanische Grenze bekämen. Gadija organisierte einen Tanklaster und ließ in den Tank eine versteckte Kammer

einbauen, in der sich die Terroristen verstecken konnten. Das Versteck war mit Atemschläuchen ausgestattet, damit die blinden Passagiere während der Fahrt nicht die Benzindämpfe einatmen mussten – immerhin dauerte das Überqueren der syrisch-jordanischen Grenze inklusive Zollabfertigung rund zwei Stunden. Die Männer hatten nichts dabei als ein paar Zutatenlisten für Sprengstoffe und mehrere dicke Bündel mit Banknoten, jordanische Dinare und Euros. Es war die erste Rate eines Budgets, das am Ende mehr als eine Viertelmillion Dollar betrug.

Dschajusi gelangte wohlbehalten über die Grenze. Jordanische Freunde brachten ihn in eine konspirative Wohnung, wo er sofort mit den Vorbereitungen begann. Als Erstes besorgte sich Dschajusi einen gebrauchten Opel, dann machte er eine Einkaufstour. Er wies seine Helfer an, in drei Städten im Norden von Jordanien Lagerhallen anzumieten, und kaufte vier weitere Fahrzeuge, alle von verschiedenen Herstellern. Eines davon war ein Chevrolet Caprice, der mit seinem leistungsstarken V8-Motor und dem Stahlrahmen genug Kraft besaß, um jede Sicherheitskontrolle zu durchbrechen. Die anderen drei Fahrzeuge waren Lastwagen: zwei von diesen würden sie in riesige Bomben verwandeln, den dritten würden sie für den Transport von großen Bottichen mit Chemikalien nutzen. Als Nächstes übertrug er seinen Helfern eine Vielzahl verschiedener Aufgaben. So mussten an die Lkws stabile Stoßfänger geschweißt werden und diverse Chemikalien wie Pestizide, Zyankali, Wasserstoffperoxid, Glycerin sowie Aceton besorgt und gelagert werden. Dabei durften sie jedoch stets nur so kleine Mengen kaufen, dass niemand Verdacht schöpfte. Schon bald waren die Wandregale einer kleinen Lagerhalle in der Stadt Irbid im Norden Jordaniens vollgestellt mit Kannen und Kisten, auf denen orangefarbene Warnetiketten prangten. Insgesamt lagerten hier 20 Tonnen Chemikalien. Zwölf seiner Mitarbeiter

sollten direkt an der Mission teilnehmen; sie stellten sich darauf ein, nicht mehr nach Hause zurückzukehren.

Dschajusi lenkte seine Leute wie ein Dirigent und war ständig mit seinem Opel von Lagerhalle zu Lagerhalle unterwegs; so vermied er die Kommunikation über Telefon, die allzu leicht hätte abgehört werden können. Zwischendurch fuhr er kreuz und quer durch Amman, um persönlich Informationen zu möglichen Zielen zu sammeln. Infrage kamen die Zentrale des Muchabarat, der Gebäudekomplex mit den verschiedenen Königspalästen, die US-Botschaft und das neue »Mekka«-Einkaufszentrum mit Geschäften und Restaurants auf fünf Etagen.

Dschajusi stellte fest, dass er sich in Jordanien völlig frei bewegen konnte, ohne erkannt zu werden. Mitte April, mehrere Wochen vor seinem gesetzten Ziel, begann er sich daher langsam zu entspannen. Weil er Süßes liebte, traute er sich nun öfter in die örtlichen Konditoreien und kaufte »Kunafeh«, ein röhrenförmiges, mit gesüßtem Käse gefülltes Gebäck aus langen Nudelfäden. Schließlich wagte er einen noch riskanteren Ausflug: Er fuhr in das Stadtviertel, in dem er früher gewohnt hatte, um seine Ehefrau zu sehen. Sie hatte keine Ahnung, dass sich ihr Mann in Jordanien aufhielt, und so sehr Dschajusi sich auch nach ihr sehnte, war er bislang klug genug gewesen, sie nicht zu kontaktierten, da dies dem Muchabarat kaum verborgen geblieben wäre. Doch vor lauter Einsamkeit siegte am Ende die Liebe über die Vorsicht. So sandte er Anfang April einen seiner Stellvertreter aus, um das Haus seiner Familie zu beobachten. Als dieser am Straßenrand Dschajusis Frau entdeckte, die ihre Eltern besucht hatte und sich gerade auf den Heimweg machte, hielt er neben ihr an und stellte sich vor. Sie unterhielten sich einen Moment lang; dann verschwand sie im Haus. Als sie wieder auftauchte, hatte sie mehrere gepackte Taschen dabei und drei Kinder im Schlepptau.

Dschajusis Pläne nahmen Gestalt an. Zudem hatte er nun seine Frau an seiner Seite, die ihm dabei half, die Zeit totzuschlagen, bis alles fertig war.

Es würde nun keine zwei Wochen mehr dauern, bis Zarqawis gewaltige Bombe explodieren sollte.

Die Stolperdrähte funktionierten hervorragend. Über ein unsichtbares Netzwerk gelangten die Alarmsignale von den kleinen Städten rund um die Hauptstadt über die äußeren Vororte Ammans bis in die Einsatzzentrale des Muchabarat. Zunächst waren es nur einige unzusammenhängende Puzzleteile, wie das plötzliche Verschwinden der Familie eines bekannten Komplizen von Zarqawi, eines Palästinensers namens Dschajusi. Der Dschihadist war schon seit Jahren nicht mehr in Jordanien aufgetaucht. Hatte er es geschafft, Frau und Kinder zu sich in den Irak zu schmuggeln?

Schon bald gab es ein weitaus schwerwiegenderes Indiz dafür, dass etwas nicht stimmte. Es landete auf dem Schreibtisch von Abu Mutaz, dem jungen Anti-Terror-Offizier, der 1999 versucht hatte, den dank der Amnestie aus der Haft entlassenen Zarqawi dazu zu bringen, die Seite zu wechseln. Fast fünf Jahre waren seitdem vergangen; Abu Mutaz stand mittlerweile im Rang eines Kommandanten, der über mehrere Untergebene verfügte und für regionale Niederlassungen im ganzen Land zuständig war. Die Niederlassung in Irbid nahe der syrischen Grenze meldete nun, es gebe mehrere Berichte über Fremde mit großen Mengen an Bargeld und recht seltsamen Einkaufslisten. Sie hätten einige gebrauchte, robuste Autos und Lastwagen gekauft und zudem mehrere Lagerhäuser in abgelegenen Gegenden angemietet.

Abu Mutaz bat um weitere Einzelheiten. Weil die mysteriösen Fremden sich so merkwürdig verhielten, waren die Ortsansässigen auf sie aufmerksam geworden, und seither nahmen die Verdachtsmomente zu. Routineuntersuchungen ihrer Identitäten endeten stets in der Sackgasse. Schnell stellte sich heraus, dass die Käufer gar nicht die wirklichen Käufer waren.

»Sie benutzen Mittelsmänner«, folgerte Abu Mutaz. »Wir haben keine Ahnung, wer dahintersteckt.« Die Mitarbeiter des Muchabarat nahmen einen lokalen Gebrauchtwagenmakler von Mitte 40 fest, der früher mit dem Gesetz in Konflikt geraten war. Seitdem hatte er die Finger von krummen Geschäften gelassen und zum Glauben gefunden, auch wenn er kein religiöser Eiferer war. Als der Muchabarat ihn holte, verlor er sofort die Nerven. Schnell erzählte er alles, was ihm über die Männer einfiel, die ihn beauftragt hatten, einen Chevrolet Caprice zu besorgen.

»Ich habe nicht einmal Kommission kassiert!«, beschwerte sich der Makler.

Leider stellten sich die Namen, die er nannte, als falsch heraus, und die Telefonnummern, die er sich notiert hatte, funktionierten nicht mehr. Die einzigen brauchbaren Hinweise, die der Makler liefern konnte, waren detaillierte Angaben zu den Fahrzeugen – unter anderem zum Chevrolet und einem großen gelben Lkw deutschen Fabrikats – sowie ein paar recht vage Beschreibungen der rätselhaften Gestalten, die die Fahrzeuge gekauft hatten. Alles rund um diese Transaktionen, von den Zulassungspapieren bis hin zu den Nummernschildern, war entweder gestohlen oder eigens angefertigt worden.

Mittlerweile landeten immer mehr beunruhigende Berichte auf Abu Mutaz’ Schreibtisch. In mehreren Haushaltswarenläden in der Gegend waren große Mengen an Chemikalien gekauft und bar bezahlt worden. Es handelte sich um Chemikalien, deren Verkauf der

Geheimdienst genau überwachte, weil man aus ihnen Sprengstoff herstellen konnte. Beunruhigt wandte sich Abu Mutaz sofort an seinen Vorgesetzten. Bald suchten Agenten im ganzen Land nach dem Caprice und dem gelben Lkw.

»Wir hatten beharrlich Informationen gesammelt – bis wir von den Chemikalien erfuhren«, erinnerte er sich später. »Die Mengen machten uns klar, dass hier nicht nur ein paar x-beliebige Terroristen dabei waren, eine Bombe zu basteln. Offenbar ging es um ein noch viel größeres Projekt.«

Bislang hatte die Leitung des Muchabarat keinen Anlass gesehen, die Amerikaner mit dem Fall zu behelligen. Es gab keinen Hinweis auf spezifische Ziele, und nichts deutete darauf hin, dass an dem, was in Irbid vor sich ging, Al-Qaida oder Zarqawi beteiligt waren. In praktischer Hinsicht konnte die CIA daher wenig beisteuern. Für einen Fall wie diesen waren die Jordanier bestens ausgerüstet. Um Informationen aus Menschen herauszupressen, hatten sie viel mehr Möglichkeiten als die Amerikaner mit all ihrem Geld und ihren technischen Hilfsmitteln. Und Abu Mutaz galt weithin als einer der besten Spezialisten auf diesem Gebiet.

Abu Mutaz stammte aus der Kleinstadt Tafila, einer 3000 Jahre alten Siedlung am Ostufer des Jordan, wo familiäre Wurzeln noch immer mehr galten als Ausbildung oder Reichtum. Mithilfe seiner guten Schulnoten und seiner Stammesverbindungen konnte er nach Katar ziehen, um dort Publizistik zu studieren. Eigentlich hatte er vor, bei einer Zeitung oder beim Fernsehen Karriere zu machen, doch dann nahm er an der Aufnahmeprüfung des Muchabarat teil und erzielte ein so gutes Ergebnis, dass ihm daraufhin sofort eine Stelle angeboten wurde. Weil er gut schreiben konnte, übertrug man ihm die Aufgabe, für den Geheimdienstchef Berichte über Fälle der Anti-Terror-Abteilung anzufertigen. Doch sein eigentliches Talent bewies Abu Mutaz schließlich bei Außeneinsätzen, wo es

ihm mehrmals gelang, unter den Dschihadisten Informanten zu rekrutieren. Auch wenn er selbst nicht besonders gläubig war, hatte er doch eine so offene und authentische Art, dass man schnell Vertrauen zu ihm fasste. »Bei jeder Person gibt es einen Schlüssel, mit dem man sie aufschließen und in ihr Innerstes gelangen kann – man muss ihn nur finden«, sagte er oft.

Bei Islamisten brauchte es allerdings oft noch einen zweiten Schlüssel: Man musste einen religiösen Code knacken, der eigens dazu gedacht war, Außenstehende fernzuhalten. Abu Mutaz kannte sich im Koran genauso gut aus wie die meisten Dschihadisten auch; manchmal saß er mit ein und demselben Häftling stundenlang zusammen, und sie führten schier endlose theologische Debatten, bei denen beide Vers für Vers aus dem Koran zitierten. Manchmal unterbrach er eine solche Sitzung für ein paar Stunden, unter dem Vorwand, er wolle zum Freitagsgebet in die örtliche Moschee gehen. Stattdessen fuhr er quer durch die Stadt und stärkte sich in einer Hotelbar mit ein oder zwei Bieren.

Der Job erforderte außerordentlich große Geduld, und auch in dieser Hinsicht besaß Abu Mutaz eine natürliche Begabung. Einmal versuchte er vier Monate lang einen jungen Dschihadisten für sich zu gewinnen, der vielversprechendes Potenzial als Informant zeigte. Der junge Mann schien ein wenig zwischen den Stühlen zu sitzen: Er war in Afghanistan als militanter Radikaler ausgebildet worden, blieb jedoch weiterhin seiner Familie und seinem weltlichen Leben in Jordanien verbunden. Abu Mutaz beschloss, den jungen Mann über dessen Eltern unter Druck zu setzen. Er beschäftigte sich intensiv mit der Gegend, in der die Mutter wohnte, um möglichst viel über sie herauszufinden, unter anderem, welche Geschäfte sie besuchte. Er begann, sich mit dem Besitzer des Lebensmittelladens anzufreunden, in dem die Mutter immer einkaufen ging. Eines Morgens kam er in den Laden

mit einem Korb junger Tauben – in Jordanien eine echte Delikatesse – und bat den Ladenbesitzer, ein zwangloses mittägliches Festmahl abzuhalten. Als Gäste waren neben Abu Mutaz auch der Dschihadist und seine Mutter eingeladen. Als die Täubchen verspeist waren, nahm der Muchabarat-Agent die Mutter beiseite. Er bat sie, ihm dabei zu helfen, ihren ja offenbar sehr intelligenten und talentierten Sohn davor zu bewahren, im Gefängnis der Spionageabwehr zu landen. Die beiden schlossen Freundschaft, und der pflichtbewusste Sohn wurde einer der besten Informanten von Abu Mutaz.

Abu Mutaz kontaktierte alle seine Verbindungsleute und wertete jedes noch so kleine bisschen Nachbarschaftsklatsch aus. Sie brauchten endlich konkrete Anhaltspunkte, denn mittlerweile war er überzeugt davon, dass hier jemand einen gewaltigen Terroranschlag plante. Der gesamte Muchabarat war inzwischen damit beschäftigt, über seine mühseligen, etwas veralteten Kanäle Informationen zu sammeln. Über Stammesnetzwerke und Gemeinderäte verbreitete sich allerorten die Kunde, dass die Behörde dringend Informationen über einen möglichen Anschlag brauchte.

Der Durchbruch gelang, als ein Geschäftsmann in Irbid das örtliche Polizeirevier betrat. Der Mann hatte mitbekommen, nach wem der Muchabarat fahndete, und meinte, das Ganze könne irgendwie mit seinen neuen Mietern zu tun haben. Er hatte kürzlich eine Garage und eine Lagerhalle nahe der Schnellstraße, die von Irbid nach Amman führte, an Fremde vermietet. Diese hatten bar bezahlt und ausweichend geantwortet, als er sich nach ihren Plänen erkundigte. Nie kamen Kunden vorbei, und die Mieter gaben sich merkwürdig heimlichtuerisch. Die Fenster zur Straße hin waren abgedunkelt, und rund um das Gebäude hatten die Mieter einen Zaun errichtet – auf eigene Kosten. Während eines Besuches auf seinem

Grundstück war es dem Besitzer gelungen, durch die Fensterabdeckung einen kurzen Blick ins Innere zu werfen.

»Da steht ein großer Lkw drin«, teilte der Mann der Polizei mit.

Die Polizei stürmte die Lagerhalle und überraschte mehrere Arbeiter, die sich kampflos ergaben. In einem Lagerraum weiter hinten entdeckten sie ordentlich aufeinander gestapelte Fässer mit chemischen Grundstoffen – genug, so glaubten die Agenten des Muchabarat, um einen Großteil der Innenstadt von Amman dem Erdboden gleichzumachen. In einer Ecke lagen Säcke gefüllt mit Kreuzkümmelsamen, einem natürlichen Sprengstoffverstärker. Tatsächlich stand auch ein Lkw in der Garage: ein gelber, in Deutschland hergestellter MAN, genau wie er auf der Suchliste des Muchabarat beschrieben war. Die Arbeiter hatten an der Front des Lastwagens einen Rahmen aus gehärtetem Stahl festgeschweißt, wie ihn die irakischen Aufständischen benutzten, um mit ihren Lkw-Bomben weit in ein Zielgebäude hineinzufahren, bevor sie es in die Luft jagten. Damit war das Beförderungssystem für Zarqawis Bombe fertig.

Rasch folgten weitere Razzien. Einige Meilen vom Lager entfernt entdeckten die Ermittler an verschiedenen Standorten weitere Fahrzeuge und auch Dschajusis Labor. Dieses hatte der Bombenbauer in einer ländlichen Gegend eingerichtet, neben einem landwirtschaftlichen Betrieb mit Viehhaltung – ideale Voraussetzungen dafür, dass sich kein Nachbar über die Gerüche der explosiven Chemikalien wundern würde.

Inzwischen wusste Abu Mutaz aufgrund der Verhöre und der Notizen aus dem Labor ganz genau, was die Verschwörer vorhatten. Es sollte ein Selbstmordanschlag werden, wie es ihn zuvor noch nicht gegeben hatte: eine »schmutzige chemische Bombe« mit einer Mischung aus konventionellem Sprengstoff und diversen Giftstoffen

würde eine toxische Wolke über die Hauptstadt legen. Das Epizentrum sollte das Hauptquartier des Muchabarat sein; die Hauptdetonation sollte an einer Tankstelle stattfinden, wo die Fahrzeuge der Geheimdienstler betankt wurden, ganz in der Nähe von Abu Mutaz' Arbeitsplatz.

»Als wir sie endlich gefunden hatten, waren sie schon fast so weit, zuschlagen zu können«, erinnerte sich Abu Mutaz später. »Der Plan sah vor, zuerst das Haupttor anzugreifen, wo die Terroristen mit Granatwerfern und Handfeuerwaffen die Wachen töten sollten. Dann hätte der erste Lastwagen – der MAN – die Tankstelle zerstört, gefolgt von den anderen Lastwagen, die mit Sprengstoff und den giftigen Chemikalien beladen gewesen wären. Nach der Explosion wäre die ganze Gegend so verseucht gewesen, dass sich kein Krankenwagen mehr hergetraut hätte. Dieser Anschlag hätte alles übertroffen, was Al-Qaida je angerichtet hatte.«

Aber trotz allem fehlte nach wie vor ein Puzzleteil: Den Bombenbauer hatten sie noch immer nicht gefunden.

Dschajusi war vorsichtig gewesen. Nur wenige Mitglieder der Terrorzelle aus Irbid kannten seine wahre Identität, und keiner von ihnen wusste, wo er sich inzwischen aufhielt. Er verwendete ausschließlich Prepaid-Karten und wechselte alle paar Tage sein Handy – jeder Versuch, seine Bewegung nachzuvollziehen, war vergebens. Als die Razzien begannen, zog er sich in eine konspirative Wohnung in Marka zurück, einer palästinensischen Enklave außerhalb von Amman; offenbar wollte er dort die nächsten Aktionen des Muchabarat bis zu seiner Flucht aussitzen. Aber mittlerweile hatten die jordanischen Behörden einen Namen – einen, den sie bereits kannten – und ein Foto, das sie über das staatliche Fernsehen ausstrahlen ließen. Außerdem besaßen sie eine Information, die sich noch als äußerst wertvoll erweisen sollte: Dschajusi hatte seine Frau und seine Kinder bei sich. Es ist nicht ganz klar, wie der Geheimdienst die Familie im Versteck in Marka aufgespürt

hatte – vielleicht durch einen fehlgeleiteten Anruf oder einen Verwandten, der sie verraten hatte. In jedem Fall gingen am Montag, dem 17. April 2004, nach Einbruch der Nacht mehrere Spezialeinheiten in Position und umzingelten den Wohnblock, in dem man nun mit relativ großer Sicherheit den Bombenbauer vermutete.

Um 2:10 Uhr standen die Soldaten im Hausflur, ihre Waffen im Anschlag. Ein Polizist klopfte an die Wohnungstür und rief: »Polizei!«

Die Reaktion war eine Salve aus einer Maschinenpistole; die Kugeln durchschlugen die Tür, und einer der Soldaten ging, an der Schulter getroffen, zu Boden. Die anderen erwiderten das Feuer und drangen in die Wohnung ein, erschossen den ersten Verteidiger und durchsuchten dann die abgedunkelten Zimmer.

Sie fanden Dschajusi mitsamt Frau und Kindern in einem der Schlafzimmer. Der Mann, der darauf spezialisiert war, Bomben zur Tötung zahlreicher Unschuldiger zu konstruieren, machte keinerlei Anstalten, sich zu wehren. Stattdessen klammerte er sich an seine Ehefrau, die er trotz des Risikos, aufzufliegen, mitgenommen hatte. Selbst als die Wohnung schon voll mit Polizisten war, bestand er darauf, seine Familie in seiner Nähe zu haben. Seine Kinder saßen eingepfercht zwischen Kisten mit militärischem C-4-Sprengstoff, Sicherungen und Zündern – den letzten Zutaten für Zarqawis ultimative Bombe.

Am Vormittag betrat Abu Haytham – jener Geheimdienstoffizier, der 1999 als Letzter Zarqawi vor dessen Flug nach Pakistan verhört hatte – ein kleines Vernehmungszimmer, wo er jemanden vorfand, den er von früher kannte. Der Verdächtige saß da ganz allein auf einem Stuhl, sein Haar war verfilzt, seinen Augen sah man den Schlafmangel an. Trotzdem erkannte er Dschajusi sofort wieder. Ein paar Jahre zuvor war er noch glatt rasiert und ein wenig fülliger gewesen. Aber er war es, zweifellos,

und dieses Mal würden die Gerichte dafür sorgen, dass er nie wieder mit seiner Frau in Freiheit leben könnte.

Abu Haytham setzte sich und stellte ein kleines Tablett ab. Der Bombenbauer sah kurz auf, aber aus seinem Gesicht sprachen nur Erschöpfung und Niederlage. Das sollte nicht allzu schwierig werden.

Der Kommandant schob das Tablett über den Tisch und Dschajusi direkt unter die Nase. Darauf lagen mehrere Stücke in Honig getränkten Käsegebäcks.

»Hier, nehmen Sie doch ein Kunafeh«, sagte er.

Zwei Tage später saß Abu Mutaz neben Dschajusi, als der Bombenbauer seine Geschichte noch einmal erzählte, diesmal vor laufender Videokamera. Ganz Jordanien erfuhr an diesem Morgen in den Nachrichten, dass ein Terroranschlag vereitelt worden war, bei dem nach offiziellen Schätzungen bis zu 80.000 Menschen im Stadtzentrum von Amman hätten ums Leben kommen können. Dschajusi beantwortete die Fragen des Muchabarat in einem so monotonen Tonfall, als sei er ein Mechaniker, der gerade erklärte, wie man bei einem Auto das Getriebe repariert. Er beschrieb detailliert, wie sie unbemerkt über die Grenze gekommen waren, wer sie finanziert hatte, wie sie Dokumente gefälscht und Schweißer angeheuert hatten und wie sie spezielle Kanister gebaut hatten, mit denen sie die ätzenden Giftstoffe transportieren konnten. Dann kam er endlich auf die konkreten Anschlagspläne zu sprechen.

»Die Männer im Caprice wären mit Granatwerfern bewaffnet gewesen. Sie sollten Hindernisse aus dem Weg räumen und die Wachen töten. Dann sollte der große MAN-Laster die Barrieren durchbrechen. Wir hatten eine spezielle Stoßstange angebaut, damit wäre der Lkw überall durchgekommen, sogar durch Mauern und Wände. So wären wir dann bis ins Zentrum der Geheimdienstanlage

vorgedrungen. Ich nehme an, dass sich dort die Verwaltung befindet. An dieser Stelle wäre der Lkw dann explodiert.

Alle nicht bei den Explosionen ums Leben gekommenen Wachen wären entweder so geschockt oder so schwer verletzt gewesen, dass sie sich nicht mehr hätten wehren können. Dann wären langsam die anderen Fahrzeuge eingetroffen, eines nach dem anderen, jeder hätte geparkt, wo es gerade passte, Widerstand hätte es ja ohnehin keinen mehr gegeben. Als Sprengstoffexperte weiß ich, dass wir die Geheimdienstzentrale und alles in der Umgebung zerstört hätten, selbst weiter entfernte Sektionen wären zerstört worden.«

Erst als man ihn nach den Gründen für den Anschlag fragte, wurde Dschajusi lebhaft. All das sei von jemandem angeordnet worden, den er als seinen »Befehlshaber« bezeichnete – einem Mann, der sein Mentor gewesen sei, seit er damals im Ausbildungscamp in Herat im Westen Afghanistans aufgetaucht sei.

»Ich habe Abu Mus‘ab az-Zarqawi die Treue geschworen«, erzählte er vor laufender Kamera. »Ich habe mich bereit erklärt, für ihn zu arbeiten, ohne Fragen zu stellen.« Bei einer solchen Aktion getötet zu werden, sei eine Ehre, sagte er. »Wenn ich sterbe, dann bin ich ein Märtyrer«, sagte er, »und alle, die ich töte, werden in der Hölle schmoren.«

Niemand folgte Dschajusis grausamen Details mit ähnlich bangen Vorahnungen wie jener Mann, der bei den Radikalen, die den Anschlag geplant hatten, ganz oben auf der Abschussliste stand: König Abdullah II. Für ihn waren die Ereignisse vom April 2004 weit mehr als ein knapp vereitelter Anschlag. Dschajusi hatte mit seiner Aktion offiziell den Irakkrieg in die jordanische Hauptstadt gebracht.

Abdullah hatte schon viel früher davor gewarnt, dass sich die im Irak entfesselte Gewalt kaum auf die Landesgrenzen beschränken würde. Vor der Invasion der Vereinigten Staaten hatte er mehrere leitende US-Beamte über seine Bedenken in Kenntnis gesetzt, einschließlich Präsident Bush. Selbst nach dem blitzartigen Sieg über die Armee von Saddam Hussein hatte Abdullah Freunden in der Region die »unvorhersehbaren negativen Folgen« des Krieges prophezeit, »unter denen wir jahrzehntelang leiden werden«. Trotzdem: Dass es so schlimm kommen würde, hätte er sich in seinen kühnsten Träumen nicht ausgemalt. Der König hatte sich auch direkt bei der Bush-Administration darüber beschwert, wie die USA nach der Invasion vorgingen. Im Juli 2003, noch bevor der Irak im Chaos versank, traf sich Abdullah mit L. Paul Bremer, den das Weiße Haus als Leiter der provisorischen Regierung des Irak bestellt hatte, und forderte ihn auf, seine Entscheidung, die irakische Armee aufzulösen und alle Mitglieder von Saddam Husseins Baath-Partei auf die Schwarze Liste zu setzen, noch einmal zu überdenken. Am Rande eines Wirtschaftsforums in Jordanien nahm der König Bremer beiseite und warnte ihn, diese Entscheidung werde »in unser aller Gesichtern explodieren«, wie sich Abdullah später erinnerte.

»Ich sagte, er verstehe hoffentlich, dass er, wenn er alle Baath-Anhänger aussondern wolle, überall auf großen Widerstand stoßen werde und am Ende ein Machtvakuum schaffen würde«, schrieb Abdullah 2011 in seinen Memoiren. »Und irgendwer würde dieses Vakuum füllen müssen.« Seiner Meinung nach war die Auflösung der Armee »eine hirnverbrannte Idee … Anarchie und Chaos waren vorprogrammiert.«

Auch an Bremers schroffe Antwort erinnerte sich der Monarch noch gut.

»Ich weiß, was ich tue«, sagte der amerikanische Diplomat. »Es wird eine Form von Entschädigung geben.

Ich habe alles unter Kontrolle, haben Sie vielen Dank.«

Den König überraschte kaum, wie schnell es mit der allgemeinen Sicherheit vorbei war. Er war selbst ein Sunnit, und als solcher hatte er ein großes Mitgefühl mit den irakischen Sunniten, die in ihrem Land eine Minderheit darstellten und sich nun, nachdem sie jahrzehntelang einen privilegierten Status genossen hatten, zunehmend isoliert und bedroht fühlten. Solche Ängste waren es, die manche Iraker radikalen Islamisten in die Arme trieben, die ihrerseits ausländische Dschihadisten ins Land holten. Natürlich ergriffen Al-Qaida und seine Verbündeten die Gelegenheit, sich in einer strategisch derart bedeutenden Ecke des Nahen Ostens eine Basis aufzubauen, sofort beim Schopf.

»Auf diese Weise konnten sie – statt immer nur von Afghanistan aus – mitten im Herzen der arabischen Welt agieren«, so Abdullah.

Schon bald sollte etwas geschehen, das den Extremisten noch mehr Aufwind gab. Im selben Monat, als der Giftanschlag vereitelt wurde, zeigte das US-Fernsehen Bilder von amerikanischen GIs, die im berüchtigten irakischen Gefängnis Abu Ghuraib Gefangene misshandelten. Die arabische Welt schäumte vor Wut über die Fotos von nackten Insassen, die Hundehalsbänder tragen mussten und von weiblichen Soldaten sexuell gedemütigt wurden. Abdullah, der in jenem Frühling zu Besuch in Washington war, bekniete Präsident George W. Bush, das irakische Volk für die erniedrigende Behandlung der Gefangenen um Entschuldigung zu bitten, was Bush schließlich auch tat. Der jordanische König stand dabei an seiner Seite.

Andere Offizielle zeigten wenig Interesse an Haltungen, die mit der offiziellen Linie der US-Regierung kollidierten, die nach wie vor verkündete, dass sich die Lage im Irak stetig verbessere. Ein paar Monate nach dem Abu-Ghuraib-Skandal wurde Abdullah zu einer privaten Dinnerparty in

New York eingeladen, an der prominente Journalisten und Regierungsbeamte teilnahmen. Dort befragte man ihn nach dem Leben und dem Alltag der Iraker. Beim Essen hinterfragte einer der Gäste, trotz der Zunahme von Terroranschlägen habe sich doch die Lage der Frauen sicherlich verbessert, seit der Diktator nicht mehr an der Macht war?

»Sie ist zehnmal schlimmer als zuvor«, erwiderte der König. »In dem säkularen Regime unter Saddam waren Männer und Frauen annähernd gleichgestellt.«

Abdullahs offene Worte passten manchen der anwesenden Bush-Anhänger nicht. Laut König Abdullahs Memoiren wandte sich Liz Cheney – die älteste Tochter des Vizepräsidenten und damals im State Department eine leitende Beamtin in der Abteilung *Near Eastern Affairs* – an einen der Adjutanten des Königs und riet ihm, der Monarch möge in Zukunft doch bitte darauf verzichten, in aller Öffentlichkeit Aussagen zu tätigen, die ihrer offiziellen Linie widersprachen. Der Adjutant hielt dies zunächst für einen Scherz, doch am nächsten Tag rief Liz Cheney an und machte deutlich, dass sie es durchaus ernst gemeint hatte. Sie sagte, sie habe die Äußerungen des Königs mit Paul Wolfowitz vom Verteidigungsministerium besprochen, einem der Architekten von Bushs Irak-Politik, und beide sind der Meinung, dass Abdullah seine Ansichten doch bitteschön für sich behalten solle.

Der Monarch war außer sich.

»Was ich beim Abendessen gesagt habe, war die Wahrheit«, schrieb er später. »Ich war geschockt, dass einige Mitglieder der US-Regierung und ihre Anhänger offenbar der Meinung waren, beim Thema Irak dürfe es keine zwei Meinungen geben, und dass man ausgerechnet in den USA, die sich seit jeher mit der Freiheit ihrer Bürger brüsteten, unbequeme Nachrichten zu unterdrücken versuchte.« In Wirklichkeit wurde Abdullah allmählich klar, dass der Irak in Flammen stand und die Funken langsam

auf die gesamte Region übergriffen. Ein solcher Funke hatte bereits Jordanien erreicht, in Form von Dschajusi und seiner Giftbombe, und dem Muchabarat war es nur knapp gelungen, die Katastrophe zu verhindern. Und der Mann, der bei dem Anschlag die Regie geführt und das Ganze finanziert hatte, befand sich nach wie vor im Irak auf freiem Fuß. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er wieder zuschlagen würde.

Inzwischen bereitete der Muchabarat einen weiteren Schlag gegen die Hintermänner des Giftanschlags vor. Um die Dschihadisten zu diskreditieren und dem Volk zu zeigen, was für einem barbarischen Verbrechen es beinahe zum Opfer gefallen war, zeigte die Direktion des Geheimdienstes Teile von Dschajusis auf Video aufgezeichnetem Geständnis im staatlichen Fernsehen. Ganz Jordanien würde zusehen können, wie der Palästinenser ohne sichtbare Regung seine Pläne darlegte, einen Teil der Hauptstadt zu zerstören. Arabische Nachrichtensender strahlten die Aufnahmen im ganzen Nahen Osten aus – auch im Irak, wo Dschajusis dickliches Gesicht den Fernsehschirm in der konspirativen Wohnung ausfüllte, in der sich Abu Mus‘ab az-Zarqawi aufhielt. Natürlich wusste Zarqawi bereits, was Dschajusi und seinen anderen Soldaten widerfahren war. Aber nachdem er das Video gesehen hatte, beschloss er, mit einer genauso öffentlichkeitswirksamen Aktion zu reagieren.

»Ja, es gab einen Plan, das Gebäude des Da‘irat al-Muchabarat al-Amma in die Luft zu jagen«, sagte Zarqawi in einer Audioaufnahme, die auf islamistischen Webseiten veröffentlicht wurde.

Der Terrorist versuchte, den Vorwurf des Giftanschlags als Erfindung des Muchabarat abzutun. »Gott weiß«, sagte er, »wenn wir [eine chemische Bombe] besäßen, würden wir keine Sekunde zögern, sie auch einzusetzen, und zwar gegen israelische Städte wie Eilat oder Tel Aviv.« Er

betonte, dass seine Ziele – das abtrünnige Regime und seine Sicherheitskräfte – militärischer Natur seien. Die Verhaftung von Dschajusi und dessen Komplizen sei indes lediglich ein vorübergehender Rückschlag: »Der Kampf zwischen uns und der jordanischen Regierung hat nun einmal seine Höhen und Tiefen.« In Richtung der Monarchie fügte er hinzu: »Schreckliche Ereignisse warten auf Sie.«

In Wahrheit nahm Zarqawi das Scheitern seines Planes nicht auf die leichte Schulter, wie Muchabarat-Mitarbeiter später herausfanden, als es ihnen mithilfe von Informanten und gefangen genommenen Dschihadisten gelang, den größeren Zusammenhang des Anschlags zu rekonstruieren. Er verschwand für mehrere Tage von der Bildfläche und weigerte sich, mit seinen Helfern über den Anschlag zu sprechen und darüber, was schiefgelaufen war.

»Es hätte seine ›Shock-and-awe-Aktion‹ sein sollen. Auf einen Schlag hätte ihn die ganze Welt gekannt«, kommentierte ein jordanischer Geheimdienstoffizier, der an den Vorgängen beteiligt war. »Zarqawi wollte, dass sein Name noch vor dem von Osama bin Laden genannt werden würde. Aber vor allem wollte er sich am Muchabarat rächen.«

Doch Zarqawis schlechte Laune war von kurzer Dauer. Ende April 2004 bot sich für ihn ganz unerwartet die Gelegenheit, sich zum Superstar unter den Dschihadisten aufzuschwingen. Er wusste, was er zu tun hatte, und dabei musste lediglich ein einziger Mensch sein Leben verlieren – das allerdings auf äußerst spektakuläre Art und Weise.

12

»Der Scheich der Schlächter«

Die kleine rote Lampe, die anzeigte, dass die Kamera aufzeichnete, ging an. Abu Mus‘ab az-Zarqawi ergriff mit beiden Händen das Skript und begann es vorzulesen. Er war von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet, von seiner ausgebeulten Hose und dem weiten Hemd bis hin zur Skimaske, hinter der er sein Gesicht verbarg – ein auffälliger Gegensatz zum orangefarbenen Overall des Mannes, der vor ihm auf einer Decke kauerte und sich unter den Fesseln wand, mit denen man ihm Arme und Beine fixiert hatte.

»Islamische Nation, es gibt gute Nachrichten!«, begann Zarqawi auf Arabisch, mit pathosgeladener Intonation. »Die ersten Anzeichen der Morgendämmerung sind sichtbar, und der Wind unseres Sieges weht.«

Zarqawi wurde von vier seiner Männer flankiert. Sie waren ebenfalls maskiert und schwarz gekleidet, trugen Gewehre und hatten sich Munitionstaschen umgehängt. Die Männer bewegten sich unruhig, wie Sportler, die sich vor dem großen Wettkampf locker machen. Während Zarqawi sprach, richteten fast alle von ihnen ihre Aufmerksamkeit auf den Gefangenen – als ob sich der junge Mann seine Fesseln abstreifen und fliehen könnte. Dass sie sich der Kamera bewusst waren, merkte man allen Anwesenden an, mit Ausnahme des Mannes im orangefarbenen Overall, der wie benommen vor sich hin starrte. Was auch immer ihm

gerade durch den Kopf ging: Nicholas Evan Berg ließ keinerlei Anzeichen dafür erkennen, dass er wusste, was gerade um ihn herum geschah.

Bevor die vermummten Männer den Raum betreten hatten, hatte Berg vor eben jener Videokamera auf einem Plastikstuhl gesessen und Fragen über sich beantworten müssen.

Zu jenem Zeitpunkt schien er relativ entspannt. Er hatte die Hände in den Schoß gelegt und redete so ruhig, als spreche er mit seinem Bankberater über die Eröffnung eines Girokontos.

»Mein Name ist Nick Berg«, begann er. »Mein Vater heißt Michael, meiner Mutter Susan. Ich habe einen Bruder und eine Schwester, David und Sarah. Ich lebe in West Chester, Pennsylvania, in der Nähe von Philadelphia.«

Seine Brille fehlte, und ihm war ein struppiger Bart gewachsen, der ihn jünger aussehen ließ als seine 26 Jahre. Aber er klang zuversichtlich und freundlich, ganz so wie zwei Monate zuvor, als er allein in den Irak gereist war, mit illusorischen Vorstellungen davon, wie er hier ein erfolgreiches Reparaturunternehmen für Kommunikationseinrichtungen aufziehen könnte. Zarqawi hatte ihn entführt, weil er einen Amerikaner brauchte. Ganz egal wen, Hauptsache, es war ein Amerikaner. Zufällig war ihm mit Berg ein echter amerikanischer Archetyp ins Netz gegangen: ein junger Mann mit einer Extraportion Ehrgeiz und großen Plänen, vertrauensselig und mit einem unerschütterlichen Glauben daran, dass er es aus eigener Kraft bis ganz nach oben schaffen würde. Selbst wenn ihm Land und Kultur völlig unbekannt waren – mit Beharrlichkeit und der logischen Kraft seiner Ideen würde er es schon schaffen. Wie dieser Möchtegern-Unternehmer aus einem Vorort von Philadelphia zum Hauptdarsteller in Zarqawis groteskem »Coming-out«-Video wurde, ist eine Geschichte, die genauso

unwahrscheinlich klingt wie vieles andere, was damals während des Krieges noch geschah.

Niemand hatte Nick Berg eingeladen. Anfang 2004 war er auf eigene Faust in den Irak eingereist, obwohl ihm fast jeder, der ihn kannte, davon abgeraten hatte. Doch während die anderen nur die Gefahren sahen, erschienen ihm die Ruinen des Irak wie eine Arena der großen Möglichkeiten. Hier glaubte er zwei seiner dringendsten Bedürfnisse erfüllen zu können: Er wollte sich für sein kleines Unternehmen, das nicht so recht in die Gänge kam, Starthilfe verschaffen, und zugleich ein gutes Werk zu tun, indem er mithalf, ein Land wirtschaftlich aufzubauen, das unter jahrzehntelanger Diktatur gelitten hatte. Zwei Jahre zuvor hatte Berg bereits etwas Ähnliches versucht, damals in Afrika. Er war nach Kenia gefahren, um sich dort nach unternehmerischen Perspektiven zu erkundigen und zugleich humanitäre Hilfe zu leisten. Am letzten Tag seines Aufenthalts in Kenia hatte er den gesamten Inhalt seiner Koffer an Bedürftige verschenkt und war lediglich mit dem, was er am Körper trug, nach Hause zurückgekehrt. Jetzt würde er seine ganze Energie und seine Ressourcen in ein Land investieren, dessen »Befreiung« er von ganzem Herzen unterstützt hatte. Er wollte den Irakern zu einem besseren Leben verhelfen. Und sich selbst natürlich auch.

»Ich habe begründeten Anlass zur Annahme, dass wir hier einiges bewegen können«, schrieb Berg in einer E-Mail an seine Freunde daheim, als er im Januar 2004 zum ersten Mal im Irak war, um das Terrain zu sondieren. »Auch wenn der Schein ein wenig trügt.«

Amerikanische und irakische Beamte standen vor einem Rätsel: Was wollte Berg hier bloß? So gut wie niemand schien das zu begreifen – mit Ausnahme all jener, die den jungen Mann persönlich kannten.

Nick Berg bezeichnete sich selbst als Erfinder und Abenteurer. Für Konventionen hatte er nur wenig übrig. Er war inmitten der terrassierten Häuser und Einkaufszentren

von West Chester aufgewachsen und hatte schon als Kind den Ruf gehabt, ein wenig exzentrisch zu sein – ein Junge, dem es Spaß machte, Hefepilz-Kolonien anzulegen und der immer einen Werkzeugkasten mit einem Vorrat an Drähten und Klebeband dabeihatte. Er belustigte seine Freunde mit einem nie nachlassenden Nachschub an selbst gebastelten Apparaten, vom elektrischen Lügendetektor bis hin zu einer batteriebetriebenen Alarmanlage, die »Hau ab hier!« rief, wenn im Sommerlager ein Unbefugter seine Hütte betrat. Mitschüler auf der Highschool erinnerten sich später an ihn als einen intelligenten Spaßvogel mit stechend blauen Augen und einer ungewöhnlichen Frisur – extrem kurz geschnitten, bis auf ein Büschel dunkelblonder Locken, die ihm in die Stirn baumelten. In der Blaskapelle der Schule spielte er Tuba, er nahm an naturwissenschaftlichen Wettbewerben teil, las obskure philosophische Texte und testete seine physischen Grenzen aus, indem er an Cross-Country-Fahrradtouren von 100 Meilen oder mehr teilnahm. Auch zu Hause verstieß er gegen alle Normen: In einer Familie weltlich orientierter Juden, deren betont liberale politische Haltung an Pazifismus grenzte, gab er den religiösen Konservativen, den begeisterten Kapitalisten und den kompromisslosen Interventionisten.

»Er ging dorthin, wohin sich sonst niemand traute«, kommentierte Peter Lu, einer seiner Freunde aus Highschool-Zeiten. »Wenn es einen ausgetretenen Pfad gab, konnte man darauf wetten, dass man Berg auf diesem nicht finden würde.«

Es war von vorn herein klar, dass Berg auf ein gutes College würde gehen können, doch er verließ die renommierte Cornell University kurz vor seinem Diplom. Danach besuchte er eine ganze Reihe von Hochschulen und nahm diverse Jobs an. Statt einen Abschluss zu machen, betätigte er sich als freiwilliger Helfer in Afrika und als Servicetechniker für Funktürme. Letzteres führte ihn zur

Erkenntnis, dass er sowohl das Talent als auch die nötigen Nerven besaß, um eine Übertragungsanlage zu reparieren, während er sich von einem 200 Meter hohen Metallturm abseilte. Allmählich entwickelte er die Vision eines Unternehmens, in dem all seine unterschiedlichen Interessen zusammenlaufen würden. Im Alter von 24 Jahren gründete er mit der Unterstützung seiner Familie den *Prometheus Methods Tower Service* und ernannte sich selbst zum Generaldirektor. Sein Businessplan sah vor, dass das Unternehmen Entwicklungsländern dabei helfen sollte, aus Lego-ähnlichen Tonblöcken und mit preiswerten, vor Ort verfügbaren Materialien Funktürme zu bauen, die er selbst entworfen hatte. Die Idee war unorthodox und unglaublich ehrgeizig. Mit anderen Worten: sie war wie für ihn geschaffen.

Jetzt brauchte er nur noch einen Abnehmermarkt; der Irak mit seiner zerstörten Infrastruktur und den US-Investitionskanälen, aus denen die Dollars für Auftragnehmer nur so sprudelten, schien genau der richtige Ort zu sein.

»Es gibt bei dieser Arbeit so viele verschiedene Beteiligte, und allesamt beschäftigen sie Subunternehmer, aber die sind alle keine Spezialisten wie wir«, schrieb er in einer weiteren E-Mail in die Heimat. »Es ist hier überhaupt nicht die Regel, dass ein Unternehmen über qualifizierte Spezialisten verfügt – ich glaube, das ist für uns ein großer Vorteil, aber erst müssen wir die Phase hinter uns bringen, in der es heißt: ›Ich habe einen Freund, der kann das machen.‹ Ich hoffe, ein guter Geschäftsführer wird uns dabei helfen.«

Bergs erste Sondierungsreise in den Irak ermutigte ihn so sehr, dass der junge Unternehmer im März 2004 zurückkehrte, um seine ersten echten Kunden zu gewinnen. Er arbeitete allein und fuhr durch das Land auf der Suche nach Funktürmen. Wenn er einen fand, bot er an, ihn zu inspizieren und mögliche Beschädigungen zu reparieren.

Er erklomm wackelige Stahlmasten, erstellte Listen mit Interessenten und schrieb heiter klingende E-Mails an seine Freunde zu Hause. Das Ganze lief nur schleppend an, aber Berg ließ sich in seinem Enthusiasmus nicht beirren – bis zu jenem Tag, als die irakische Polizei in Mossul auf einen seltsam gekleideten Ausländer aufmerksam wurde, der vor den Toren der Stadt um einen Funkturm herumschlich.

Die Iraker hatten keine Ahnung, was sie mit dem bebrillten jungen Mann anfangen sollten, der neben seinem Werkzeugkasten mehrere Notizbücher dabeihatte, gefüllt mit Skizzen von Kommunikations-Geräten. Die Beamten waren überzeugt, dass Berg ein Spion war – vielleicht aus Israel, möglicherweise sogar aus dem Iran. Sie nahmen ihn fest, und so fand sich Berg am 24. März 2004 in einer Zelle einer Polizeistation in Mossul wieder. Das Abenteuer des jungen Geschäftsmanns im Irak hatte ebenso abrupt geendet, wie es begonnen hatte. So schien es zumindest.

Wenn sich ein amerikanischer Zivilist in einer Notlage befindet, weil er mit den irakischen Behörden in Konflikt geraten ist, kümmert sich normalerweise einer der rangniedrigen Konsularbeamten der US-Botschaft in Bagdad um ihn. Aber der seltsame Fall von Nicholas Berg beschäftigte schon bald mehrere leitende Beamte des State Department und des Pentagon, und am Ende wurden Anfragen über den jungen Mann sogar bis zur Anti-Terror-Abteilung des CIA in Langley weitergeleitet, wo damals Nada Bakos als Chefanalystin für die Akte Zarqawi verantwortlich war.

Wie die Berichte hinterher zeigten, lieferte die irakische Polizei Berg ziemlich rasch bei den US-Streitkräften in Mossul ab. Aber auch dort war man ratlos, was man von dem ernsthaften jungen Mann und seiner Geschichte, er reise auf der Suche nach Geschäftskunden durch den Irak, zu halten hatte. Zufällig kannte Bakos einen

amerikanischen Militärpolizisten, der anwesend war, als Berg überstellt wurde.

»Was tun Sie hier?«, wurde Berg immer wieder gefragt.

»Niemand wurde aus ihm schlau«, erinnerte sich Bakos später. »Warum sollte jemand allein durch den Irak ziehen und nach Arbeit suchen? Das nahm ihm schlicht keiner ab.«

In der Zwischenzeit beschäftigten sich die Behörden mit Bergs Hintergrund, und dabei tauchte eine weitere Kuriosität auf. Drei Jahre zuvor hatte ein mutmaßlicher Al-Qaida-Terrorist eine E-Mail-Adresse und ein Internet-Passwort verwendet, die Berg gehörten. Der junge Mann hatte eine Erklärung parat, die reichlich bizarr klang: Vertrauensselig, wie er nun einmal war, hatte er während einer Busfahrt sein Notebook einem Fremden ausgeliehen, und als der Mann Schwierigkeiten hatte, sich in sein E-Mail-Konto einzuloggen, hatte Berg ihm seine eigenen Login-Daten gegeben. Wie sich herausstellte, war dieser Fremde ein Freund von Zacarias Moussaoui, dem sogenannten »20. Flugzeugentführer«, der während seiner Pilotenausbildung verhaftet worden war – kurze Zeit später hätte er bei den Terroranschlägen vom 11. September 2001 eines der Flugzeuge fliegen sollen.

Den jungen Geschäftsmann umgaben dermaßen viele Fragezeichen, dass die US-Militärs in Mossul zögerten, ihn gehen zu lassen. Doch am Ende hatten sie keine andere Wahl: Bergs Angehörige in Pennsylvania hatten sich voller Sorge an das State Department gewandt, um nachforschen zu lassen, wo ihr Sohn abgeblieben war. Als sie am 1. April per E-Mail erfuhren, dass er gegen seinen Willen von US-Truppen festgehalten wurde, waren sie außer sich. Die Familie reichte Klage wegen Freiheitsberaubung ein, und schon am Tag darauf, am 6. April 2004, war Berg auf freiem Fuß.

Man bot Berg einen Platz in einer Militärmaschine an, die in die Staaten flog, doch er lehnte ab. Stattdessen fuhr er nach Bagdad. Er wollte seine Angelegenheiten selbst

regeln. Am Tag seiner Entlassung checkte er in ein Hotel ein und tätigte ein paar Anrufe. Wenige Tage später, am 10. April verschwand er von der Bildfläche.

Wieder wollte seine Familie wissen, was los war, und wieder fragte die US-Botschaft bei Haftanstalten und Militärposten an. Aber es gab keine Spur von Berg, weder in jener Woche noch in der darauf.

Am 8. Mai entdeckte eine Militärpatrouille etwas, das von einer Autobahnüberführung herunterhing. Als die Soldaten näherkamen, bemerkten sie voller Entsetzen, dass dort ein menschlicher Torso in einem orangefarbenen Overall baumelte, der an einem um Hände und Füße geschlungenen Seil hing. Unter der Leiche lag auf einer blutbefleckten Decke der abgetrennte Kopf eines hellhäutigen jungen Mannes mit blondem Fusselbart.

Es war Nicholas Berg.

Zwei Tage später verbreitete sich über das Internet ein Video, das zu den verstörendsten visuellen Hinterlassenschaften des Irak-Krieges gehört. Bakos hatte wenig Lust, es sich anzusehen, doch am Ende zwang sie sich dazu. Die Vorführung fand in einem CIA-Konferenzraum statt, zwei weitere Analysten waren anwesend. Auf dem Bildschirm sah man den gefesselten Berg mit leerem Gesichtsausdruck in seinem orangefarbenen Overall auf dem Fußboden kauern. Fünf in Schwarz gekleidete Maskierte standen hinter ihm vor einer hellen Wand, und der Mann in der Mitte las von einem Zettel ab. Sie erkannte die Stimme und wusste trotz seiner Maske, wer der stämmig gebaute Mann war: Zarqawi.

Bakos fiel der orangefarbene Overall auf. Das Kleidungsstück hatte jeder schon mal gesehen, der sich mit der Misshandlung irakischer Gefangener von amerikanischen Militärwachen beschäftigt hatte – einem Skandal, der immer weitere Kreise zog. Man hatte Zarqawi bei seinen öffentlichen Erklärungen noch nie Subtilität oder

übertriebene Raffinesse vorwerfen können. War das hier eine Einladung an die Muslime, einen symbolischen Akt der Rache für die Demütigung der Gefangenen im berüchtigtsten Gefängnis des Irak mitzuerleben?

Genau das war es.

»Hat jemand noch irgendeine Ausrede, um untätig herumzusitzen?«, sagte der Mann mit dem Zettel in der Hand. »Wie kann ein freier Muslim ruhig schlafen, während der Islam abgeschlachtet wird, seine Ehre verblutet und die Nachrichten Bilder der Schande von der satanischen Misshandlung muslimischer Männer und Frauen im Gefängnis von Abu Ghuraib zeigen? Wo ist dein Eifer, wo ist dein Zorn?«

Sein Sermon dauerte mehrere Minuten, immer wieder appellierte er an den Stolz der Muslime. Zarqawi berief sich auf den Koran und nannte den Propheten Mohammed »unser leuchtendes Vorbild«, da er nach einem Aufstand jüdischer Kaufleute in der Stadt Badr die Enthauptung von Gefangenen angeordnet habe. Dann wandte er sich direkt an den Präsidenten der USA. Seine Worte waren eine Warnung:

»Harte Zeiten kommen auf Sie zu. Sie und Ihre Soldaten werden den Tag bereuen, an dem Sie einen Fuß im Irak gesetzt und es gewagt haben, Muslime zu verletzen … Wir sagen Ihnen: Die im Gefängnis von Abu Ghuraib und anderswo verletzte Würde muslimischer Männer und Frauen werdet ihr mit eurem Blut und eurem Leben bezahlen. Ihr werdet von uns nichts zu sehen bekommen außer Leichen über Leichen und Särge über Särge derjenigen, die wir auf diese Weise abschlachten werden.«

Nach diesen Worten zog Zarqawi ein langes Messer aus einer Scheide und stürzte sich auf Berg, der, gefesselt, wie er war, zur Seite kippte. Die anderen Männer hielten den Gefangenen fest, und Zarqawi packte Berg mit einer Hand

bei den Haaren, mit der anderen begann er ihm die Kehle durchzuschneiden. Es war ein kurzer, markerschütternder Schrei zu hören. Die anderen Maskierten hielten Berg an Beinen und Schultern fest, als Zarqawi mit seinem grausigen Werk fortfuhr. Die Kamera wackelte, während er endlose Sekunden lang den Kopf des jungen Mannes absägte. Es dauerte und dauerte.

Bakos spürte, wie ihr übel wurde.

»Bring’s einfach hinter dich«, sagte sie sich. Doch der Film schien einfach nicht aufhören zu wollen.

Schließlich entschuldigte sich Bakos und ging. »Es nützt ja letztlich nichts, wenn ich mir das ansehe«, dachte sie.

So verpasste sie die letzten Augenblicke des Videos, in denen man sah, wie einer von Zarqawis Gefährten, eine große Gestalt mit weißer Kapuze, den vom Körper getrennten Kopf aufhob, wie eine Trophäe in die Kamera hielt und dann vorsichtig auf dem Rücken des Opfers platzierte.

Zarqawis Botschaft an die Welt war ein 5 Minuten und 37 Sekunden dauerndes, grobkörniges Video, gedreht mit einer wackeligen Handkamera, das einen Akt von nahezu unvorstellbarer Grausamkeit zeigte. Es war sofort ein weltweiter Hit.

Auf unzähligen Computern liefen die Bilder, von Nordamerika bis Südasien und im gesamten Nahen Osten. Manche, die sie sahen, waren empört oder angeekelt. Andere waren verzweifelt, traurig oder wütend. Aber alle sahen zu.

Damit man auch wusste, wem man das Video zu verdanken hatte, trug es den Titel: »Abu Mus‘ab az-Zarqawi, wie er einen Amerikaner abschlachtet.«

Zarqawi hatte schon eine ganze Weile Osama bin Laden in den Schatten stellen wollen, was Grausamkeit und Wagemut betraf, und genau das war ihm nun gelungen – zumindest für den Augenblick.

Es war nicht das erste Mal, dass Terroristen ihre Opfer enthauptet hatten. Zwei Jahre zuvor hatten Al-Qaida-Angehörige Daniel Pearl, einen Reporter des *Wall Street Journal*, auf ganz ähnliche Weise hingerichtet. Aber Pearl war ein erfahrener Journalist gewesen, der eigens nach Pakistan gereist war, um über Al-Qaida zu schreiben. Nick Berg wurde nur deshalb getötet, weil er ein Amerikaner war. Und das Video seiner Hinrichtung verbreitete sich zu einer Zeit, als Millionen Amerikaner erstmals einen Breitband-Internetzugang besaßen und als die öffentliche Unterstützung für den Irak-Krieg gerade dramatisch nachließ.

Auch das Weiße Haus, das noch zu Beginn desselben Monats für die großartigen Geschäftsmöglichkeiten im Irak geworben hatte, sah sich nun zur Auseinandersetzung mit Zarqawis brutaler Tat gezwungen. »Sie wollen uns bei unserer Willenskraft packen, unser Selbstvertrauen erschüttern«, kommentierte Präsident Bush im Gespräch mit Journalisten in Washington den Terrorakt, dessen so viele Amerikaner in so quälend intimen Details Zeuge geworden waren. Er verteidigte die Fortschritte im Irak, wollte den Reportern aber keine Fragen beantworten.

Andere US-Politiker, darunter auch einige republikanische Parteigenossen des Präsidenten, spürten, dass die Stimmung des Volkes langsam kippte, noch bevor Meinungsumfragen veröffentlicht wurden, die dieses Gefühl bestätigten. Der Abu-Ghuraib-Skandal hatte für viele die letzten Überreste der moralischen Rechtfertigung Amerikas, im Irak Krieg zu führen, zerstört. In den Abendnachrichten waren die beliebten Fernsehbilder von der amerikanischen High-Tech-Militärmaschinerie, die nach der Taktik »Shock and awe« die irakischen Streitkräfte überrumpelte, längst von Videoclips abgelöst worden, die Angriffe mit Sprengfallen zeigten und Särge, auf denen die US-Nationalflagge drapiert war. Jetzt hielt eine ganz neue Barbarei Einzug in die amerikanischen Wohnzimmer.

»Jeder, der den Daumen am Puls von Amerika hatte, spürte, wie dieser Pulsschlag schneller wurde, als man hier von Nick Bergs Enthauptung erfuhr«, so der Republikaner Roy Blunt, Mitglied des Repräsentantenhauses, gegenüber der *New York Times* in einem Interview. »Man erinnerte sich wieder daran, warum wir dort waren, im Irak, und mit wem wir es dort zu tun hatten.« Aber mit wem genau *hatten* die Amerikaner es denn zu tun? Viele Zuschauer hielten die Männer in dem Video für Mitglieder des Al-Qaida; dafür reichte aus, dass mehrere schwarz gekleidete Maskierte zu sehen waren. Drei Tage nach Veröffentlichung des Videos gab es eine weitere Botschaft, die eben diese Frage beantworten sollte.

Am 13. Mai 2004 verkündeten mehrere Dschihadisten-Webseiten, dass es eine neue Terrororganisation gebe, die sich »al-Tawhid wal-Dschihad« nannte, auf Deutsch: »Einheit und Dschihad«. Dabei sollte es sich um eine Art islamistische »Supergroup« handeln – einen Zusammenschluss mehrerer kleinerer Fraktionen irakischer Aufständischer und ausländischer Kämpfer, die sich zusammengefunden hatten, mit Zarqawi als Anführer. Die Webseiten sprachen von einem »entscheidenden historischen Wendepunkt«.

»Dieser Zusammenschluss stärkt die Menschen des Islam und lässt Flammen emporschlagen gegen die Feinde Gottes, die brennen sollen, bis wir uns die Rechte wiedergeholt haben, die sie uns genommen haben, und Gottes Reich auf Erden errichten werden«, hieß es in der Botschaft. »Er stellt einen Anreiz für die verschiedenen Gruppen und Sekten dar, umgehend ihre legitime Pflicht zu erfüllen und der gebotenen Notwendigkeit nachzukommen. Wir geben der islamischen Nation unser Wort, dass wir sie nicht verraten oder aufgeben werden, und wir werden unser Versprechen halten, bis uns eines von beidem gelingt: zu siegen oder als Märtyrer zu sterben.«

Das Kommuniqué nannte zwei Anführer, und der erste Name, der fiel, war Zarqawi, der »Scheich«. Ein Vierteljahr zuvor hatte Zarqawi an bin Laden geschrieben und ihn gefragt, ob sich Al-Qaida nicht mit ihnen zusammentun wolle; in jedem Fall, so Zarqawi in seinem Brief, würde die Welt bald von ihm hören. Dieser Moment war jetzt gekommen. Mit der Veröffentlichung des Berg-Videos und der Ankündigung, bald werde eine aus mehreren Parteien bestehende revolutionäre Gruppe mit ihm an der Spitze auf den Plan treten, hatte sich Zarqawi einen Platz an der Spitze der globalen Dschihadisten-Bewegung gesichert. Er war nun nicht mehr bloß der Anführer einer besonders gewalttätigen terroristischen Fraktion im Irak. Er machte Osama bin Laden den Rang streitig, als Terrorist, den der Westen fürchtete und dem junge Islamisten nacheiferten. Sicher, bin Laden hatte ebenfalls ein paar Videos; darin hielt der Saudi in goldfarbenen Roben und mit schwarz gefärbtem Bart vom Schreibtisch aus schwerfällige Predigten. In Zarqawis Film hingegen sah man einen lebhaften, charismatischen jungen Mann in Ninja-Verkleidung, der mit seinen eigenen Händen einen Amerikaner umbrachte.

Die CIA-Analysten, die sich eingehend mit dem Video und dem Kommuniqué beschäftigten, glaubten, der junge Jordanier sei damit übers Ziel hinausgeschossen. Zarqawi galt als Emporkömmling ohne formale Bildung; weder würde er schon allein vom geistigen Vermögen her in der Lage sein, eine große Organisation zu leiten, noch hätte er eine entsprechende Vision. Zudem besaß er nicht dieselbe institutionelle Unterstützung, die bin Laden zum Erfolg verholfen hatte, dem nicht zuletzt anerkannte islamische Gelehrte den Rücken gestärkt hatten, die mit ihren Fatwas in der Lage waren, die Tötung unbewaffneter Zivilisten und auch Selbstmordanschläge spirituell zu rechtfertigen. Zarqawi brauchte keine Zustimmung, von niemandem. Er übernahm selbst die Verantwortung für seine Taten, und er

entschied, auf welche Weise der Dschihad gegen die US-Truppen geführt werden würde.

Nada Bakos fragte sich indes, ob Zarqawis größte Leistung nicht gerade darin bestand, sich selbst zum vorrangigen Ziel zu machen, und zwar nicht nur für die Amerikaner. »Zarqawi hielt nichts von irgendwelchen Regeln«, sinnierte sie später. »Selbst Al-Qaida versuchte, sich an bestimmte Prinzipien zu halten, und verfügte über Theologen, die die Scharia für sie interpretierten. Zarqawi legte die Gesetze so aus, wie es ihm gerade passt. Er schafft sich seine Regeln selbst und baut sich eine eigene Sekte auf.« Bakos war sich sicher, dass das bald alles auf ihn zurückfallen würde. Die Hohepriester von Al-Qaida und den anderen etablierten Dschihadisten-Netzwerken würden ein solch extravagantes, unorthodoxes Verhalten nicht einfach tatenlos hinnehmen, vor allem dann nicht, wenn es die Empfindungen der ebenso reichen wie frommen Araber beleidigte, die die Organisation finanzierten.

Dennoch standen viele gewöhnliche Muslime Schlange, um sich Zarqawis Gemeinschaft anzuschließen. Im Irak und darüber hinaus riefen seine Verehrer den Jordanier längst bei seinem neuen Spitznamen, den ihm jemand in den Tagen nach der Ausstrahlung der Berg-Hinrichtung angehängt hatte.

Bin Laden, der viele Jahre zuvor gegen die Sowjets gekämpft hatte und der die Anschläge vom 11. September geplant hatte, war und blieb ein Aushängeschild der Bewegung. Doch Zarqawi war ab sofort überall als »Scheich der Schlächter« bekannt – ein Terrorist, der ein brutales neues Zeitalter eingeläutet hatte. Ein Zeitalter, in dem die Übertragung grausamer Hinrichtungen über das Internet zu einer bewährten Taktik wurde, um sich die Unterstützung der Hardliner unter den Dschihadisten zu sichern und dem Rest der Welt Angst und Schrecken einzujagen.

13

»Die Lage da ist hoffnungslos«

Am 23. Juni 2004 warf der Diplomat Robert S. Ford seine Koffer in einen gepanzerten Kleinbus und nahm Platz, um die letzte Etappe einer Reise hinter sich zu bringen, die er eigentlich um jeden Preis hatte vermeiden wollen. In 25 Minuten würde er wieder in der Grünen Zone sein, sich in einem Labyrinth aus Explosionsschutzwänden und Wohnwagensiedlungen zurechtfinden und die heiße, schwitzige Luft dieser Stadt einatmen müssen, die nach Dieselkraftstoff und verrottendem Abfall roch. Vor sechs Monaten hatte er Bagdad verlassen und geschworen, niemals zurückzukehren. Nun war er wieder da, gerade rechtzeitig, um mitzuerleben, wie der Irak komplett den Bach hinunterging.

Anzeichen dafür gab es genug, allein schon als er vom Flughafen aus in die Stadt fuhr. Die 15 Kilometer lange Schnellstraße nach Bagdad war geradezu übersät von Straßensperren und Kontrollpunkten, mit denen das Militär vergeblich versuchte, die täglichen Schießereien und Bombenanschläge entlang dieser Strecke einzudämmen, die die US-Soldaten »Route Irish« nannten und die Iraker »Straße des Todes«. Ein Jahr zuvor war man am Flughafen einfach in einen Bus gestiegen und damit zur Internationalen Zone gefahren. Jetzt musste man ein speziell gesichertes Taxi buchen, das mit Panzerglas ausgestattet war und von bewaffneten Eskorten begleitet

wurde. Eine einzelne Fahrt kostete so schon mal um die 1000 Dollar. Hochrangige Mitglieder des diplomatischen Corps der USA mussten in einem mit Stahl gepanzerten Kleinbus der Botschaft fahren, der zwischen Terminal und Grüner Zone mit einer Geschwindigkeit hin und her raste, dass einem angst und bange wurde.

»Das ist kein gutes Zeichen«, dachte Ford.

Der Irak war in jeder Hinsicht ein unheimlicher Ort, vor allem für Amerikaner. Obwohl Ford zu den Top-Arabienkennern des State Department gehörte, sah man dem 46-Jährigen allein schon am hellbraunen Haar und den blauen Augen an, dass er aus dem Westen kam. Bereits bei seinem letzten Einsatz im Irak war Ford zwei Stunden lang von einer schiitischen Miliz mit Gewehren im Anschlag festgehalten worden. Dieses Mal, so argwöhnte er, würde es noch mehr Ärger geben.

Der erste Einsatz im Irak war Fords eigene Idee gewesen. Ein paar Wochen nach der Eroberung von Bagdad hatte das State Department händeringend nach Freiwilligen gesucht, die Arabisch sprachen und willens waren, die von den USA geführte Übergangsregierung zu unterstützen, die sich bereits zu diesem Zeitpunkt ziemlich schwertat. Ford verfügte über beinahe perfekte Sprachkenntnisse und besaß persönliche Erfahrung als Diplomat im Nahen Osten – er hatte eine Zeit lang einen bequemen Posten als stellvertretender Leiter der US-Botschaft innegehabt. Wie viele seiner Kollegen hatte er große Vorbehalte gegenüber der Irak-Politik der Bush-Administration. Doch der Bedarf war ganz offensichtlich da, und so meldete er sich. Kurze Zeit später bestieg er ein Militärflugzeug, das ihn in den Irak brachte. Das war im August 2003, als die Hauptstadt sich von dem Sprengstoffanschlag auf das UNO-Hauptquartier, bei dem Sérgio Vieira de Mello ums Leben gekommen war, noch nicht erholt hatte. Sein erster Auftrag führte ihn nach Nadschaf, der heiligen Stadt der Schiiten, wo er als diplomatischer Verbindungsbeamter für ein

Kontingent von US-Marines tätig sein sollte. Die Aufgabe der Marines bestand darin, die Stadt zu sichern, doch als Ford in Nadschaf eintraf, schien den meisten der Soldaten vor allem daran gelegen, den Irak so schnell wie möglich wieder zu verlassen. Währenddessen beteiligten sich die örtlichen Machthaber an einer blutigen Fehde zwischen rivalisierenden schiitischen Milizen, die die Amerikaner eigentlich hätten entwaffnen sollen.

Gleich in seiner ersten Woche vor Ort fiel Ford den schiitischen Milizionären in die Hände. Da er sich jeder Herausforderung ohne zu zögern und mit vollem Elan stellte, wollte er sich auch in Nadschaf sofort mit den Gemeindeleitern treffen, um außerhalb des US-Stützpunktes Verbindungen zu knüpfen. An einem Samstagnachmittag saß er gerade mit einem der prominenten Kleriker der Stadt zusammen, als eine Gruppe von 25 Bewaffneten das Haus stürmte. Mit gezückten Waffen umzingelten sie Ford und den US-Offizier, der ihn bei seinem Besuch begleitete. Den jungen irakischen Dolmetscher zerrten die Milizionäre nach draußen, wo sie ihn brutal schlugen und traten.

Ford griff zur einzigen Waffe, die ihm zur Verfügung stand: Er bluffte. Er baute sich vor dem Mann auf, der offenbar das Sagen hatte, näherte sich seinem Gesicht bis auf ein wenige Zentimeter und sagte auf Arabisch: »Ich bin Robert Ford, der hiesige Vertreter der Koalition aus Bagdad. Heute um Mitternacht treffe ich mich mit Ihrem Milizenführer. Sagen Sie ihm, dass es später wird, weil Sie mich hier festhalten.« Es funktionierte. Die Amerikaner wurden freigelassen, die Kämpfer hasteten zu ihren Fahrzeugen. Den irakischen Dolmetscher ließen sie ebenfalls gehen, doch er war so schwer verletzt, dass er ins Krankenhaus gebracht werden musste. Ein paar Minuten später verlangte der unerschrockene Ford von seinem Begleiter, sofort den Kommandanten der Miliz zu kontaktieren, um tatsächlich ein Treffen mit ihm zu

vereinbaren und über eine Entwaffnung zu verhandeln. Dann wäre diese Episode schließlich doch noch zu etwas nützlich gewesen.

Der Marine funkelte Ford wütend an. »Gottverdammter Idiot«, fluchte er. Dieser hyperaktive Diplomat war wohl lebensmüde!

Die Amerikaner kehrten in ihr Lager zurück. Schon am folgenden Tag nahm Ford seine Versuche, Brücken zu bauen, wieder auf, aber schnell häuften sich die Enttäuschungen, und seine Frustration wuchs.

Als man ihn mehrere Monate später offiziell bat, in den Irak zurückzukehren, lehnte er den Auftrag ab – weder wegen der physischen Gefahren oder dem furchtbaren Klima noch wegen der spartanischen Lebensbedingungen, den eiskalten Duschen und den unglaublich komplexen, sich ständig verändernden Machtverhältnissen zwischen den Sektierern und den verschiedenen Stämmen im Irak. Der ausschlaggebende Grund war das Gefühl der Vergeblichkeit und der Sinnlosigkeit, das über allem, was man dort tat und wofür man sich einsetzte, wie eine giftige Wolke schwebte.

»Oh nein! Nein, nein, nein! Ich habe mich bereits einmal freiwillig für den Irak gemeldet. Auf keinen Fall gehe ich dahin zurück!«, teilte Ford seinem Vorgesetzten per Telefon mit, als die Anfrage kam. »Die Lage da ist hoffnungslos. Und niemand tut etwas dagegen. Ich will nichts damit zu tun haben.«

Doch nun war er wieder da, in der Grünen Zone mit all ihren surrealen Kontrasten – den Palästen mit palmengesäumten Swimmingpools und den tristen Kasernen mit aufgestapelten Sandsäcken davor, die kaum Schutz vor den Mörsergranaten boten, die bisweilen unangekündigt vom Himmel fielen. Er war wieder da, trotz des Zornes seiner Frau und seiner eigenen Bedenken, noch ein Stück Lebenszeit – wenn es denn dabei bliebe – einzubüßen, um einen Kampf zu unterstützen, der offenbar

schon jetzt verloren war. Er war wieder da, weil er das Gefühl hatte, keine andere Wahl zu haben. »Ich konnte nicht nein sagen, ohne meinen Job hinzuschmeißen«, erzählte er später. »Und dazu hatten wir nicht genug Geld.«

Fords Einsatzbefehl war von ganz oben gekommen: Der neue US-Botschafter im Irak, John Negroponte, hatte Außenminister Colin Powell gebeten, Ford zum politischen Berater in der Botschaft in Bagdad zu ernennen. Zwar war Ford für einen so prestigeträchtigen Posten noch relativ jung, doch seine internen Memos und E-Mails, in denen er schonungslos die Auswirkungen des Irak-Krieges auf die Region analysierte, hatten ihm im State Department zahlreiche Bewunderer eingebracht. Viele Kollegen zollten ihm außerdem Respekt dafür, wie unerschrocken er jahrelang in einigen der unsichersten Regionen des Nahen Ostens seinen Dienst geleistet hatte. Als ehemaliger Freiwilliger des Friedenscorps, der fünf Sprachen beherrschte, hatte er den Großteil seines Berufslebens in Provinzstädten verbracht, vom marokkanischen Binnenland bis hin zur Küste der Türkei. Überall, wo er stationiert war, hatte er sich wie ein Journalist über die Örtlichkeiten informiert und sich nach und nach ein Netzwerk aus Verbindungsleuten aufgebaut. Nichts und niemand konnte ihn einschüchtern, wie sich Freunde erinnerten.

»Er verbrachte seine gesamte Karriere an gefährlichen Orten«, sagte Robert Neumann, der ehemalige US-Botschafter in Afghanistan, über Ford. »Er ist keiner von denen, die ständig in der [Botschaft] herumsitzen, sondern er geht hinaus und knüpft überall Kontakte. Wenn man das Bedürfnis hat, sich immer völlig sicher zu fühlen, dann ist man in einem solchen Job im Grunde fehl am Platz.«

Diesmal war Fords Rolle eine ganz andere. Die Bush-Administration, der nun langsam bewusst wurde, dass ihr die Lage im Irak mehr und mehr zu entgleiten drohte, wollte rasch eine irakische Übergangsregierung einsetzen,

die möglichst schnell die Verantwortung für die Sicherheit im Land übernehmen und freie Wahlen organisieren würde. Den Aufstand, von dem die offiziellen Stellen in den USA so lange nichts hatten wissen wollen, konnte inzwischen niemand mehr wegdiskutieren, und die finanziellen und politischen Kosten stiegen – genau wie das menschliche Leid – ins Unermessliche. Die nächste US-Präsidentschaftswahl stand an, und im Zuge dessen bestand »die Tendenz, den Irakern so schnell wie möglich die staatliche Souveränität zu überlassen und uns Amerikaner dort herauszuholen«, wie sich Ford später erinnerte.

Zu diesem Zweck wurde die Koalitions-Übergangsverwaltung aufgelöst und eine irakische Übergangsregierung installiert, unter der Führung eines neuen Interims-Ministerpräsidenten namens Iyad al-Allawi. Am 28. Juni 2004 nahm die neue Regierung offiziell ihre Geschäfte auf, kaum eine Woche, nachdem Ford im Irak eingetroffen war. Die Amerikaner versprachen, noch so lange im Land zu bleiben, bis der Irak stark genug war, um auf eigenen Füßen zu stehen. Doch wie lange würde das sein? Sicherlich ein paar Monate, vielleicht sogar ein Jahr? Das konnte niemand wissen. Die sunnitischen Städte nördlich und westlich von Bagdad fielen rasant in die Gesetzlosigkeit ab; Teile von Falludscha und Ramadi wurden de facto bereits von Aufständischen kontrolliert – darunter auch Ausländer, die eigens in den Irak gekommen waren, um hier ihren Dschihad zu führen. Die neue irakische Regierung und ihre US-Geldgeber brauchten dringend neue Verbündete: respektierte, glaubwürdige Sunniten, die mithalfen, die Region zu befrieden und die sunnitischen Stämme durch eine demokratische Übergangsphase zu begleiten, zu der freie Wahlen gehörten sowie eine Einheitsregierung, die die Macht zu gleichen Teilen unter Sunniten, Schiiten und Kurden aufteilte.

Eine von Fords Aufgaben bestand darin, potenzielle Kandidaten hierfür zu identifizieren und zu versuchen, sie als Verbündete zu gewinnen. In seinem ersten Monat im Job reiste er nach Falludscha und arrangierte Treffen mit US-Militärkommandanten und arabischen Diplomaten, um sich einen Eindruck von der Aufgabe zu verschaffen, die ihm bevorstand. Es war noch viel schlimmer, als er es befürchtet hatte. Bei Falludscha handelte es sich in gewisser Weise um die Hauptstadt des Aufstandes und traditionell die rebellischste Stadt im Irak – hier waren die Einwohner nicht gerade zu Verhandlungen aufgelegt. Die Marines schossen am Rande der Stadt hin und wieder Rebellen ab, aber der Großteil von Falludscha war in den Wochen nach der Tötung von vier Angehörigen eines US-Sicherheitsdienstes zu einer »No-go-Area« für die Amerikaner geworden, wie die Offiziere vor Ort Ford mitteilten.

»Innerhalb der Stadt operieren Aufständische und ausländische Kämpfer weitgehend ohne Einschränkung«, hieß es in einem geheimen Telegramm des State Department, in dem es um Fords Treffen mit den Marines ging. »Die Streitkräfte der Koalition versuchen nach wie vor, Aufständische und Dschihadisten aus dem Ausland innerhalb der Stadt unter Druck zu setzen, mit präzisen Schlägen gegen Ziele, die mit Abu Mus‘ab al Zarqawi in Zusammenhang stehen. So wollen wir verhindern, dass sich Falludscha als sicherer Hafen für Extremisten etabliert.«

Laut einem jordanischen Diplomaten mit weitreichenden Kontakten innerhalb der sunnitischen Stämme sah die Situation praktisch hoffnungslos aus. Die Sunniten waren erbitterte Gegner der amerikanischen Präsenz im Irak. Auch wenn es einige von ihnen eher kritisch sahen, dass ausländische Kämpfer die lokalen Aufständischen unterstützten, begrüßten wiederum andere die Dschihadisten als Bollwerk gegen die schiitischen Milizen, die sich für die jahrzehntelange sunnitische Herrschaft

rächen wollten. Aus schierer Verzweiflung verfolgten einige der Stammesältesten sogar die Idee, die irakische Monarchie wiederherzustellen, die 1958 mit einem Putsch gestürzt worden war, so der Jordanier. »Die Sunniten sind feindselig, gespalten, führerlos und nicht in der Lage, eine politische Lösung anzubieten, die irgendjemand außer ihnen akzeptieren könnte.« Was der Diplomat Ford hier laut dem Telegramm ans State Department mitteilte, erinnerte auf beinahe gespenstische Weise an Zarqawis Analyse der sunnitischen Minderheit des Landes.

Ein weiteres Hindernis tauchte in Gesprächen mit Diplomaten indes weniger häufig auf: Irgendwo in der Wüste im Westen des Landes saß Zarqawi, der seine ganz eigenen Pläne für das sunnitische Kernland des Irak verfolgte. Auch er sammelte Informationen, rekrutierte Verbündete und arbeitete die Prinzipien einer künftigen Regierung aus. Nur, dass sich seine Vision von derjenigen der Amerikaner in jeder erdenklichen Hinsicht unterschied.

Fords jahrzehntelange Erfahrung als Diplomat hatte ihn gelehrt, dass es für fast jeden Konflikt eine politische Lösung gab. Irgendwann würden auch die Sunniten und Schiiten es leid sein, einander zu töten und nach einer Lösung suchen, die es beiden Parteien erlaubte, als Bürger des Irak friedlich Seite an Seite zu leben. Aber Zarqawi war kein Iraker, und er hatte kein Interesse daran, mit irgendwem friedlich Seite an Seite zu leben. Zarqawi verfolgte das Ziel, das Land dem Erdboden gleichzumachen, bis nur noch verbrannte Erde übrig blieb, die es den säkularen Kräften unmöglich machen würde, ihr Land, das sie Irak nannten, wieder aufzubauen.

Noch war die Stadt Ramadi nicht die »Hauptstadt des Islamischen Staates im Irak«, wie Zarqawis Anhänger sie schon bald nennen sollten. Dennoch gab es bereits im Frühsommer 2004 kaum Zweifel daran, wer hier das Sagen hatte.

Ramadi, eine Stunde westlich von Bagdad entfernt und am Ufer des Euphrat gelegen, bestand aus einem Sammelsurium flacher Betonbauten. Dass hier und da eine Palme in den Himmel ragte, änderte nichts an dem postapokalyptischen Flair dieser Stadt, die aussah, als wären hier mehrere mächtige Armeen aufeinandergestoßen. Ausgebombte Häuser säumten eine verlassene Marktstraße, die über und über mit Betonbruchstücken und Glasscherben bedeckt war. Menschen und Autos bahnten sich ihren Weg zwischen den Hindernissen, in einem Tempo, als seien unsichtbare Verfolger hinter ihnen her. Die örtlichen US-Militärkommandanten, die sich am Rande der Stadt hinter Schanzkörben und Wällen aus Sandsäcken versteckten, behaupteten zwar, Ramadi befinde sich unter ihrer Kontrolle. In Wirklichkeit aber erstreckte sich der Einfluss der Amerikaner gerade einmal auf ihre eigenen Militärbasen und Außenposten und reichte kaum weiter als das Feuer ihrer Maschinengewehre. Wenn das US Marine Corps in der Stadt Patrouille lief, huschten Aufständische durch die Gassen wie aufgeschreckte Kakerlaken.

Der junge Ahmad Fadil al-Chalaila, der sich später Zarqawi nannte, mit seiner Mutter und einem seiner jüngeren Brüder auf einem undatierten Familienfoto. (Foto: Haschemitisches Königreich Jordanien)

Ein vereitelter Terroranschlag sorgte dafür, dass Zarqawi 1994 *in einem Gefängnis in Jordanien landete. Aber dank einer Generalamnestie im Jahr* 1999 *– aus jener Zeit stammt dieses Foto – kam er wieder auf freien Fuß. (Foto: Haschemitisches Königreich Jordanien)*

Zarqawi ca. 1989*, als er Jordanien verließ und nach Afghanistan ging, um sich den dortigen Mudschaheddin anzuschließen. (Foto: Haschemitisches Königreich Jordanien)*

Der junge Prinz Abdullah in Uniform überreicht seinem Vater, dem jordanischen König Hussein, als feierliches Präsent ein Paar zeremonieller Dolche. (Foto: Haschemitischer Königshof)

Einen Monat nach den Terroranschlägen vom 11. *September* 2001 *trifft sich König Abdullah II. mit US-Präsident George W. Bush im Weißen Haus. Die Beziehungen zwischen beiden Ländern sind gut, doch Abdullah warnt Bush davor, dass die bevorstehende US-Invasion im Irak in der Region eine regelrechte »Büchse der Pandora« öffnen wird. (Foto: The White House, mit freundlicher Genehmigung der George W. Bush Presidential Library)*

Das jordanische Königspaar Abdullah II. und Rania auf einem offiziellen Porträt von 2010. (Foto: Haschemitischer Königshof)

August 2003: Das Hauptquartier der UNO im Irak liegt in Trümmern. Bei einem verheerenden Selbstmordanschlag sind der Missionsleiter und 22 weitere Menschen getötet worden – Es war einer der ersten Anschläge, die direkt mit Zarqawi in Verbindung gebracht wurden. (Foto: US-Verteidigungsministerium)

Der maskierte Zarqawi steht hinter der misshandelten Geisel Nick Berg. Der Geschäftsmann aus Pennsylvania wurde 2004 *im Irak entführt; das Video seiner Enthauptung war der erste von vielen solcher Filme, die in gewisser Weise zu Zarqawis Markenzeichen wurden. (Foto: SITE Intelligence Group)*

Zarqawi mit leichtem Maschinengewehr in einem Promotion-Video aus dem Jahr 2006*. Man zeigte sich allerorten empört über sein brutales Vorgehen. Gleichzeitig galt Zarqawi auch als besonders furchtlos. Das wiederum lockte Tausende Islamisten in den Irak, die für ihn kämpfen wollten. (Foto: SITE Intelligence Group)*

Nada Bakos, hier auf einem Foto von 2014*, leitete in den ersten Jahren des Irak-Krieges bei der CIA die Jagd auf Zarqawi. (Foto: mit freundlicher Genehmigung von Nada Bakos)*

Der Diplomat Robert S. Ford versuchte, sunnitische Politiker im Irak zu ermutigen, trotz Drohungen von Zarqawi für politische Ämter zu kandidieren. Als US-Botschafter in Syrien warnte er später vor der wachsenden Präsenz von Islamisten unter den Rebellen-Milizen des Landes. (Foto: U. S. State Department)

General Stanley McChrystal inspiziert Truppen im Rahmen einer Zeremonie im Jahr 2010. *Als Kommandant der Special Forces der USA im Irak half McChrystal mit, die Strategie zu entwickeln, die* 2006 *zu Zarqawis Tod führte und seine Organisation in den Jahren darauf beinahe auslöschte. (Foto: US-Verteidigungsministerium)*

Die verhinderte Terroristin Sadschida al-Rischawi zeigt den Sprengstoffgürtel, der bei Zarqawis Anschlag auf westliche Hotels in der jordanischen Hauptstadt 2005 *nicht explodiert ist. (Foto: The Jordan Times)*

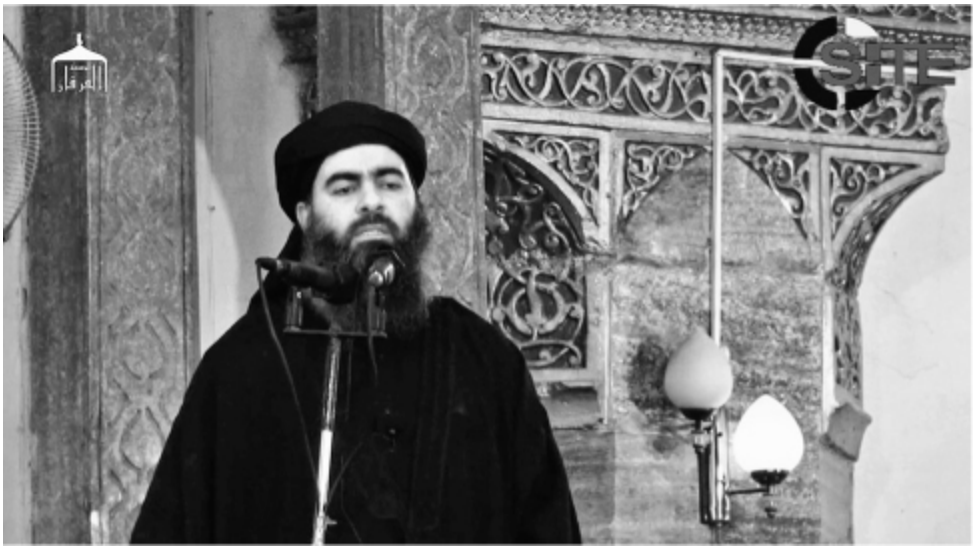
Zarqawi wurde lebend aus den Trümmern geborgen. Minuten später jedoch erlag er, umgeben von US-Soldaten, seinen Verletzungen. Seine Leiche wurde zu einer US-Militärbasis gebracht, wo man seine Identität bestätigte. (Foto: US-Verteidigungsministerium)

Soldaten durchsuchen die Überreste des Hauses, in dem sich Zarqawi versteckt hatte. Ein US-Kampfjet machte es dem Erdboden gleich. (Foto: US-Verteidigungsministerium)

Eine riesige Menschenmenge protestiert im Juli 2011 *im syrischen Hama gegen Baschar al-Assads Regime. Zwar verzögerte die Intervention von US-Diplomaten einen blutigen Angriff von Sicherheitskräften der Regierung, konnte ihn letztlich aber nicht verhindern. (Foto: Shaam News Network)*

Der spätere IS-Anführer Abu Bakr al-Baghdadi, fotografiert im Februar 2004 *in Camp Bucca, einem Straflager des US-Militärs im Irak. (Foto: US-Verteidigungsministerium)*

IS-Soldaten marschieren durch die Straßen der westsyrischen Stadt ar-Raqqa, die von der Terrororganisation 2013 *eingenommen und zu ihrer Hauptstadt erklärt wurde. (Foto: SITE Intelligence Group)*



In der Großen Moschee von al-Nuri in der irakischen Stadt Mossul erklärt sich IS-Anführer Baghdadi zum Oberhaupt des Islamischen Kalifats. (Foto: SITE Intelligence Group)

Der IS terrorisiert irakische und syrische Städte mittels öffentlicher Hinrichtungen, von Enthauptungen bis hin zu Kreuzigungen, wie hier auf dem zentralen Platz in ar-Raqqa. (Foto: SITE Intelligence Group)

Ein Konvoi des IS fährt im Frühjahr 2014 durch die irakische Wüste. Dank der Unterstützung sunnitischer Sympathisanten im Irak war es für die Terrororganisation ein Leichtes, die zweitgrößte Stadt im Irak, Mossul, sowie einen großen Teil der Provinz al-Anbar zu erobern. (Foto: SITE Intelligence Group)

Ein IS-Propagandavideo zeigt den entführten jordanischen Piloten Mu'adh al-Kasasba, bevor er vor der Kamera lebendig verbrannt wird. (Foto: SITE Intelligence Group)

König Abdullah II. umarmt den Vater des getöteten Piloten al-Kasasba vor dem Haus der Familie im Süden Jordaniens. (Foto: Haschemitischer Königshof)

Jordanische Bomber kehren von Angriffen in Syrien zurück, nachdem der jordanische König Rache für die Hinrichtung seines entführten Piloten geschworen und verkündet hat, der IS werde »eine schwere Niederlage erleiden«. (Foto: Jordanische Streitkräfte)

Zaidan al-Dschabiri sah sie laufen, enthielt sich aber jedes Kommentars. Was seine Bemühungen um Frieden anging, hatte der Viehzüchter und sunnitische Stammesführer, der einst versucht hatte, zwischen den Irakern und den Amerikaner zu vermitteln, längst das Handtuch geworfen. Inzwischen war jeder Versuch in diese Richtung nicht mehr nur frustrierend, sondern auch hochgradig gefährlich: Einer der ältesten Freunde des Scheichs, seines Zeichens Physikprofessor an der Anbar University, hatte das Risiko auf sich genommen, Beamte der Koalitions-Übergangsverwaltung zu treffen und über Möglichkeiten zu sprechen, wie man die Gewalt in den Griff bekommen könne, die Ramadi bereits zu einem großen Teil in Schutt und Asche gelegt hatte. Am Tag nach dem Treffen wurde der Professor an einer Kreuzung aus seinem Auto gezerrt und auf offener Straße erschossen. Weitaus häufiger indes ereigneten sich die Fälle, in denen man überhaupt nicht mehr nachvollziehen konnte, warum

jemand umgebracht wurde. In den Wochen, nachdem in der Stadt bei einer Reihe von Überfällen 16 US-Marines getötet worden waren, hatten die Amerikaner das Bedürfnis nach Rache. Täglich kam es zu Gefechten, sogar in Wohngegenden, wo Kugeln die Wände von Schlafzimmern durchschlugen, in denen Familien schliefen. Die Wachposten an den Kontrollpunkten schossen automatisch auf alle Fahrzeuge, die sich ihnen zu schnell näherten oder deren Fahrer ihre (in englischer Sprache gerufenen) Warnungen nicht beachteten. In der Wüste unweit vor Ramadi waren 45 Irakerinnen und Iraker gestorben, als amerikanische Kampfflugzeuge ein Gebäude bombardiert hatten, in dem sich laut US-Funktionären mehrere Aufständische versteckten. Hinterher sagten die Iraker, in dem Gebäude habe gerade eine Hochzeitsfeier stattgefunden; ein Amateurvideo zeigte die Leichen von Frauen, Kindern und Säuglingen.

Die empörten und gedemütigten Sunniten von Ramadi empfingen die Widerstandskämpfer, die in die Stadt strömten und versprachen, die Invasoren zu vertreiben, zunächst mit offenen Armen – auch die Islamisten aus dem Ausland. Die Islamisten waren viel besser organisiert als die örtlichen Rebellen, sie legten mehr Disziplin an den Tag und schienen vor nichts und niemandem Angst zu haben. Doch es wurde ziemlich schnell klar, dass sie mehr vorhatten, als bloß gegen die Amerikaner zu kämpfen. Die ausländischen Dschihadisten besetzten Häuser und sammelten bei Ladenbesitzern mit Waffengewalt »Steuern« und Proviant ein. Sie verkündeten, ab sofort gehöre die Stadt ihnen, drangen schwer bewaffnet in die Wohngebiete ein und achteten darauf, dass sich jeder an ihren strengen Moralkodex hielt, der Alkohol, Rauchen sowie westliche Mode und Frisuren verbot und Mädchen und Frauen von der Bildung ausschloss. Ein Einwohner von Ramadi zündete sich vor den Augen einer islamistischen Patrouille trotzig eine Zigarette an. Er wurde auf der Stelle erschossen.

Auch die Wirtschaft litt. Die halbherzigen Versuche der Aufständischen, für Recht und Ordnung zu sorgen und die grundlegenden Versorgungsdienstleistungen aufrechtzuerhalten, machten schnell klar, dass die Rebellen weder dazu imstande waren, noch überhaupt ein Interesse daran hatten. Ihre Kontrollpunkte und Straßenbomben machten jeglichen Gütertransport zu einem hoch riskanten Unterfangen, auch wenn die Ladung, wie in Zaidans Fall, lediglich aus Kühen und Schafen bestand. Die Stadt verabschiedete sich nach und nach von den Segnungen der modernen Zivilisation wie Müllabfuhr, Telefonnetz und Stromversorgung. Ladenbesitzer, die versuchten, ihre Geschäfte offen zu halten, sahen sich einer Vielzahl willkürlicher und gelegentlich geradezu bizarrer Vorschriften ausgesetzt. In einigen Stadtvierteln drohte Lebensmittelhändlern der Tod, wenn sie ihren Kunden nebeneinander Gurken und Tomaten präsentierten – laut den Dschihadisten ähnelte das Gemüse männlichen bzw. weiblichen Körperteilen und dürfe daher nicht miteinander vermischt werden.

Trotz all dieser Schwierigkeiten unterstützten einige Händler die Islamisten, da sie sich zumindest ein Stück weit Schutz von ihnen erhofften. Zaidan hatte da so seine Bedenken. Die Anwesenheit ausländischer Truppen in seiner Stadt ärgerte ihn, nicht zuletzt, weil sich die Islamisten anmaßten, die traditionelle Autorität der Stämme infrage zu stellen. Er war entsetzt von der Taktik der Islamisten und verachtete ihr großspurig aggressives Verhalten. Freunden gegenüber beklagte er sich über den aufkeimenden Personenkult um einen Jordanier namens Zarqawi, einem schwarz gekleideten Phantom, der aufgrund seiner Gräueltaten in einigen Stadtvierteln schon jetzt als lebende Legende galt.

»Er umgibt sich mit dem letzten Abschaum von Anbar«, klagte Zaidan. »Die Menschen akzeptieren ihn, weil sie Schafe ohne Hirten sind. Aber die Männer in seinem

Gefolge sind Ganoven, Menschen ohne Gewissen. Und sie folgen Zarqawi, weil er viel Geld hat.« Zarqawi ließ sich selten in der Stadt blicken, aber seine irakischen Stellvertreter verdienten sich schnell einen zweifelhaften Ruf als grausame Schlächter. Der bekannteste von ihnen war ein religiöser Eiferer namens Omar, Spitzname: »der Elektriker«, ein stämmiger Kaufmann mit kaputten Zähnen, der in seinen Zwanzigern noch unter Saddam Hussein einen Polizisten erschossen hatte, als Rache für den Tod eines Verwandten. Später war er bei Ansar al-Islam untergekommen, der Islamistengruppe, die Zarqawi im nordöstlichen Bergland des Irak Zuflucht gewährt hatte. Als Zarqawi nach Bagdad kam, begleitete »der Elektriker« ihn und schwang sich zum Anführer von Zarqawis Brigade in Falludscha auf. Er und seine Bande zählten schon bald zu den berüchtigtsten Terrorzellen des Irak. Sie inszenierten blitzartige Überfälle auf US-Patrouillen und finanzierten sich durch Entführungen, mit denen sie Lösegeld erpressten. Wenn eine Geisel nicht bezahlen konnte, wurde sie getötet, wenn auch nicht durch Omar persönlich. Er »schwor, nie persönlich eine Geisel enthauptet zu haben«, wie einer seiner Kameraden Journalisten erzählte. »Er sagte, das Töten überlasse er Männern, die kein Herz haben.«

Schließlich begann Zarqawi damit, sich die Unterstützung der Anführer und Ältesten der Stämme von al-Anbar zu sichern, indem er sie zwang, ihm gegenüber den »bay’at«, den traditionellen Treueschwur, abzulegen. Im Sommer 2004 erhielt Zaidan die Nachricht, Zarqawi wolle, dass auch er ihm die Treue schwor. Einer seiner Cousins erzählte ihm davon, als sie beim Kaffee zusammensaßen. Dies war die erste von zwei Gelegenheiten, bei denen Zaidan diese Anfrage erreichte. »Wirst du dich öffentlich verpflichten, Zarqawi zu unterstützen?«, fragte ihn der Cousin.

Wie sollte er reagieren? Innerlich war Zaidan erbost, dass dieser arrogante Ausländer – dieser Verbrecher – es wagte, sich über die Autorität von Stammestraditionen hinwegzusetzen, die über Jahrhunderte gewachsen waren! Wer konnte schon mit Sicherheit sagen, ob Zarqawi nicht sogar ein amerikanischer Spion war? Ein Agent, den Washington geschickt hatte, um für Unruhe zu sorgen und den westlichen Mächten und dem Iran einen Grund zu liefern, den Irak vollends zu zerstören und die Beute unter sich aufzuteilen?

Doch selbst Zaidan wagte nicht, so etwas laut auszusprechen. Er entschloss sich zu einer Gegenfrage: »Wer ist denn dieser Zarqawi?«, und zuckte mit den Schultern. »Vorgestellt hat er sich mir noch nicht.«

Im Juli 2004 erhöhte die Bush-Administration die Belohnung für Informationen, die zu Zarqawis Ergreifung führten, von 10 auf 25 Millionen Dollar. Es war die gleiche Summe, die auf Osama bin Ladens Kopf ausgesetzt war.

Zarqawi feierte seinen Aufstieg in der Hitliste der meistgesuchten Verbrecher mit einem neuen Video, das er auf den diversen Dschihadisten-Webseiten hochladen ließ. In dem Video ließ er sich mit seiner neuen Lieblingsbezeichnung vorstellen: »der Scheich der Schlächter«. Dann sprach er voller Zuversicht und mit dröhnender Stimme über berühmte muslimische Krieger wie Musa ibn Nusair, einen der Helden der maurischen Eroberung Spaniens, und reihte sich selbst implizit in die Kette der großen Männer des Islam ein. Es folgte ein leidenschaftliches Plädoyer an Muslime im ganzen Irak und im Rest der Welt, sich ihm anzuschließen. »Dies ist ein Hilferuf aus tiefster Tiefe«, lauteten seine Worte, »an die Löwen in Bagdad und al-Anbar gerichtet und an die Helden in Diyala und Samarra und an die Tiger in Mossul und im Norden: Macht euch zum Kampf bereit!«

Die Art von Kampf, die er meinte, kannte seine Zielgruppe mittlerweile ganz genau. Seit dem brutalen

Mord an Nick Berg wurden die islamistischen Medien geradezu überschwemmt von Bluttaten, die sich an Zarqawis Vorgehensweise orientierten. Die Gefolgsleute des Jordaniers richteten zahlreiche Menschen hin und nahmen viele der Morde auf Video auf, unter anderem die Enthauptungen eines bulgarischen Lkw-Fahrers, eines südkoreanischen Dolmetschers und eines ägyptischen Unternehmers. Zahlreiche weitere sollten folgen – Amerikaner, Briten, Japaner, Österreicher und Italiener. Entführungsopfer aus dem Libanon, die nach Zahlung von Lösegeld wieder freigelassen wurden, erzählten von Folter und unvorstellbarer Grausamkeit in provisorischen Gefängniszellen; von armen Einwanderern, die ganz langsam mit elektrischen Bohrmaschinen getötet wurden, weil sie das Lösegeld nicht bezahlen konnten. Andere Opfer wurden festgehalten, während man ihnen die Zunge abschnitt. Vor allem junge, im Ausland geborene Islamisten, die Zarqawis Aufruf zum Dschihad gefolgt waren, endeten in der Schule für Selbstmordattentäter. Von einigen erwartete man, dass sie ihr Leben dafür opferten, Ziele zu zerstören, die keinerlei erkennbaren strategischen Nutzen besaßen und bei denen lediglich ein paar Iraker ums Leben kamen, die zur falschen Zeit am falschen Ort waren.

Mit der Rekrutierung von Freiwilligen für Selbstmordattentate verstieß Zarqawi bewusst gegen ein Gebot des Korans, das es Muslimen verbietet, sich das Leben zu nehmen. Einige islamische Gelehrte sind der Ansicht, unter extremen Umständen seien militärische Selbstmordmissionen erlaubt, und Dschihadisten deuten diese »extremen Umstände« seit Jahrzehnten für ihre Zwecke. Zarqawi nutzte eine Gesetzeslücke im islamischen Recht und weitete sie in absurden Proportionen aus. Er beschäftigte eigene Kleriker, die ihm grünes Licht für seine »Märtyrer-Aktionen« gaben, egal, wozu ihm diese Aktionen gerade dienten. Es folgte eine Flut von

Selbstmordattentaten, wie es sie in der Geschichte der Dschihad-Bewegung noch nicht gegeben hatte, so das Fazit von Forschern.

Zarqawi selbst schrieb später, solche Aktionen seien die »tödlichsten Waffen, die wir besitzen: Waffen, mit denen wir unserem Feind die tiefste Wunde zufügen«. Und beinahe zynisch fügte er hinzu: »Und das alles ungeachtet der Tatsache, dass Aktionen wie diese für uns nur einen ganz geringen Aufwand bedeuten; sie sind unkompliziert und sogar am kostengünstigsten.«

In seinem Video zum Anwerben neuer Rekruten gab Zarqawi die üblichen Plattitüden wieder, über die Belohnungen, die die Märtyrer im Jenseits erwarteten. Etwas anderes war da möglicherweise schon verlockender: Teil einer Bewegung sein, die die Geschichte selbst transzendierte. Die Befreiung der muslimischen Länder war ein Ziel, für das es sich zu kämpfen lohnte, aber es war erst der Anfang. Zarqawi versprach nichts weniger als eine neue Weltordnung. »Ihr werdet Amerika überwinden, bei Allah! Ihr werdet Amerika überwinden, auch wenn es eine Weile dauern mag«, sagte er. »Es wird nicht mehr sein als ein hässlicher Leberfleck auf der Wange der Zeit.«

Zum ersten Mal machte Zarqawi hier deutlich, wie überzeugt er davon war, dass er das neue goldene Zeitalter des Islam einläuten werde. Er bezog sich auf apokalyptische Passagen in den Hadithen, die den endzeitlichen Kampf beschreiben, der zum schlussendlichen Triumph des Islam führen wird. Laut den alten Prophezeiungen findet die letzte Schlacht der Menschheit im Norden Syriens statt, in der Nähe eines Dorfes namens Dabiq – eine Geschichte, die an die frühchristliche Lehre von der Entscheidungsschlacht zwischen den Kräften des Guten und des Bösen in Armageddon erinnert.

»Die Flammen werden lodern«, so Zarqawi, »bis sie in Dabiq die Armeen des Kreuzes verschlingen werden.«

Es war ein ziemlich vermessener Anspruch. Auf der ganzen Welt stritten Islamistenführer und Religionsgelehrte über Zarqawi.

Zu seinen schärfsten Kritikern zählte eine ganze Reihe von Dschihadisten, die Zarqawi gut kannten. Eine der heftigsten Erwiderungen kam vom ehemaligen Mentor des Terroristenführers aus Jordanien, der damals im Al-Dschafr-Gefängnis als Erster Zarqawis Führungspotenzial erkannt hatte. Abu Muhammad al-Maqdisi war in den Jahren, als Zarqawi untergetaucht war, immer wieder inhaftiert worden, und die Unterschiede in den Auffassungen der beiden Freunde, die sich bereits während ihren letzten gemeinsamen Wochen im Gefängnis abgezeichnet hatten, waren in den Jahren seither deutlich gewachsen. Entsetzt wurde Maqdisi nun Zeuge davon, wie sein ehemaliger Schützling muslimische Männer, Frauen und Kinder tötete – Morde, die nichts mehr damit zu tun hatten, irgendein korruptes Regime zu stürzen.

Maqdisi schrieb einen offenen Brief, den er auf seiner privaten Webseite veröffentlichte, weil er – zu Recht – annahm, dass Zarqawi ihn dort sehen würde. »Ich höre vom Chaos, das heute im Irak herrscht, und beobachte es genau: Dort befleckt man den Dschihad und sein ehrenvolles Erscheinungsbild, indem man Autos in die Luft sprengt, Bomben legt und Mörser auf Straßen, Märkte und andere Orte abfeuert, wo sich Muslime versammeln«, hieß es darin. »Die Dschihad-Kämpfer müssen ihre Hände sauber halten vom Blut derer, denen zu schaden ihnen verboten ist, selbst wenn jene rebellische Sünder sind.« Maqdisi selbst hatte keinerlei Skrupel, Gewalt einzusetzen. Doch er war ein strenger Verfechter der Regeln, wie er sie auslegte. Irgendwie hatte sein Schüler Zarqawi ein paar Nuancen falsch verstanden. »Ein Beispiel hierfür ist, wenn

ein Kämpfer außerhalb der Scharia handelt, indem er einen Muslim aus Gründen tötet oder entführt, die außerhalb der Scharia liegen – etwa indem er behauptet, jener habe für die Ungläubigen gearbeitet, obwohl die Tätigkeit nicht das Niveau erreicht, als dass man sagen kann, er habe den Ungläubigen geholfen.« Und dann waren da noch die Selbstmordanschläge: Der Islam verbiete ein solches Vorgehen, erklärte er, außer in ganz seltenen Fällen, in denen es keine anderen Mittel mehr gebe, um zu kämpfen. Zarqawis Leute hätten sich einer umso schlimmeren Sünde schuldig gemacht, da sie mit ihren Selbstmorden Unschuldige getötet hätten. Dass die Opfer Schiiten waren, war für Maqdisi keine Entschuldigung: »Auch wenn unsere sunnitischen Brüder im Irak viele gute Gründe für ihre Taten haben, so rechtfertigt doch keiner dieser Gründe, eine Moschee in die Luft zu jagen«, so Maqdisi. »Zuzulassen, dass das Blut von Schiiten [vergossen wird], ist ein Fehler, in den sich kein Dschihad-Kämpfer verstricken sollte.«

Auch innerhalb des muslimischen Mainstream gab es eine theologische Gegenbewegung. Die wichtigste Zurückweisung von Zarqawis Ideologie kam aus seinem Heimatland und stammte von eben jenem Mann, der 1999 mit seiner Amnestie dafür gesorgt hatte, dass Zarqawi eine zweite Chance erhielt. Bereits im Jahr 2002 hatte sich König Abdullah II. von amerikanischen Beamten beschimpfen lassen müssen, weil er davor gewarnt hatte, eine Invasion des Irak würde »die Büchse der Pandora öffnen«. Nun musste er mit Schrecken zusehen, wie sich seine Prognose bewahrheitete.

Der Monarch war so angewidert von den Bombenanschlägen und Enthauptungen im Namen Allahs, dass er sich im privaten Rahmen mit einer ganzen Reihe Theologen austauschte. Es musste doch eine Möglichkeit geben, den althergebrachten islamischen Glauben von dem

hasserfüllten Takfir-Credo abzugrenzen, mit dem Zarqawi die Tötung aller, die er als Abtrünnige ansah, rechtfertigte.

Das war keine leichte Aufgabe. Anders als die Schiiten oder auch die Katholiken haben die sunnitischen Muslime keine zentrale religiöse Hierarchie, die dazu da ist, theologische Debatten zu schlichten. Sunnitische Muftis können religiöse Edikte, die sogenannten Fatwas, erlassen, aber zwei Muftis können bei ein und demselben Thema ganz unterschiedlicher Meinung sein – was der eine Rechtsgelehrte für eine verdammenswerte Sünde hält, gilt für den anderen als zulässiges Verhalten oder sogar als Pflicht. Seit er in den Irak gekommen war, hatte Zarqawi eine wahre Meisterschaft darin entwickelt, die Widersprüche im System zu seinen Gunsten zu nutzen. Er umgab sich mit diversen gleichgesinnten Geistlichen, die Fatwas ausgaben, mit denen sie Selbstmordanschläge und die Tötung unschuldiger Muslime billigten. Dabei galt beides nach fast jeder vernünftigen Interpretation des Korans als anti-islamisch.

Abdullah war der Meinung, das beste Gegengift für Zarqawis Ideologie sei, sie vehement anzuprangern. Es musste eine ebenso unmissverständliche wie universell gültige öffentliche Erklärung her, in die alle unterschiedlichen Zweige des Islam weltweit ihr moralisches Gewicht legten. Eine, die für Sunniten genauso akzeptabel war wie für Schiiten und die die Muslime von Kairo bis Kabul, von Teheran bis Timbuktu erreichte. Um eine solche Erklärung auszuarbeiten, rekrutierte Abdullah einen seiner Cousins, den in Cambridge ausgebildeten islamischen Gelehrten Prinz Ghazi bin Muhammad. Zusammen mit den führenden Geistlichen und Religionswissenschaftlern des Landes verfasste er einen ersten Entwurf, in dessen Zentrum drei Fragen standen: Wer ist ein Muslim? Wer ist befugt, eine Fatwa auszusprechen? Und unter welchen Umständen darf ein Muslim einen anderen als Abtrünnigen brandmarken?

Am 9. November 2004 saß der König neben dem Oberrichter von Jordanien, Izz al-Din al-Tamimi, als jener eine kurze Erklärung verlas, die – so hoffte Abdullah – als Vorlage für eine allgemeine Ablehnung des Takfir-Glaubens durch die Muslime dienen würde: »Wir verurteilen und verdammen jeglichen Extremismus, Radikalismus und Fanatismus, genau wie unsere Vorfahren, die solches Verhalten im Laufe der Geschichte des Islam unermüdlich angeprangert und bekämpft haben. Aus religiösen und moralischen Gründen verurteilen wir das zeitgenössische Konzept des Terrorismus, das sich fehlgeleiteter Praktiken bedient, wie auch immer jene aussehen mögen. Solche Handlungen zeugen von einer bedrückenden Aggression gegen das menschliche Leben, die sich an der Herrschaft Gottes versündigt.«

Im Westen nahm von dieser Erklärung kaum jemand Notiz. In Washington hatten die Medien und das politische Establishment alle Hände voll zu tun, die Wiederwahl von Präsident George W. Bush zu analysieren, der erst vergangene Woche denkbar knapp gegen seinen demokratischen Rivalen John F. Kerry gewonnen hatte. Und binnen 36 Stunden nach der Erklärung schaute die Welt bereits nach Frankreich, wo Palästinenserführer Jassir Arafat gestorben war, der sich dort einer Grippebehandlung unterzogen hatte – ein Tod, der in einem großen Teil der arabischen Welt für Bestürzung und Trauer sorgte. Dennoch setzte Abdullah seine Lobbyarbeit fort und suchte weitere muslimische Anführer, die seine Erklärung unterstützen würden. Ein paar Monate später versammelten sich in der jordanischen Hauptstadt mehr als 200 islamische Gelehrte aus über 50 Ländern, von Saudi-Arabien und Ägypten über den Iran bis hin zum Libanon, um eine ausführlichere Stellungnahme zu erarbeiten, die religiös motivierte Gewalttaten ebenfalls eine grundsätzliche Absage erteilte. Im Laufe des folgenden Jahres erklärten insgesamt 500 islamische Gelehrte und

sieben internationale islamische Vereinigungen ihre formelle Zustimmung zu der Erklärung, die als »Botschaft aus Amman« in die Geschichte einging.

»Es ist weder möglich noch zulässig, eine Gruppe von Muslimen, die an Gott glaubt, zu Abtrünnigen zu erklären«, hieß es darin.

Es war das erste Mal überhaupt, dass Wissenschaftler und religiöse Anführer aus der islamischen Welt zusammengekommen waren, um ihre kollektive Ablehnung der Takfir-Ideologie zu verkünden, mittels einer Konsenserklärung, die für gläubige Muslime als rechtlich verbindlich galt. Niemand erwartete, dass das Blutvergießen im Irak dadurch über Nacht aufhörte, und tatsächlich ging das Morden unvermindert weiter. Dennoch sagte Abdullah im Nachhinein, sie hätten schlicht keine andere Wahl gehabt, als ihre Stimme zu erheben. Denn auch wenn Zarqawi gegen Amerikaner und Schiiten kämpfte, bestand sein Hauptziel noch immer darin, junge Muslime für seine Sache zu gewinnen. Jeder Sprengstoffanschlag, der es in die Abendnachrichten schaffte, jedes groteske Video, das im Internet hochgeladen wurde, brachte Zarqawi seinem Ziel ein Stück näher. Und der Rest der muslimischen Welt hatte keine nennenswerte Reaktion darauf gezeigt – bis jetzt.

»Die Fähigkeit einiger weniger Extremisten, durch Akte der Barbarei die öffentliche Wahrnehmung zu beeinflussen, nimmt die gemäßigten Kräfte aller Religionen in die Pflicht, sich laut und deutlich dagegen auszusprechen«, sagte der König. »Wenn die Mehrheit schweigt, dann dominieren die Extremisten die Debatte.«

Ein solcher Extremist, der seinerseits um die Sympathien junger Muslime buhlte, war Zarqawi allmählich wohlwollender gesinnt: Osama bin Laden. Zwar hatte er aus seiner Abneigung gegen den Jordanier nie einen Hehl gemacht, doch drei Jahre nach den Anschlägen vom 11.

September schien ihm mit Zarqawi etwas zu winken, das bin Laden dringend benötigte: ein Sieg.

Der Al-Qaida-Gründer befand sich im selbst gewählten Exil und konnte kaum mehr tun, als seinen Hunderte Kilometer entfernten Agenten per Kurier Anweisungen und Ratschläge zu erteilen. Wenn sich Al-Qaida mit Zarqawi zusammentat, könnte Osama bin Laden an dessen Erfolgen teilhaben und aus der plötzlichen Berühmtheit des Jordaniers neue Energie ziehen. Vielleicht wäre er im Laufe der Zeit sogar in der Lage, einige der schlimmsten Entgleisungen Zarqawis zu verhindern.

Bin Laden bestätigte die Partnerschaft ganz offiziell mit einer Tonbandaufnahme, die auf mehreren arabischen Nachrichtensendern ausgestrahlt wurde. In seiner üblichen, betont unaufdringlichen Weise verkündete er, es gebe einen neuen Zweig der Al-Qaida-Bewegung, verbunden mit dem beeindruckenden Aufstieg jenes Mannes, den er als den Anführer dieses Zweiges bezeichnete: »Die Menschen sollen erfahren, dass unser Mudschahed-Bruder Abu Mus‘ab az-Zarqawi der Emir von Al-Qaida für die Basis des Dschihad im Zweistromland ist«, so bin Laden. »Die dortigen Brüder der Gruppe sollen seine Befehle befolgen und ihm in allem, was gut ist, gehorchen.« Die Reaktion von Zarqawis Seite – eine nach Ansicht westlicher Analysten inszenierte Antwort – sprudelte nur so über vor Begeisterung. Man verkündete einen historischen Zusammenschluss, dessen Einzelheiten »allen Muslimen, vor allem denjenigen an der Front, große Freude« bringen werde: »Es erreichte uns in diesem gesegneten Monat die frohe Botschaft, dass der Anführer von Tawhid wal-Dschihad, Abu Mus‘ab az-Zarqawi (Gott schütze ihn), und seine Anhänger dem Scheich al-Mudschaheddin unserer Zeit, Abu Abdullah Osama bin Laden (Gott schütze ihn), die Treue schwören«, hieß es in der Erklärung.

Dieser Zusammenschluss war mehr als eine bloße Partnerschaft. Er markierte einen Neuanfang, die Geburt

einer Bewegung, die die muslimischen Länder von »jedem einzelnen Ungläubigen und jedem boshaften Abtrünnigen« säubern und der Wiederherstellung des islamischen Kalifats den Weg ebnen werde, so die Erklärung.

»Dies ist zweifellos ein Hinweis darauf, dass der Sieg, so Gott will, naht und dass wir auf dem Weg sind zu einer Rückkehr in die glorreiche Vergangenheit«, hieß es in Zarqawis Stellungnahme. »Wir werden den Feinden des Islam mit großem Zorn Furcht einflößen.« Zarqawi versprach Osama bin Laden, er werde ihm gehorchen, »auch wenn Sie uns befehlen, uns ins Meer zu stürzen«. Und doch konnte er der Versuchung nicht widerstehen, darauf hinzuweisen, dass es bin Laden gewesen war, der sich Zarqawis Plänen für den Aufstand angeschlossen hatte, und nicht etwa umgekehrt: »Unsere äußerst großzügigen Brüder von Al-Qaida haben die Strategie verstanden, und sie haben sich unseren Methoden und der allgemeinen Aufgabe mit ganzem Herzen geöffnet.«

Al-Qaida besaß nun eine offizielle Niederlassung im Irak, und der Ganove aus Zarqa hatte einen neuen Titel: *emir*, auf Deutsch: »der Prinz«. Der nächste Marschbefehl für Al-Qaidas neuesten Zweig kam von Osama bin Laden persönlich: Stoppt die Wahlen im Irak.

14

»Werden Sie ihn kriegen?«

Als Datum für die ersten freien Wahlen im Irak setzte man den 30. Januar 2005 fest. In derselben Tonaufnahme, mit der Osama bin Laden Abu Mus‘ab az-Zarqawi in der Al-Qaida-Familie willkommen hieß, verdammte er das historische Ereignis als Sünde und als »Verrat an Allah«. Zarqawi arbeitete bereits intensiv daran, die Wahlen zum Scheitern zu bringen. Dazu brauchte er nicht einmal alle Iraker vom Wählen abzuhalten – er musste lediglich sicherstellen, dass genügend Sunniten den Wahllokalen fernblieben, damit die Wahl für ungültig erklärt wurde. Sein Feldzug, mit dem er dafür sorgen wollte, dass der Irak zu unsicher war, um dort demokratische Strukturen aufzubauen, schien eigens dazu entworfen, den Bemühungen der US-Botschaft einen Strich durch die Rechnung zu machen. Dem Botschaftsrat hatte man nämlich für jenen Winter die undankbare Aufgabe übertragen, sunnitische Politiker zur Kandidatur für die Nationalversammlung zu bewegen.

In den Köpfen vieler der Iraker, die Robert Ford umwarb, glich eine solche Kandidatur einem Todesurteil – für sich selbst und vielleicht sogar für ihre Familien. Sie vom Gegenteil zu überzeugen, war so gut wie unmöglich. Im vergangenen Jahr waren verschiedene sunnitische Regierungsbeamte und -kandidaten erschossen, erstochen, entführt oder in ihren eigenen vier Wänden sowie in ihren

Autos in die Luft gesprengt worden. Am meisten belasteten Ford jene Fälle, in denen er die Opfer persönlich kannte. Dazu zählte der nervöse Gouverneur von al-Anbar, dem er auf einer seiner ersten Reisen außerhalb der Grünen Zone in Ramadi begegnet war. Karim al-Burdschas, ein ehemaliger Armeegeneral, hatte Ford anvertraut, er wolle seinen Job an den Nagel hängen; zu groß war seine Angst um Leib und Leben. Fünf Tage später überfielen mehrere bewaffnete Handlanger Zarqawis sein Haus und entführten seine drei Söhne, von denen der jüngste erst 15 Jahre alt war. Burdschas trat sofort von allen Ämtern zurück, um ihre Freilassung zu erreichen. Sein eilends bestellter Nachfolger musste neben dem Posten als Gouverneur zugleich als Bürgermeister von Ramadi fungieren, weil es schlichtweg niemanden gab, der dieses Amt übernehmen wollte.

»Die lokale Regierung befindet sich in einer schweren Krise«, schrieb Fords Büro in einem vertraulichen Telegramm nach Washington, nachdem er Ramadi besucht hatte.

Doch Ford ließ sich nicht beirren. Wie so oft in jenen Monaten besuchte er einen sunnitischen Beamten, der ihm stets ehrlich gemeinte, wenn auch mitunter recht harsche Ratschläge erteilte. Tarik al-Haschimi war ein ehemaliger Oberst, dessen englischer Akzent und maßgeschneiderte Anzüge eine starke Affinität für den Westen verrieten. Seine ausführlichen Schimpftiraden über die vielen Fehler, die die USA bei der Besatzung begingen, brachten andere hochrangige Angehörige der US-Botschaft immer wieder in Rage. Aber er besaß einen klaren Verstand, kannte sich sehr gut mit den politischen Strömungen unter den Sunniten aus und hatte keine Angst davor, laut und deutlich seine Meinung zu sagen. Ford hörte ihm stets respektvoll zu, und schließlich freundeten sich die beiden Männer an.

In seinen 30ern hatte sich Haschimi im irakischen Untergrund engagiert, als Teil der Muslimbruderschaft, der

konservativ-religiösen Organisation, die in der ganzen islamischen Welt vertreten war. Bereits während seines Hochschulstudiums der Wirtschaftswissenschaften stieg er zu einer prominenten Figur der Irakischen Islamischen Partei auf. Nach dem Sturz von Saddam Hussein war die Partei auf einmal die stärkste und am besten organisierte politische Fraktion der irakischen Sunniten, und Haschimi stand ihr als Chef voran. Als die Amerikaner ihren Plan verkündeten, Ende Januar eine Nationalversammlung wählen zu lassen, die eine neue irakische Verfassung ausarbeiten sollte, war Haschimis Partei zunächst mit an Bord und reichte eine lange Liste von Kandidaten ein. Doch ein paar Wochen vor dem Wahltermin änderte sie auf einmal abrupt ihren Kurs und zog alle ihre Kandidaten zurück.

Ford fuhr von der Grünen Zone aus zu Haschimis Villa, um ihn zu bitten, es sich doch noch einmal zu überlegen. Mit seinem kurz geschorenen silbergrauen Haar und dem ordentlich getrimmtem Bart war der pensionierte Oberst noch immer eine würdevolle Erscheinung. Er begrüßte den Diplomaten mit Vornamen und so freundlich wie immer. Dann sagte er Ford und seinen Begleitern, sie mögen doch bitte schön das Weite suchen.

»Wir werden keine Kandidaten für die Wahl aufstellen«, sagte er kurz und knapp. »Wir haben nämlich keine Lust, uns umbringen zu lassen.«

Haschimi hatte eine lange Liste von Beschwerden parat, die er für jeden Amerikaner herunterratterte, der ihm zuhörte. Üblicherweise begann er dabei mit dem größten Kritikpunkt der meisten irakischen Sunniten: Seit dem Sturz von Saddam Hussein waren die Sunniten von den Schiiten politisch an den Rand gedrängt worden, und in vielen ethnisch gemischten Stadtvierteln griffen Letztere inzwischen zu gewaltsamen Mitteln gegen die Sunniten, die sich ihrerseits für die jahrzehntelange Unterdrückung rächen wollten. In Bagdad und Basra waren Sunniten aus

überwiegend schiitischen Gegenden vertrieben worden, manche waren von schiitischen Banden und sogar von schiitischen Polizisten gefoltert und ermordet worden. Morde gab es natürlich auf beiden Seiten, aber nachdem die Sunniten unter Saddam jahrzehntelang einen vergleichsweise privilegierten Status genossen hatten, waren viele von ihnen besonders erbost darüber, dass es den US-Streitkräften nicht gelang, die Übergriffe zu stoppen. Und anstatt sie zu beschützen, überfielen amerikanische Soldaten mitten in der Nacht sunnitische Häuser, um nach Waffen und Aufständischen zu suchen und zerstörten ihr Eigentum – ganz zu schweigen vom Verstoß gegen arabische kulturelle Tabus, die es fremden Männern zum Beispiel untersagen, einfach so in Zimmer einzudringen, wo Frauen und Kinder wohnen.

»Sie verhaften uns, wann immer nur möglich«, beschwerte sich Haschimi. »Ständig unterlaufen Ihnen Fehler, und das wird dann für Leute wie mich ganz schön peinlich.«

Aber schossen nicht auch Sunniten auf amerikanische Soldaten und jagten ihre Humvees in die Luft? Und was war mit den Sunniten, fragte sich Ford, die Terroristen wie Zarqawi Unterschlupf gewährten?

Ford wusste, dass es Haschimi genauso wenig gefiel wie ihm, dass Zarqawi und andere ausländische Kämpfer im Westirak ganze Dörfer und Stadtviertel unter ihre Kontrolle gebracht hatten. Ein paar Wochen zuvor hatten sich US-Truppen in Falludscha einen brutalen Straßenkampf mit den Terroristen geliefert und sie aus der Stadt vertrieben, nur um danach zusehen zu müssen, wie sie in Ramadi und anderen Städten unterkamen. Zarqawi hatte sunnitische Wohn- in Kriegsgebiete verwandelt; unschuldige Iraker wurden von Autobomben getötet.

Dennoch weigerte sich Haschimi, zuzugeben, dass Ford in diesem Punkt nicht ganz Unrecht hatte. »Natürlich

kämpfen die gegen Sie«, erwiderte er. »Sie machen ihnen ja schließlich das Leben zur Hölle.«

Doch auch wenn Haschimi sich hier in Rage redete, wollte er, dass die Sunniten in der künftigen irakischen Regierung eine eigene Stimme hatten, so viel war Ford klar. Aber damit sah es schlecht aus – jetzt, wo Zarqawi regelmäßig verkündete, dass jeder Iraker, der sich für ein politisches Amt bewerbe, getötet werde. Haschimi sagte, ein solches Risiko einzugehen könne er von seinen sunnitischen Glaubensbrüdern nicht mit gutem Gewissen verlangen: »An Orten wie Ramadi und Falludscha werden sie von sunnitischen Hardlinern ermordet. Und da, wo man sie nicht umbringt, wie in Mossul, wird man sie boykottieren, sodass sie die Wahl gegen Schiiten und Kurden verlieren, dank eures dämlichen Proporzsystems.«

Im Laufe der folgenden Wochen schickten Ford und seine Kollegen von der Botschaft immer wieder Berichte an die Bush-Administration, die darauf drängten, die Wahl so lange zu verschieben, bis im Irak eine bessere Sicherheitslage herrsche und man die Sunniten davon überzeugen könne, sich an den Wahlen zu beteiligen. Die Vereinigten Staaten dürften nicht als Garant einer Wahl dienen, die von einem Drittel der Bevölkerung des Landes als rechtswidrig angesehen werde, so die Diplomaten. »Davon setzten wir Washington in Kenntnis«, erzählte Ford später. »Die Schiiten werden wählen gehen, die Kurden werden wählen gehen, aber die Sunniten nicht. Dadurch wird es eine überwiegend schiitisch-kurdisch geprägte Regierung geben, ohne Beteiligung der Sunniten. Und das wird alles noch schlimmer machen.«

Das wollte auf den höchsten Ebenen der Regierung Bush natürlich niemand hören. Einige Regierungsvertreter schlugen vor, man solle sich alternative Möglichkeiten der Abstimmung überlegen, beispielsweise, dass Sunniten ihre Stimmzettel zu Hause ausfüllen dürften, ohne sich der Gefahr auszusetzen, die eine Fahrt zum Wahllokal mit sich

bringen würde. Ein anderer Vorschlag lautete, die Iraker über das Internet zu wählen oder per Handy wählen zu lassen, doch dies ging komplett an der Realität vorbei – selbst wenn manche einen Computer besaßen, verfügten beispielsweise große Teile der Provinz al-Anbar nur sporadisch über Strom, manche überhaupt nicht. Als Ford darauf hinwies, dass diese Vorschläge praktisch nicht durchführbar seien, warf ihm ein Mitarbeiter im Weißen Haus vor, seine Kommentare seien »wenig hilfreich«. So oder so wollte Präsident Bush den ursprünglichen Zeitplan unbedingt einhalten. Der Plan der Bush-Administration sah vor, dass zunächst eine verfassungsgebende Versammlung gewählt würde, die dann eine neue irakische Verfassung ausarbeitete; im Anschluss sollte eine zweite Wahl folgen, bei der ein neues Parlament und damit schließlich auch eine legitime irakische Regierung gewählt würde, die den Amerikanern die Verantwortung für das Land und seine unzähligen Probleme abnehmen sollte. Würde das Ganze auch nur um einen einzigen Tag verschoben, würde der Moment, an dem die USA dem Irak endlich symbolisch die Schlüssel in die Hand drücken konnten, noch weiter in die Ferne rücken.

»Der Präsident«, so Ford, »wollte davon nichts wissen.«

Am 30. Januar 2005 strömten Millionen Irakerinnen und Iraker zu den Wahlurnen, um bei den allerersten demokratischen Wahlen des Landes ihre Stimme abzugeben. In den TV-Nachrichten sah man lachende Menschen ihre mit violetter Wahltinte eingefärbten Fingerspitzen in die Kamera halten, als Zeichen dafür, dass sie gerade ihre Stimme abgegeben hatten.

Wie Zarqawi es angedroht hatte, verübten Aufständische mehrere Dutzend Anschläge, vor allem auf Wahllokale in sunnitischen Wohngebieten. Mindestens 44 Menschen starben. Irakische und US-Beamte werteten die Wahl dennoch als Erfolg. Sicher, es hatte ein paar gewalttätige Übergriffe gegeben, aber dennoch war es Zarqawi nicht

gelungen, »die Straßen mit Blut zu überschwemmen«, wie er zuvor gedroht hatte.

Dennoch hatte der Anführer von Al-Qaida im Irak in anderer Hinsicht genau das erreicht, was er wollte: Im ganzen Land, von der syrischen Grenze bis zum Persischen Golf, waren die meisten sunnitischen Wähler zu Hause geblieben; in der Provinz al-Anbar waren gerade einmal zwei Prozent der Sunniten wählen gegangen. Als in den folgenden zehn Monaten eine Verfassung ausgearbeitet wurde, die die Macht und den Ölreichtum des Irak auf die drei großen konfessionellen Gruppen des Landes und seine 36 Millionen Einwohner aufteilte, waren die Sunniten an den Gesprächen nicht beteiligt. In dem Land, das sie einst regiert hatten, waren sie zu einer entrechteten und verfolgten Minderheit geworden, und die Trauer der Sunniten über ihren verlorenen Status sollte in den folgenden Jahren nur noch schlimmer werden.

Fords permanente Sticheleien zeigten indes doch noch Wirkung: Haschimi erklärte sich schließlich bereit, in die Politik zu gehen. Er stieg sogar bis zum irakischen Vizepräsidenten auf und wurde zu einem der prominentesten Fürsprecher für die Anliegen der Sunniten. Nur eine Woche nach seiner Vereidigung erschossen Angehörige von Zarqawis Netzwerk bei zwei separaten, gezielten Angriffen auf den Straßen Bagdads einen Bruder und eine Schwester von Haschimi. Ein weiterer Bruder des Staatsmannes, seines Zeichens hochrangiger Militärberater der irakischen Regierung, wurde fünf Monate später in seinem eigenen Haus erschossen.

Zwei Tage nach der Beerdigung seiner Schwester gab Haschimi der BBC ein Fernsehinterview. Sein sonst so selbstbewusstes Auftreten war dahin, und ein leichtes Zittern in seiner Stimme verriet, wie sehr es ihn mitgenommen hatte, dass er gerade zwei seiner Geschwister zu Grabe getragen hatte, die nur getötet worden waren, um ihn unter Druck zu setzen. Aber

Haschimi dachte gar nicht daran, von seinem Amt zurückzutreten. »Wir sind überzeugt davon, dass wir den richtigen Kurs eingeschlagen haben«, sagte er. »Das Blut, das vergossen wurde, und die Märtyrer, die gefallen sind, sind nun einmal der Preis, den wir zahlen müssen.«

Mit der Zahl der Opfer wuchs auch die Zahl der Feinde Zarqawis. Selbst in der Provinz al-Anbar, wo man so viele der ausländischen Kämpfer mit offenen Armen empfangen hatte, als jene noch hauptsächlich US-Soldaten und Schiiten töteten, hätten nun immer mehr Menschen den Terroristen ohne zu zögern an die Amerikaner ausgeliefert. Fast täglich trafen Hinweise ein, bei den Polizeistationen, den Militärpatrouillen und den vielen Informanten, die wiederum mit anderen Informanten sprachen. Sie alle gehörten zu einer Informationskette, die in der stetig expandierenden CIA-Einsatzzentrale in Bagdad endete.

Dank eines solchen Hinweises wäre Zarqawi ihnen im Februar 2005 beinahe ins Netz gegangen. CIA-Mitarbeiterin Nada Bakos war live dabei; zunächst wie hypnotisiert, dann immer unruhiger und schließlich voller Wut verfolgte sie auf den Bildschirmen vor sich die Bilder einer Überwachungsdrohne.

Die Amerikaner hatten erfahren, dass einer von Zarqawis obersten Leutnants am 20. Februar auf der Schnellstraße von Falludscha nach Ramadi zu einem wichtigen Treffen reisen würde, und alle Umstände wiesen laut der US-Beamten darauf hin, dass Zarqawi ihn begleiten würde. Daher positionierte man entlang der Strecke eine Überwachungsdrohne und mehrere Kommandoeinheiten.

Am frühen Nachmittag erspähte die Drohne das Auto des Leutnants und folgte ihm. Es fuhr mit hoher Geschwindigkeit; zwei weitere Fahrzeuge, eines davon ein kleiner Pick-up-Truck, folgten ihm in diskretem Abstand. Die Fahrt ging auf der flachen Wüstenpiste in Richtung Westen, vorbei an künstlich bewässerten Bauernhöfen und Hainen mit Dattelpalmen.

An einer militärischen Straßensperre musste der kleine Konvoi unvermittelt anhalten. Das erste Fahrzeug war schnell von Soldaten umzingelt, doch die anderen beiden bogen sofort ab in die Wüste, drehten und fuhren in verschiedenen Richtungen davon. Die Drohne nahm den Pick-up-Truck ins Visier, dessen Fahrer – entweder intuitiv oder weil er das Jaulen der Drohnenpropeller hörte – ein paar heftige Schenker hinlegte. Offenbar fürchtete er, unter Raketenbeschuss geraten zu sein. Beim vergeblichen Versuch des Fahrers, der Drohne durch geschicktes Manövrieren zu entkommen, geriet der Wagen mehrmals ins Schleudern und sauste nur knapp an mehreren ausgeschlachteten Autos und Verkehrsschildern vorbei.

Bakos starrte wie gebannt auf den Bildschirm. Was für ein unglaubliches Glück wäre es, wenn Zarqawis Karriere hier und jetzt an der Straße nach Ramadi in einem Haufen Blech ihr Ende fände, dachte sie.

»Jetzt fahr das Auto schon zu Schrott!«, schrie sie den lautlosen Videobildern entgegen. »Stirb endlich in deiner Karre!«

Aber es sollte nicht sein – Zarqawi starb nicht, zumindest nicht an diesem Tag. In voller Fahrt bog der Pick-up wieder von der Straße ab und fuhr auf einer unbefestigten Piste zu einem kleinen, von dichten Palmenhainen umstandenen Gehöft. Jemand sprang aus dem Wagen, doch der Fahrer fuhr weiter, bis er endlich unter einem Baldachin aus Palmwedeln zum Stillstand kam.

Sie hätten Zarqawi noch schnappen können, wäre es nicht zu einer technischen Panne gekommen, und das zum denkbar ungünstigsten Zeitpunkt – genau zur selben Zeit, als Zarqawi durch den Palmenhain floh, beschloss die Kamera der US-Drohne, einen Reset durchzuführen. Als die amerikanischen Soldaten endlich vor Ort waren, arbeiteten sie sich nur langsam durch die Bäume vor, weil überall Sprengfallen liegen konnten. Doch da waren die Flüchtigen ohnehin längst verschwunden. Im Pick-up, den sie gegen

eine Dattelpalme gesetzt hatten, machten die Soldaten immerhin einen außergewöhnlichen Fund: Auf dem Sitz lagen ein Laptop – Zarqawis, wie sich herausstellte – und eine Tasche mit 100.000 Dollar in gemischter Währung. Die Insassen des Lastwagens mussten so sehr in Panik gewesen sein, dass sie beides zurückgelassen hatten.

Es dauerte zwei Wochen, bis die Verschlüsselung des Computers geknackt war, und noch weitaus länger, den gesamten Inhalt der Festplatte zu übersetzen und zu analysieren. Bis dahin waren die meisten Details, auf die man sofort hätte reagieren können – Adressen konspirativer Wohnungen, Einsatzpläne, Handynummern –, bereits veraltet. Dennoch war der Laptop für die amerikanischen Analysten von unschätzbarem Wert: Es war das erste Mal, dass sie direkt nachvollziehen konnten, was in Zarqawis Kopf vor sich ging. So nahe waren sie ihm noch nie gekommen.

Eine Datei enthielt Unmengen von Fotos, unter anderem eine Reihe von Passbildern, die Zarqawi mit verschiedenen Looks und Verkleidungen zeigten, vom glatt rasiert Geschäftsmann mit Drahtbrille bis hin zum arabischen Scheich mit Schnurrbart und karierter Kufiya. Eine andere Datei enthielt Zarqawis medizinische Unterlagen mit Fotos und Notizen über die Behandlung seiner diversen Kriegsverletzungen. Es gab zahlreiche Memos und E-Mails, in denen man nachlesen konnte, wie sich die Struktur der Terrorgruppe verändert hatte: Zarqawi hatte für sich selbst die Rolle des »operativen Kommandanten« erfunden, und die Iraker traten als nominelle Anführer von Al-Qaida im eigenen Land mehr in den Vordergrund. Weitere Ordner auf dem Laptop enthielten ausführliche E-Mails an die Führungsriege von Al-Qaida, unter anderem an bin Laden persönlich, sowie Power-Point-Präsentationen und mitgefilmte Zusammenkünfte von Zarqawis Führungsstab, der die Strategie und Pläne der Gruppe für Jordanien diskutierte. Gerade diese Videoaufnahmen waren von

unschätzbarem Wert. Einige der Dokumente kannten die Experten der US-Terrorabwehr bereits; viele waren ihnen aber gänzlich neu.

»Es gab da eine Präsentation für eine Einsatzbesprechung, die genauso gut war wie eine von unseren Kommandos«, kommentierte einer der Experten, die den Inhalt des Computers analysierten. »Darin war seine ganze Organisation dargestellt, in Form eines Blockdiagramms. Fast so etwas wie ein *Who is who*.«

Ein Video zeigte eine komplette Sitzung von Zarqawis Kriegsrat. Die Intimität der Bilder war faszinierend und beängstigend zugleich: Wie Schulkinder saßen knallharte Killer auf dem Fußboden im Kreis auf Decken und lauschten gespannt, während einer der Anwesenden ein Lied sang und ein anderer ein Gedicht rezitierte. Als Zarqawi an der Reihe war, erzählte er Witze und Anekdoten. Anschließend sprach er über seine Vision für den Irak sowie die ganze Region und beschrieb, wie die Dschihadisten erst alles in Schutt und Asche legen müssten, um daraus etwas zu schaffen, das ganz neu war, zugleich jedoch so alt wie der Islam selbst.

An dieser Stelle wich Zarqawi von der üblichen Dschihad-Rhetorik ab. Andere radikale Islamisten sprachen allenfalls ziemlich vage davon, das Kalifat des goldenen Zeitalters des Islams, als es für alle Muslime nur eine einzige religiöse Autorität gab, irgendwann wiederherzustellen und die von den westlichen Mächten künstlich gezogenen Landesgrenzen wieder abzuschaffen. Zarqawi aber sprach nicht von einer fernen Zukunft. Er sprach vom Kalifat im Präsens, mit ihm als Anführer einer Befreiungsarmee, die sich auf dem Marsch in Richtung Sieg befand.

»Er war bereits dabei, das Kalifat zu errichten«, sagte der Analyst, der das Laptop untersuchte. »Er dachte strategisch und sehr langfristig.«

Auch Bakos war von Zarqawis Auftreten verblüfft. Im CIA-Hauptquartier in Langley befasste sie sich intensiv mit

dem Inhalt des Laptops. Es war eine echte Fundgrube. Die Bilder, die sie sah, bestätigten ihre lang gehegten Vermutungen über den Geisteszustand des Jordaniers sowie des harten Kerns seiner Anhänger, aber auch darüber, was diese antrieb. Von Osama bin Laden und dessen Schergen unterschied sie vor allem das sektenartige Verhalten und das messianische Denken. Eine formale Analyse der psychologischen Abteilung der CIA kam zu ähnlichen Ergebnissen: Zarqawi war ein klassischer Narzisst, und er schien sich tatsächlich für die Inkarnation eines jener alten islamischen Krieger zu halten, die er so sehr bewunderte. Inzwischen wuchs sein Glaube an die eigene Größe wie ein Tumor. Längst geklärte dogmatische Grundsatzfragen wie das Verbot, Unschuldige zu töten, waren für ihn nicht mehr von Bedeutung, da Zarqawis eigene Meinung mehr wog als ein paar Jahrhunderte islamischer Gelehrsamkeit.

»Es gibt Leute, die studieren den Koran und verstehen ihn«, sagte Bakos später einmal über die Geisteshaltung des jordanischen Terroristen. »Zarqawi kann Teile des Korans rezitieren – lange Zeit konnte er ihn gar nicht lesen, weil er kaum lese- oder schreibkundig war –, und er interpretiert ihn einfach so, wie es ihm passt, obwohl ihm dazu die nötige Ausbildung und der Hintergrund fehlen.«

Sich mit Zarqawi zu befassen, war für Bakos inzwischen ein Fulltime-Job. Ein Jahr zuvor hatte sie von den permanenten Anfragen, die nicht existierenden Verbindungen zwischen Al-Qaida und Saddam Hussein nachzuweisen, derart die Nase voll gehabt, dass sie bei der CIA alles hingeworfen hatte. Sie hatte ihrem Chef die Kündigung in die Hand gedrückt und war vier Tage lang nicht zur Arbeit erschienen, bis einer der leitenden Beamten sie angerufen und überredet hatte, zurückzukommen. Geködert hatte er sie mit einer neuen Position, in der sie sich ausschließlich auf Zarqawi konzentrieren durfte. Sie war nun eine Zielfahnderin, eine

der Top-Spürnasen der Behörde, die man CIA-intern »targeters« nannte. Deren Aufgabe war es, Beweise zu sammeln, die zur Ergreifung oder Tötung eines einzelnen Terroristen führten, der eine Bedrohung für das Land darstellte. Einige von ihnen, wie Bakos, lebten in gewisser Weise zwei Leben: eines in der hektischen CIA-Zentrale und eines in den gefährlichen Außenposten der Behörde in Übersee. Oft blieben sie so lange an ihrer Zielperson dran, bis diese von der Liste der CIA gestrichen wurde. In der Regel war die Person dann tot. Als frischgebackene Zielfahnderin hatte Bakos Zugang zu sämtlichen Netzwerken der US-Regierung und allen darin enthaltenen Informationen, um nach Hinweisen zu suchen, die sie zu Zarqawi führen würden.

Zwischen ihren Einsätzen im Irak führte Bakos daheim ein ganz normales Leben – oder zumindest das, was sie sich darunter vorstellte. Sie zog um nach Cleveland Park, einem zauberhaften Stadtviertel in Washington mit Häusern aus der Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts und vielen stilvollen Cafés. Gleich um die Ecke lag der National Zoo. Da ihr Job sie zu einer so extremen Geheimhaltung zwang, dass selbst ihre eigene Familie nur eine vage Vorstellung davon hatte, womit sie ihr Geld verdiente, bestand ihr Freundeskreis größtenteils aus Kolleginnen und Kollegen. Um überhaupt etwas Gesellschaft zu haben, trat Bakos in den »Strick- und Wein-Club« ein, den ein paar andere CIA-Analystinnen gegründet hatten. Dabei lagen ihr Handarbeiten eigentlich gar nicht.

»Wir konnten da ganz offen reden, und das war sehr schön«, erzählte sie. »Und wir haben deutlich mehr Wein getrunken, als gestrickt.« An den Morgen danach machte sie sich dann wieder auf die Jagd.

Eines Tages im Juli, fünf Monate nach dem Vorfall in der Wüste außerhalb von Ramadi, tauchte in einem der täglichen Telegramme aus Bagdad ein neues Puzzleteil im Fall Zarqawi auf. Den Agenten war es gelungen, einen Brief

abzufangen, den der stellvertretende Al-Qaida-Chef, Ayman al-Zawahiri, an Zarqawi geschickt hatte. Bin Ladens rechte Hand hatte eine 6000 Wörter umfassende Leistungsbeurteilung verfasst, in der die Organisation ihre Sorge über den jüngsten Ableger zum Ausdruck brachte. Dass die CIA diesen Brief überhaupt besaß, war so geheim, dass Bakos ihn nur im Inneren einer besonders abgesicherten Kammer einsehen durfte, die die Analysten »die Gruft« getauft hatten. Dort las sie den Brief, und mit jeder Zeile stieg ihre Faszination.

Das Problem, das Zawahiri mit relativ zurückhaltenden Worten umriss, war ganz einfach folgendes: Zarqawi war so blutrünstig, dass sein Verhalten die »Marke Al-Qaida« unter den Muslimen langsam, aber sicher beschädigte. Amerikaner und irakische Soldaten zu töten, sei so weit in Ordnung, wie Zawahiri schrieb, aber die Autobomben, die Anschläge auf schiitische Moscheen und die blutigen Hinrichtungsvideos sendeten ein falsches Signal aus. Für den gewöhnlichen Muslim seien Bilder von toten schiitischen Kindern und enthaupteten bulgarischen Lkw-Fahrern nicht inspirierend, sondern schlicht abstoßend. »Die Mudschahed-Bewegung muss jede Handlung vermeiden, die die Massen nicht verstehen oder gutheißen«, lautete Zawahiris Warnung.

»Zu denjenigen Dingen, die die muslimische Bevölkerung, die Sie liebt und unterstützt, nie gutheißen wird, zählen die Aufnahmen von abgeschlachteten Geiseln. Lassen Sie sich nicht durch die Lobeshymnen einiger übereifriger junge Männer täuschen, die Sie als »Scheich der Schlächter« oder Ähnliches bezeichnen! Der gewöhnliche Anhänger des Widerstands im Irak und insbesondere Ihrer Person, mit der Gunst und dem Segen Gottes, ist ganz anderer Ansicht. Ihre – durchaus berechtigte – Reaktion mag lauten: Sollen wir etwa nicht in den Herzen der Kreuzritter und ihrer Helfer Angst und Schrecken säen? Ist nicht die Zerstörung

der Dörfer und der Städte für deren Bewohner viel grausamer als unsere Attentate? Solche Fragen könnten Sie stellen, und diese Fragen sind auch durchaus berechtigt … Doch trotz all dem sage ich Ihnen: Wir befinden uns im Krieg, und dieser Krieg wird zu einem Großteil auf dem Schlachtfeld der Medien ausgetragen. Wir sind mitten in einer Medienschlacht, in einem Wettrennen um die Herzen und Köpfe unserer [muslimischen Glaubensgemeinschaft]. Und so weit unsere Möglichkeiten auch reichen mögen: Niemals werden sie auch nur einem Tausendstel dessen entsprechen, was dem Reich Satans, das gegen uns kämpft, zur Verfügung steht. Wir können Gefangene auch einfach mit Kugeln töten. Dadurch erreichen wir das, was wir erreichen wollen, ohne uns weiteren Fragen auszusetzen und auf Zweifel reagieren zu müssen. Das brauchen wir nicht.«

Neben diesen mahnenden Worten gab es aber auch Lob für Zarqawis Mut und seine militärischen Leistungen. Zawahiri schloss seinen Brief mit der Bitte um Geld (»Wenn Sie uns eine Zahlung von etwa 100.000 zukommen lassen, wären wir Ihnen sehr dankbar«). Trotzdem war seine Absicht unverkennbar: Hier gab es Anzeichen für handfeste Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Hauptzweig von Al-Qaida und seinem irakischen Tochterunternehmen.

Zarqawis Reaktion ließ nicht lange auf sich warten, auch wenn er sie nicht direkt an Al-Qaida adressierte. Zwei Wochen nach Zawahiris Rüge verfasste er einen offenen Brief an seinen ehemaligen Mentor und Mithäftling Abu Muhammad al-Maqdisi, in dem er ihn (und alle anderen Islamisten, die seine Methoden infrage stellten) zurechtwies: Maqdisi mochte ein angesehener islamischer Gelehrter sein, aber er sei dennoch nicht allwissend, schrieb Zarqawi: »Er hat kein Monopol auf Wissen, und das darf er auch nicht haben. Nicht alles, was er sagt, ist

richtig, vor allem, wenn es um den Dschihad geht und um den momentanen Stand der Dinge.«

Zarqawi erklärte, alles, was er tue – von den Morden an Schiiten bis hin zu den Selbstmordattentätern, die er in den Tod schickte – sei von »aufrichtigen, wahrhaftigen Mudschaheddin-Gelehrten« sanktioniert. Deren Namen dürfe er jedoch nicht nennen, da einige von ihnen im Gefängnis säßen und dadurch möglicherweise zu Schaden kämen.

Eine zweite Reaktion folgte in Form einer Audiobotschaft, die im September 2005 auf mehreren Dschihad-Webseiten auftauchte. Gerade einmal zwei Monate waren vergangen, seit bin Ladens Stellvertreter ihn davor gewarnt hatte, weitere Schiiten zu töten, und schon kündigte Zarqawi eine neue Militäroffensive an, die sich explizit gegen die »rafida« wandte, »die, die sich weigern« – eine abwertende Bezeichnung für die Angehörigen des schiitischen Glaubens.

»Al-Qaidas Organisation im Zweistromland erklärt allen ›rafida‹, wo auch immer sie sich im Irak aufhalten, den totalen Krieg«, verkündete Zarqawi in seiner aufgezeichneten Botschaft. Und er erklärte, andere irakische Gruppen kämen ebenfalls in die Schusslinie, wenn sie nicht öffentlich der irakischen Übergangsregierung abschworen, die nach den Wahlen im Januar 2005 an die Macht gekommen war: »Sie müssen zwischen der guten Seite und der bösen Seite wählen. Jeder Stamm …, der nachgewiesenermaßen den Kreuzrittern und ihren Spionen die Treue hält, wird auf die gleiche Weise von den Mudschaheddin angegriffen werden wie die Kreuzritter selbst.« Das bedeutete nicht weniger als der offene Widerstand gegen die Führungsriege von Al-Qaida – und das aus der Feder eines Mannes, der noch vor Kurzem so sehr um bin Ladens Anerkennung gebuhlt hatte.

Vom Inneren der »Gruft« aus analysierten Bakos und ihre Kollegen bei der Terrorabwehr minutiös die Briefe und

Transkripte. Sie fragten sich, ob Zarqawi es ganz bewusst darauf anlegte, die weltweite Führung der Dschihad-Bewegung an sich zu reißen, oder ob er einfach nur starrköpfig und verbohrt war. »Wir lasen die Briefe immer und immer wieder, und wir staunten über seinen Tonfall«, erinnerte sich Bakos später. »Da war keine Spur von Ehrerbietung. Ganz mutig und selbstbewusst stritt er mit Zawahiri über die Strategie eines Dschihad im Irak, und er war überzeugt davon, dass er Recht hatte.« Bakos versuchte sich vorzustellen, wie sich das Ganze aus Zarqawis Perspektive darstellte. Der Jordanier stand an der Spitze einer Armee Tausender Kämpfer, die ihm allesamt blind ergeben und bereit waren, ihr Leben zu opfern – die sich vielleicht sogar danach sehnten. Zarqawi hatte etwas erreicht, das seit dem Afghanistankrieg keiner Mudschaheddin-Streitkraft mehr gelungen war: durch einen blutigen Guerillakrieg eine globale Supermacht in die Schranken zu weisen. Er besaß massenhaft Geld, Waffen und freiwillige Kämpfer. Im Gegensatz zu den Anführern von Al-Qaida, die in ihrem selbst gewählten Exil hockten, kämpfte er tagtäglich gegen die Amerikaner und ihre irakischen Verbündeten. Und wie die Meinungsumfragen bewiesen, laut derer die öffentliche Unterstützung für den Krieg der USA im Irak immer weiter nachließ, hatte er Erfolg. Warum also sollte er sich von Zawahiri irgendwelche Ratschläge anhören?

Dass er mit seinen brutalen Taktiken viele Muslime vor den Kopf stieß, war zwar richtig, doch bestand hierin für Zarqawi ein Nachteil? Bakos war sich da nicht mehr so sicher. 100 bis 150 Hardcore-Dschihadisten strömten Monat für Monat in den Irak, die bereit waren, für den »Scheich der Schlächter« zu kämpfen und zu sterben. Zarqawi nutzte die wachsende Macht des Internets, um seinen Ruf als furchtloser Krieger zu festigen, der gnadenlos alle Feinde Allahs tötete. Auch wenn die meisten Menschen die Bilder, die er ins Netz stellte, abstoßend

fanden, so machten diese ihn für viele Tausend junge Männer zu einer Kultfigur; für sie war Zarqawi ein Held, der sich im Namen der muslimischen Nation für viele Jahrhunderte der Demütigung und der Niederlagen rächte.

Offensichtlich bedurfte der Jordanier der Zustimmung seines obersten Dienstherren nicht mehr. Einige Analysten sahen seine Organisation immer noch als eine Art Außenstelle von Osama bin Laden, dabei war längst klar, dass Zarqawi eine ganz andere Meinung hatte. Für ihn war das hier kein Ableger von Al-Qaida. Es war Al-Qaida 2.0.

»Die Leute glauben, er schade der Marke Al-Qaida«, so Bakos. »In Wahrheit promotet er seine eigene Marke, denn er gewinnt.«

Während sich in jenem Sommer Zarqawi und Al-Qaida darüber stritten, ob man Geiseln die Köpfe abhacken durfte oder nicht, rief Präsident George W. Bush die erste Sicherheitskonferenz im Weißen Haus ein, bei der es ausschließlich um den jordanischen Terroristen ging.

Am Morgen des 29. Juni 2005 saßen die Teilnehmer eng zusammengepfercht im Situation Room. Bush hatte inzwischen das erste halbe Jahr seiner zweiten Amtszeit hinter sich. Er hatte bereits in seinem Ledersessel an der Stirnseite des polierten Konferenztisches Platz genommen, als die anderen altbekannten Gesichter eintrafen – Vizepräsident Dick Cheney, Außenministerin Condoleezza Rice, Verteidigungsminister Donald Rumsfeld und Steve Hadley, der Berater für Nationale Sicherheit. Die Moderation übernahm an jenem Morgen Michael V. Hayden, Vier-Sterne-General der Air Force: Der spätere CIA-Direktor war damals Erster Stellvertreter im Büro des US-Geheimdienstkoordinators.

Hayden eröffnete die Sitzung mit einem Überblick über die Biografie des berüchtigtsten Terroristen im Irak. Er erzählte, wie Zarqawi im trostlosen Zarqa aufgewachsen war, wo er schon als Jugendlicher straffällig wurde, berichtete von seiner Zeit in Afghanistan, davon, wie er zur Religion fand, von seiner Zeit im Gefängnis. Er beschrieb das Lager in Herat, die Flucht in die Berge im Osten des Irak, die Ermordung des Diplomaten Laurence Foley und seine Verbindungen zum »Millennium Plot«. Dann sprach er über Zarqawis erste terroristische Aktivitäten im Irak; es war eine Mischung aus raffiniertem Vorgehen und »purem Glück« gewesen, wie Hayden es ausdrückte, die ihm gezielte Anschläge auf gemäßigte schiitische Geistliche und das Hauptquartier der Vereinten Nationen in Bagdad ermöglichte.

Bush horchte auf. »Er hat Sérgio getötet?« Der Präsident meinte den Diplomaten Sérgio Vieira de Mello, der bei Zarqawis spektakulärem Sprengstoffanschlag auf das UNO-Gebäude im ersten Kriegssommer gestorben war. Bush hatte den adretten Brasilianer gekannt und gemocht. »Das wusste ich nicht.«

Als es darum ging, die nächsten Maßnahmen zu besprechen, erteilte Bush Rumsfeld das Wort, der der Gruppe einen Neuling vorstellte: Stanley McChrystal, den Chef der Joint Special Operations Command. Der Offizier, der für die Jagd nach Zarqawi verantwortlich war, befand sich zufällig auf Besuch in den Vereinigten Staaten und sollte dem Präsidenten persönlich Rede und Antwort stehen.

»Stan wird Ihnen mitteilen, was wir alles tun, um Zarqawi zu schnappen«, sagte Rumsfeld zu Bush.

Laut seinem schriftlichen Bericht über die Sitzung hielt Generalmajor McChrystal einen Vortrag und zeigte ein paar Dias, wobei Bush ihn immer wieder unterbrach und ihm Fragen stellte.

Als er fertig war, sah Bush den Generalmajor eine Weile nachdenklich an. »Werden Sie ihn kriegen?«, fragte der Präsident schließlich.

»Das werden wir, Herr Präsident«, antwortete McChrystal mit aller Überzeugungskraft, die er aufbieten konnte. »Daran habe ich keinerlei Zweifel.«

Etwas später beim Meeting wandte sich Bush noch einmal an McChrystal: »Wollen Sie ihn töten oder gefangen nehmen?«

»Ich würde ihn gerne gefangen nehmen, Herr Präsident.«

»Warum töten wir ihn denn nicht einfach?«, fragte Bush.

Die Anwesenden lachten nervös.

»Nun, Herr Präsident, um ehrlich zu sein, möchte ich mit ihm reden. Er weiß viele Dinge, die wir ebenfalls wissen sollten.«

Damit schien Bush zufrieden. Er lächelte. »Guter Punkt.«

McChrystal war tatsächlich zuversichtlich, auch wenn es momentan keine greifbaren Hinweise auf Zarqawis Aufenthaltsort gab. Dafür hatte McChrystals Task-Force 6–26 bereits mehrere Leutnants des Terroristen aufgespürt. Einige waren getötet, andere auf dem Luftstützpunkt in Balad, der der Einheit als Hauptquartier diente, verhört worden. Jede Festnahme stärkte das Informationsnetz der Amerikaner, und doch reichte das alles noch nicht.

Je mehr Informationen sie sammelten, desto mehr Respekt zollte McChrystal seinem Gegner: Ganz egal, wie gut oder schlecht er ausgebildet worden war: Zarqawi hatte mehr als einmal seine Fähigkeiten als militärischer Befehlshaber unter Beweis gestellt und gezeigt, dass er in der Lage war, aus ungeschulten Rekruten disziplinierte, zu allem entschlossene Soldaten zu machen. Aus dem, was die Inhaftierten erzählten, zeichnete sich allmählich ein genaueres Bild ab – das Bild einer Führungspersönlichkeit mit einem unaufdringlichen Charisma, der vor nichts Angst hatte. »Das ist mal ein echter Kerl«, sagte einer von McChrystals Untergebenen bei einer Strategie-Sitzung.

Dem konnte man kaum widersprechen. Zarqawi besaß so etwas wie eine »mystische Dschihadisten-Aura – eine gefährliche Mischung aus Gewalttätigkeit und echtem Charisma, und über allem liegt der süße, schwere Duft der Propaganda«, wie McChrystal später schrieb. Und nun wehte dieser Duft auch »außerhalb der irakischen Landesgrenzen«.

Aufzeichnungen, die McChrystals Soldaten erbeuteten, beleuchteten ein bemerkenswert hoch entwickeltes System für Rekrutierung, Transport, Ausbildung und Einsatz von Selbstmordattentätern aus dem ganzen Nahen Osten (und darüber hinaus).

Der erste Kontakt geschah oft über eines von Zarqawis Propagandavideos, die sich jeder ansehen konnte, der einen Computer mit Internetverbindung besaß. Die E-Mail-Adresse zur Kontaktaufnahme wurde stets mitgeliefert. War der Kontakt erst einmal hergestellt, stand ein ganzes Heer von Betreuern bereit, die eine Vorauswahl der potenziellen Rekruten vornahmen und sie indoktrinierten. Wer es schaffte, wurde zunächst nacheinander in verschiedenen konspirativen Wohnungen untergebracht. Am Ende wartete der gefährlichste Teil der Reise: zu Fuß über die syrisch-irakische Grenze. Sobald der Freiwillige irakischen Boden betreten hatte, nahm man ihm alles Bargeld ab und steckte ihn in eine Arrestzelle. Hier erfolgte die weitere Indoktrination, in nahezu völliger Isolation.

»Das Ganze ist so eingerichtet, dass der Selbstmordattentäter die Iraker überhaupt zum ersten Mal zu Gesicht bekommt, wenn er sie tötet«, so McChrystal.

Solche Rekruten kamen äußerst selten, wenn überhaupt, mit Zarqawi in Kontakt. Je gezielter US-Soldaten und CIA-Agenten nach ihm suchten, desto mehr schottete sich der Jordanier nach außen ab. Wie McChrystals Untergebene in Verhören herausfanden, war Zarqawis jeweiliger Aufenthaltsort lediglich einer Handvoll seiner allervertrautesten Helfer bekannt. Er benutzte kein Handy,

und er blieb nie lange an einem Ort. Inzwischen hatte er sich eine dritte Ehefrau genommen – eine etwa 15 Jahre alte Irakerin, wie es hieß –, und er hatte zwei Kinder aus seiner zweiten Ehe bei sich. Doch Zarqawi versteckte sie so gut, dass die US-Teams, die auf der Suche nach ihm waren, nie auch nur die kleinste Spur von ihnen entdeckten.

Währenddessen bauten Zarqawis Jäger ihre Ressourcen aus: Bis Mitte 2005 wurde McChrystals Team um einige der besten Anti-Terror-Agenten und Experten der US-Regierung aufgestockt. Erfahrene Elitesoldaten gehörten ebenso dazu wie CIA-Analysten und Technikspezialisten der NSA. Um sicherzustellen, dass sie als eine Einheit funktionierten, versammelte McChrystal sie alle regelmäßig im großen »Situational Awareness Room«, kurz: SAR, wo sie an Sperrholztischen saßen und auf den Videomonitoren um sich herum live die Luftbilder einer ganzen Flotte von Drohnen verfolgen konnten, die ständig im Einsatz waren.

McChrystal ging es vor allem darum, Zarqawi die Möglichkeit zu nehmen, das Tempo des Kampfes zu bestimmen. Zarqawis größter Vorteil, so glaubte der Generalmajor, war seine flexible Kommandostruktur, die es ihm erlaubte, schnell zuzuschlagen und seine Strategie immer wieder an die Bewegungen des Feindes anzupassen. Um Zarqawi zu schlagen, mussten die Amerikaner noch schneller sein.

»Wenn das Netzwerk von AQI [Al-Qaida im Irak] seine gewalttätigen Anschläge unternimmt, braucht es danach immer wieder eine gewisse Zeit, um neue Ressourcen zu sammeln. Wenn wir sie ununterbrochen unter Beschuss nehmen, können wir verhindern, dass sie neue Kraft sammeln«, fasste er später seine Strategie zusammen, mit der er der Terrororganisation, der die Amerikaner nun endlich einen eigenen Namen verpasst hatten, beikommen wollte. »Wenn wir sie nur genug unter Druck setzen, sind die Mitglieder von AQI so sehr damit beschäftigt, am Leben

zu bleiben, dass sie gar nicht mehr dazu kommen, neue Rekruten zu organisieren, sich Geld zu beschaffen oder Strategien zu entwickeln.« Um den Feind aber »ununterbrochen« angreifen zu können, müssten die Amerikaner »mit einer Geschwindigkeit agieren, die die Ressourcen des Feindes aufreibt, unsere eigenen aber nicht«, verkündete McChrystal. Für die Task Force 6–26 bedeutete das, mit der brutalen Disziplin ihres Chefs Schritt zu halten, dessen Arbeitstag 16 Stunden dauerte und dessen einzige Ablenkungen Essen und Fitnesstraining waren. Der Generalmajor arbeitete mit Vorliebe nachts. Wenn die Sonne aufging, legte er sich für ein paar Stunden hin, und mittags ging er laufen, auch wenn in Balad 49 Grad im Schatten herrschten.

Da sie des Nachts arbeiteten, konnten die Analysten die Kommandoeinheiten überwachen, die in den mutmaßlichen Verstecken von Aufständischen nächtliche Razzien durchführten. Nahm man welche fest, wurden sie umgehend in einem eigens dafür vorgesehenen Gebäude direkt neben McChrystals Einsatzzentrale verhört und die Ergebnisse sofort ausgewertet. Währenddessen durchsuchten andere Spezialisten die sichergestellten Handys, Notizzettel oder Landkarten nach Informationen, die sie auf die nächste Spur brachten, und bereiteten so die nächste Razzia vor. Die Überwachungsexperten der NSA, die an denselben Holztischen saßen wie die Soldaten und die CIA-Mitarbeiter, hatten derweil das Videomaterial und die abgefangenen Telefongespräche des Tages ausgewertet und steuerten weitere Daten bei. Die Luftüberwachung wurde immer weiter ausgebaut, bis fast das ganze Land 24 Stunden am Tag überwacht wurde – ein »Auge, das nie zwinkert«, wie McChrystal es nannte. Das hatte den zusätzlichen Vorteil, dass man die Videoaufzeichnungen rückwärts laufen lassen konnte, um die Bewegungen von Aufständischen zurückzuverfolgen, etwa wenn sie irgendwo am Straßenrand Sprengbomben platziert hatten.

Schon im Herbst 2005 trug die neue Strategie Früchte. Nach und nach nahmen McChrystal und seine Teams Zarqawis Kommandostruktur auseinander. Sie setzten zahlreiche Einsatzkräfte mittleren Ranges fest, die für ganz unterschiedliche Bereiche zuständig waren, von der Logistik über die Kommunikation bis hin zur Rekrutierung und Ausbildung. Die Liste von Zarqawis Leutnants, die getötet oder gefangen genommen wurden, umfasste schnell 100 Namen, dann schon 200. Von den 21 bekannten Stellvertretern Zarqawis, die in der Befehlskette ganz oben standen, konnten sie 20 von der Fahndungsliste streichen, die entweder tot waren oder im Gefängnis saßen. Aus Balad und Bagdad kamen ständig vertrauliche militärische Telegramme, die über vereitelte Terroranschläge und beschlagnahmte Waffen- und Sprengstoffvorräte informierten. In einem Bericht, der Ende September an das Pentagon ging, hieß es, man habe einen Brief abgefangen, der von Zarqawi höchstpersönlich unterzeichnet war und grünes Licht für einen Anschlag auf das berüchtigte Gefängnis Abu Ghuraib vor den Toren Bagdads gab, wo ein Teil von Zarqawis Gefolge einsaß. Der Anschlag sollte von »AMZ-Elementen« – die interne Abkürzung beim Militär für Zarqawis Truppen – ausgeführt werden, und zwar im Oktober oder November, während des jährlichen Fastenmonats Ramadan. Zu dieser Zeit, so glaubten manche, winkten Märtyrern im Jenseits besondere Belohnungen.

Nachdem der Plan aufgeflogen war, verlief der Ramadan für irakische Verhältnisse relativ ruhig. Doch bereits fünf Tage nach dem Fastenmonat, am 9. November 2005, flackerte eine dringende Eilmeldung über die Fernsehgeräte in McChrystals Einsatzzentrale: In der Hauptstadt Jordaniens war es zu koordinierten Selbstmordanschlägen auf drei Hotels gekommen. Wie viele Menschen dabei ums Leben gekommen waren, konnte noch niemand ermessen.

McChrystal hatte in jener Nacht Dienst, und zusammen mit seinen Adjutanten musste er tatenlos zusehen, wie Reporter live aus der verwüsteten Lobby des Amman Radisson berichteten und Bilder von der Einfahrt des Hotels zeigten, wo man die mit Tüchern bedeckten Leichname aufgereiht hatte. Für McChrystal gab es keinen Zweifel, wer hinter den Anschlägen steckte. Doch gleichzeitig wurde ihm klar, dass Zarqawi einen schwerwiegenden, möglicherweise sogar tödlichen Fehler begangen hatte.

»Das«, sagte McChrystal zu einem Mitarbeiter, der in seiner Nähe saß, »ist gründlich schiefgegangen.«

15

»Das ist unser 9/11«

Am Morgen der Anschläge erwachte Sadschida al-Rischawi kurz vor dem Morgengebet. Sie wusste, dass der Tag, der vor ihr lag, ihr letzter auf Erden sein würde. Sie vertrieb sich die Zeit in der leeren Mietwohnung, bis ihr Partner zurückkam, mit dem Paket, das sie für ihre letzten Vorbereitungen brauchten. Als Ali endlich eintraf, dauerte es nur wenige Minuten, bis er die Bomben sorgfältig ausgepackt hatte – die Bomben, die der Grund dafür waren, dass die beiden die gefährliche Reise durch die irakische Wüste nach Amman auf sich genommen hatten. Da lagen sie nun, fein säuberlich nebeneinander ausgebreitet: ihre Sprengstoffgürtel, maßgeschneidert für die beiden und so clever konstruiert, dass sie genug Schaden anrichten konnten und dennoch unter ihrer Straßenkleidung nicht zu sehen waren.

Als Rischawi ihren Bombengürtel jetzt das erste Mal sah, war es schon fast so weit. Sie hob ihn auf – er war viel schwerer, als erwartet – und befühlte vorsichtig die prall mit Stahlkugeln gefüllten Taschen. Sie wusste, wie wichtig es war, sich genau einzuprägen, welches Kabel welches war und wie der Auslöser funktionierte. Außerdem gab es hier und da noch etwas an der Passform zu ändern, damit der Gürtel möglichst gut an Schultern und Bauch auflag – auch ein Sprengstoffgürtel muss bequem sitzen.

»Einen schnallte er mir um, den anderen sich selbst«, erzählte die 35-jährige Frau aus Ramadi später. »Er zeigte mir, wie man ihn benutzt, wie man den Auslöser zieht, sodass die Bombe detoniert.«

Kommandant Abu Haytham hörte schweigend zu. Er sagte kein Wort und wagte kaum, sich zu bewegen, um den Redeschwall der Frau bloß nicht zu unterbrechen. Es war der zweite Tag, an dem sie Rischawi verhörten, und er war froh und erleichtert, dass sie sich schließlich doch noch dazu entschlossen hatte, auszupacken. In ganz Amman waren noch immer die Gedenkfeiern für die Opfer des schlimmsten Terroranschlags, den Jordanien je erlebt hatte, im Gange: Die drei gleichzeitigen Bombenattentate auf drei Hotels, bei denen 60 Menschen gestorben waren, hatte das Land in seinen Grundfesten erschüttert. Abu Haytham, der stellvertretende Leiter der Terrorabwehr des Muchabarat, wurde gerade Zeuge einer detailgetreuen Rekonstruktion des Verbrechens durch die Selbstmordattentäterin, die überlebt hatte.

Der Muchabarat interessierte sich aber nicht nur für Rischawis Rolle in der Verschwörung. Der eigentliche Drahtzieher des Anschlags hatte bereits die Verantwortung übernommen, und der jordanische Geheimdienst besaß seinerseits weitere Beweise dafür, dass Abu Mus‘ab az-Zarqawi dahintersteckte. Die Frage war nun: Konnte ihnen diese hohläugige, verstört wirkende Irakerin ein paar neue Hinweise auf Zarqawis Aufenthaltsort geben? Als Selbstmordattentäterin gehörte sie sicherlich nicht zu Zarqawis engsten Vertrauten. Dennoch hatte man diese Frau für eine ungewöhnlich komplexe Aufgabe ausgewählt, bei der sie mit gefälschten Reisedokumenten eine internationale Grenze passieren musste. Es gab jemanden, der Sadschida al-Rischawi für würdig genug gehalten hatte, eine entscheidende Rolle beim ersten großen Terroranschlag von Al-Qaida im Irak, der außerhalb des Irak stattfand, zu spielen. Vielleicht kannte sie die Namen

derer, die sie angeworben hatten. Vielleicht wusste sie, wer die Männer waren, die sie ausgebildet hatten, die ihr die gefälschten Papiere besorgt oder die Bomben gebaut hatten. Vielleicht wusste sie von anderen Agenten, die möglicherweise genau in diesem Moment dabei waren, weitere Anschläge in Jordanien vorzubereiten.

Gleichzeitig verfolgte der Geheimdienst weitere Ermittlungsstränge. Mit mehr Nachdruck denn je verhafteten und verhörten die Teams der Spionageabwehr Jordanier und Ausländer, die man verdächtigte, mit den Terroristen in Verbindung zu stehen. Im Westirak waren neu zusammengestellte Teams aus verdeckten Ermittlern unterwegs, die Informationen darüber sammeln sollten, wann Zarqawi das nächste Mal zuschlagen wollte. Doch die beste Aussicht darauf, Zarqawi zu stoppen, war, einen Insider zu finden – jemanden, der die Jordanier durch die zahlreichen Schichten des Sicherheitskokons leiten könnte, mit dem sich der Terrorist umgab.

Es war klar, dass die Irakerin irgendwann reden würde. Abu Haytham musste bei Rischawi keine »besonderen Maßnahmen« anwenden – seine Stimme reichte aus. Die Frau unterbrach ihre Erzählung immer wieder, um still zu schluchzen, doch Stück für Stück erfuhr der Kommandant von der Frau, was für ein unglückliches Leben sie geführt hatte. Rischawi stammte aus dem instabilen Kernland der sunnitischen Stämme im Irak. Zwei ihrer Brüder hatten sich bereits in den ersten Wochen der amerikanischen Besatzung Zarqawis Aufstand angeschlossen, und einer war sogar bis in die mittlere Führungsriege des AQI aufgestiegen, bevor er in Falludscha von US-Soldaten getötet wurde. Außerdem hatten die noch einen ihrer Brüder und einen ihrer Schwäger umgebracht. Rischawi war tief betroffen vom Tod ihrer Angehörigen, und sie wusste, was sie zu tun hatte: Nach alter Stammessitte waren sunnitische Iraker zur Blutrache verpflichtet. Im Herbst 2005 – es war gerade ein Jahr her, dass sie ihren

ersten Bruder verloren hatte – erfuhr Rischawi, dass in der irakischen Hauptstadt zum ersten Mal Frauen als Selbstmordattentäter eingesetzt worden waren. Damit hatten die Behörden nicht gerechnet. Bei Sicherheitsabsperrungen wurden Frauen in der Regel einfach durchgewinkt, und da es im Irak tabu war, Frauen abzutasten, konnten sie unter ihren locker sitzenden *abayas* so viel Sprengstoff verstecken, wie sie wollten.

Rischawi meldete sich freiwillig. »Ich will Amerikaner töten« – mit diesen Worten bewarb sie sich bei einem AQI-Kontaktmann, den sie über ihre Brüder kannte, wie sie Abu Haytham erzählte.

Zarqawis Plan sah vor, die unverheiratete Rischawi mit Ali zusammenzubringen, den sie aus ihrer Heimatstadt kannte. Die beiden Selbstmordattentäter würden als gewöhnliches Ehepaar mittleren Alters auftreten und auf diese Weise völlig unbehelligt jedes öffentliche Gebäude betreten können.

Anfang November trafen sich die beiden mit zwei anderen irakischen Freiwilligen und ihrem AQI-Kontaktmann, um letzte Vorbereitungen zu treffen. Rischawi und ihr Partner erhielten gefälschte Pässe, die sie als Ehepaar ausgaben. Bei dieser Gelegenheit erfuhren sie, dass sie für eine besonders wichtige Mission ausgewählt worden waren, die jenseits der Grenze in Jordanien stattfinden würde. Ziel seien der amerikanische und der israelische Geheimdienst. Man verpasste ihnen eine erdachte Hintergrundgeschichte, die durchaus realistisch klang: Offiziell reisten sie nach Amman, weil sie keine Kinder bekommen konnten und sich einer künstlichen Befruchtung unterziehen wollten. Als letzte Amtshandlung wurde noch einer von Zarqawis Klerikern herbeigeholt, der die beiden in aller Eile zu Mann und Frau erklärte. Diese rechtlich doch zumindest ziemlich zweifelhafte Trauung geschah nicht etwa um des frischgebackenen Ehepaars willen (es war kaum davon auszugehen, dass sie noch dazu

kamen, die Ehe zu vollziehen), sondern wegen eines von Zarqawis strengen religiösen Codes: Bei den Islamisten darf eine Frau nur reisen, wenn sie von ihrem Ehemann oder einem nahen männlichen Verwandten begleitet wird.

Sie warteten noch Id al-Fitr ab, das »Fest des Fastenbrechens«, das traditionell das Ende des Ramadan markiert; danach brachen sie auf. Sie wanderten einen ganzen Tag lang durch die Wüste, bis sie die jordanische Grenze erreichten. Am Grenzübergang beanstandete niemand ihre Reisedokumente. Völlig ausgelaugt erreichten sie die eigens für sie angemietete Wohnung. Sie lag in einem Stadtviertel von Amman, in dem überwiegend Iraker wohnen. Bis zum Anschlag dauerte es noch 4 Tage – das anvisierte Datum war der 9. November oder, in der dortigen Schreibweise: 9/11.

Schließlich war der große Tag gekommen. Ali brachte die Sprengstoffgürtel in die Wohnung und half ihr beim Anlegen. Er schnallte ihr den 10 Kilo schweren Gurt mit Cyclonit und Splittermaterial um die Taille und wickelte noch ein paar Lagen Panzertape darum, um sicherzugehen, dass alles an Ort und Stelle blieb. Dann stiegen sie in einen Mietwagen und fuhren zum Radisson-Hotel. Kurz vor 21 Uhr trafen sie ein.

Rischawi sei verwirrt gewesen, erzählte sie Abu Haytham. Sie hatte mit Englisch sprechenden Geheimdienstagenten in dunklen Anzügen gerechnet. Doch der große Ballsaal des Hotels war festlich geschmückt, und das, was sie sah, war ihr viel vertrauter, als ihr lieb war.

Eine Hochzeit.

Als sie durch die Tür des Ballsaales spähte, sah Rischawi Familien mit kleinen Kindern und junge Mädchen und Frauen in den formellen Kleidern, die man anlässlich einer Hochzeitsfeier trug. Die Männer hatten sich gerade an einer Seite des Saales aufgestellt und die Frauen auf der anderen – gleich würde die »Dabke« beginnen, der

traditionelle arabische Hochzeitstanz. Sie blickte sich um. Was sollte sie hier?

Ein Hotelportier näherte sich dem Paar und erkundigte sich, ob sie jemanden suchten. Rischawis Partner murmelte, sie hätten sich nur gerne einmal eine authentische jordanische Hochzeit angesehen. Jetzt waren sie gezwungen, zu handeln.

Als sie den Ballsaal betraten, trennten sie sich, durchquerten den Raum und stellten sich in zwei gegenüberliegenden Ecken auf; Rischawis Platz war bei den Frauen und Mädchen. Mit einer Hand fuhr sie unter ihren Mantel und betätigte den Zünder ihrer Bombe.

Warum sie nicht explodierte, ließ sich später nicht mehr klären – war es ein mechanischer Defekt, oder hatte sie ganz einfach der Mut verlassen? Auf jeden Fall signalisierte Rischawi ihrem Partner, dass etwas nicht stimmte. Er blickte sich hektisch um, dann wies er zur Tür des Ballsaals.

Als sie sich umwandte, um den Saal zu verlassen, sah sie noch, wie er auf einen Tisch kletterte. Dann folgte die furchtbare Explosion.

»Ich wusste nicht, wie ich diesen Gürtel loswerden sollte«, erzählte sie später. »Also lief ich einfach los.«

Rischawi floh zusammen mit den panischen Hochzeitsgästen durch die Lobby, stieg über Verwundete und Sterbende hinweg. Als sie schließlich, nach Atem ringend, stehen blieb, befand sie sich weit weg vom Hotel. Sie trug noch immer den Sprengstoffgürtel und ihren schwarzen Mantel, an dem nun Blut klebte.

Sie stieg in ein Taxi, doch sie war so aufgeregt und verwirrt, dass sie sich beim besten Willen nicht mehr an irgendwelche Adressen erinnern konnte. Ladenbesitzer und Passanten berichteten später von einer ziemlich nervösen, in Schwarz gekleideten Ausländerin, die aus einem Taxi stieg, sie in irakischem Akzent nach dem Weg fragte und anschließend in seltsam gebückter Haltung davonlief. Einer

der Zeugen sagte, die Frau habe »einfach nicht normal« gewirkt. Hinterher erinnerte sich Rischawi daran, dass sie es gerade noch bis zum Haus ihrer Schwägerin schaffte. Auf deren Bett brach sie regelrecht zusammen; dort wurde sie schließlich von den Agenten des Muchabarat aufgegriffen.

Jetzt war der Anschlag bereits einige Tage her, und seither hatte sie die Ereignisse in ihrem Kopf immer wieder durchgespielt. Sie war nicht mehr verwirrt, sondern nur noch verzweifelt. Wo waren bloß die amerikanischen Geheimdienstler gewesen, die sie hatte töten sollen? Das, was passiert war, konnte doch unmöglich Zarqawis Absicht gewesen sein.

»Sie hatten mir gesagt, ich solle Amerikaner töten«, beklagte sie sich immer wieder bei Abu Haytham. »Ich wollte doch nur den Tod meiner Brüder rächen.«

Man hatte sie hinters Licht geführt, doch naiv, wie sie war, klammerte sie sich an den Gedanken, dass mit der Aktion irgendetwas schiefgelaufen sein musste. Sie hatte Zarqawi zwar nie persönlich kennengelernt, doch sie konnte sich einfach nicht vorstellen, dass der Anführer von AQI tatsächlich von ihr verlangt hätte, ihr Leben dafür zu opfern, auf einer Hochzeit Mütter und Kinder zu töten.

Wahrscheinlich lag es an ihr, sagte sie sich. Tief in ihrem Inneren sei sie sich nie so ganz sicher gewesen, dass sie tatsächlich den Zünder hätte betätigen können, diesen winzigen Metallstift, von dem ihre Zukunft und die so vieler anderer Menschen abhing.

»Ich wollte nicht sterben«, sagte sie leise.

Die Befragung dauerte mehrere Tage, aber schon bald wurde klar, dass Rischawi nicht so hilfreich war, wie Abu Haytham gehofft hatte. Sie hatte keine hochrangigen Angehörigen von Zarqawis Organisation kennengelernt, sie war keine ausländische Rekrutin, die etwas über konspirative Wohnungen oder Schmuggelrouten wusste, und sie war auch keine irakische Insiderin, die

mitbekommen hätte, wann sich Zarqawi wo aufhielt. Obendrein war sie nicht sonderlich intelligent. Umso besser hatten Zarqawi und seine Schergen Rischawi vor ihren Karren spannen können – eine von Trauer und Kummer getriebene Frau, die sich auf einen Rachefeldzug schicken ließ, gegen ein Ziel, das gar nicht existierte. Aber nicht einmal das war ihr gelungen.

Abu Haytham empfand kein Mitleid für sie, dafür waren die furchtbaren Bilder vom Ballsaal des Radisson noch zu frisch. Er ließ Rischawi in ihrer Zelle sitzen, kehrte zurück in sein Büro und machte sich wieder an die Aufgabe, die jetzt wichtiger war als alles andere: Die Suche nach Zarqawi.

Für Abu Haytham entwickelte sich diese Suche zu einer Obsession. Innerhalb des Muchabarat war der stellvertretende Leiter der Terrorabwehr bereits eine lebende Legende; jeder Angestellte wusste, dass er bisweilen sogar im Büro übernachtete und duschte, um länger arbeiten zu können. In diesen Tagen kam er jedoch überhaupt nicht mehr nach Hause. Viele Offiziere aus anderen Abteilungen standen ihm zur Seite; sogar Dolmetscher und einfache Büroangestellte wurden für die Arbeit eingesetzt, Zarqawi aufzuspüren.

»Alle erhielten diesen Anruf«, erinnerte sich ein Offizier. »Es hieß einfach: ›Nehmen Sie Ihre Waffe und kommen Sie zur Arbeit!‹«

Zarqawi hatte nach einer Möglichkeit gesucht, seine fünf Millionen sunnitischen Landsleute aufzuwiegeln, und mit dieser Aktion war es ihm gelungen. Ganz Jordanien erhob sich – dummerweise aber gegen ihn. Innerhalb weniger Stunden nach dem Anschlag füllten Menschen die Straßen der Hauptstadt. Auf einem Platz in der Nähe von Ammans ältester Moschee versammelte sich eine Menschenmenge, und immer wieder skandierten die Leute: »Du sollst in der Hölle brennen, Zarqawi!« Andere marschierten in einer Art Trauerzug hinter einer schwarz gekleideten Frau her, die

ein Schild emporhielt, mit dem sie ihr Mitgefühl für »die Bräute von Amman« zum Ausdruck brachte. Von den Minbars der Moscheen aus verurteilten mehrere religiöse Oberhäupter bei den Freitagsgebeten die Tat und die Täter. Und in Zarqa, der Heimatstadt des Terroristen, setzten sein Bruder und 56 Verwandte eine Anzeige in die Lokalzeitung, in der sie öffentlich verkündeten, Zarqawi gehöre nicht mehr zu ihrer Familie.

Zwei Jahre zuvor waren die USA in den Irak einmarschiert; die meisten Jordanier lehnten die Invasion nach wie vor ab. Doch seither versank das Nachbarland im Terror, und Jordanien hatte größtenteils tatenlos dabei zugesehen. So schrecklich die Menschen hier die Bilder von den Autobomben und Hinrichtungen fanden, herrschte doch auch eine gewisse Befriedigung darüber, dass die Pläne der Bush-Administration für eine Neugestaltung des Nahen Ostens immer mehr in sich zusammenfielen. In einigen der ärmeren Viertel von Amman war Zarqawi bis zu diesem Tag sogar so etwas wie ein Volksheld gewesen. Einer, der seine irakischen Stammesbrüder vor der Verfolgung durch die Schiiten und die Amerikaner beschützte.

Doch das war nun vorbei. Von jetzt an hatten die Jordanier für Zarqawi nichts als Verachtung übrig.

»Das war ein grausamer, krimineller Akt, der mit dem Islam absolut nichts zu tun hat«, kommentierte ein Demonstrant in Amman, ein Ladenbesitzer namens Dschamal Mohammad, gegenüber der englischsprachigen Zeitung der Stadt. Währenddessen schwenkte er eine große jordanische Flagge.

»Zarqawi ist ein irrer Verbrecher. Er hat den Verstand verloren«, rief ein anderer.

Viele Muslime, ob in Internet-Chaträumen, in Zeitungskolumnen oder auf dem Campus der Universitäten, stimmten mit ein in diesen Tenor. Im Irak hatte Zarqawi stets behauptet, die USA seien sein Feind, und tötete

dennoch unschuldige Iraker. Nun wetterte er in Amman gegen die Monarchie und ihre Diener, doch er tötete Frauen und Kinder, die eine ganz gewöhnliche sunnitische Hochzeitsfeier besucht hatten. Selbst die konservative Muslimbruderschaft bezeichnete die Anschläge von Amman als »hässliche und feige Terrorakte, die sich weder nach einer Logik noch unter irgendeinem Vorwand rechtfertigen lassen«.

Als König Abdullah von den Sprengstoffanschlägen erfuhr, befand er sich gerade auf Staatsbesuch in Kasachstan. Er bestieg sofort das Flugzeug nach Jordanien und war die ganze Nacht unterwegs. Zwischendurch hielt man ihn über die aktuelle Situation auf dem Laufenden, und noch bevor sie um 5 Uhr morgens in Amman landeten, erreichten ihn die ersten Beileidsbekundungen ausländischer Staatschefs.

Später an jenem Tag fuhr er zu verschiedenen Krankenhäusern und besuchte die Überlebenden. Außerdem trat er im Fernsehen auf, um den Jordaniern zu versichern, die Monarchie werde »diese Terroristen und alle, die sie unterstützen, verfolgen«. Er wirkte ganz ruhig, doch innerlich brodelte es in ihm, wie er später einräumte. »Wir gehen in die Offensive«, sagte er bei einem kurzfristig anberaumten Treffen mit der Leitung des jordanischen Sicherheitsapparats. »Was Zarqawi getan hat, ist nicht zu entschuldigen. Von jetzt an werden andere Saiten aufgezogen, und ich will, dass Sie ihn kriegen.«

Was Abdullah damit genau meinte, war zu diesem Zeitpunkt noch nicht ganz klar, vielleicht nicht einmal ihm selbst. Dennoch markierte dieser Tag einen Wendepunkt in der jordanischen Sicherheitspolitik. Der Muchabarat rühmte sich seit eh und je, für die Sicherheit der Jordanier zu sorgen, und die Monarchie galt als verlässlicher Partner, der Informationen über mutmaßliche Terroristen bereitwillig mit anderen Ländern teilte, auch mit den USA. Ab sofort jedoch würde Jordanien Al-Qaida gegenüber eine

viel aggressivere Haltung einnehmen. Die Monarchie hatte sich lange gesträubt, direkt mit den US-Truppen zusammenzuarbeiten, doch das war nun vorbei. Jordanien sandte speziell ausgebildete Teams des Muchabarat in den Irak, um den amerikanischen Special Forces dabei zu helfen, die dortigen Terrorzellen auszuheben.

Bereits am Tag nach den Anschlägen herrschte ein ganz neuer Ton, auch bei einem kurzen Gespräch zwischen dem König und Robert Richer, dem ehemaligen CIA-Stationschef in Amman. Richer war zweimal für längere Zeit in Jordanien stationiert gewesen und hatte sich damals mit dem Monarchen angefreundet; inzwischen war er Vizechef der geheimen Einsatzdirektion der CIA. Er rief den König an, um sein Beileid auszudrücken, und erkundigte sich nach den Ermittlungen. »Das ist unser 9/11«, sagte der König, wie sich Richer später erinnerte. »Nichts ist mehr, wie es war.« Auch eine Person aus Abdullahs Bekanntenkreis war bei den Anschlägen verletzt worden, und der Besuch im Krankenhaus hatte ihn tief bewegt. »Sie haben unschuldige Zivilisten angegriffen«, rief er voller Zorn. »Sie haben den Vater der Braut getötet. Sie haben den Vater ihres Mannes getötet.«

Im Laufe der Wochen fanden die Demonstrationen immer seltener statt, doch das änderte nichts an der Entschlossenheit der Jordanier. Sogar Islamisten, die Zarqawi zuvor verteidigt hatten, schienen nun bereit, ihn ans Messer zu liefern, wie ein langjähriger verdeckter Ermittler erzählte: »Leute meldeten sich, die sonst niemals mit dem Muchabarat kooperiert hätten. Alle wollten auf einmal über ihn reden. Zarqawi hatte eine Grenze überschritten.«

Die Reaktionen auf die Sprengstoffanschläge waren so heftig, dass Zarqawi sich gezwungen sah, zurückzurudern. Es war schon bemerkenswert, wie er auf einmal versuchte, sich von der Rolle des großspurigen, souveränen Anführers

zu distanzieren, die inzwischen Millionen von Menschen in aller Welt bekannt war.

Vor allem veranlassten wohl die Proteste in seiner Heimatstadt Zarqawi zu einer neuen Strategie. Zunächst behauptete er – genau wie damals nach dem gescheiterten Giftanschlag –, die Berichterstattung in den Medien hätte alles verzerrt dargestellt. Schon ein paar Stunden, nachdem er die Verantwortung für die Anschläge übernommen hatte, veröffentlichte er eine zweite Audiobotschaft. Darin behauptete er, die toten Hochzeitsgäste seien nur ein Kollateralschaden gewesen, das eigentliche Ziel seien ausländische Geheimdienstagenten gewesen, die sich anderswo im Hotel aufgehalten hätten. Jeder tote Muslim sei ein »unbeabsichtigter Unfall«, wie Zarqawi sagte. Durch den eigentlichen Anschlag an anderer Stelle im Gebäude seien vielleicht Trümmer herabgefallen; denkbar sei auch, dass die Amerikaner eine eigene Bombe gezündet hätten. »Unsere Brüder kannten ihre Ziele ganz genau«, sagte er. »Wie Gott weiß, haben wir diese Hotels erst ausgewählt, nachdem wir sie mehr als zwei Monate lang observiert hatten und wussten, dass sie dem israelischen und dem amerikanischen Geheimdienst als Zentrale dienten.«

Doch das kaufte ihm nicht einmal Al-Qaida ab. Bereits im Juli hatte Osama bin Ladens oberster Stellvertreter Zarqawi dafür gerügt, unnötig Gewalt anzuwenden. Diesmal folgte eine noch heftigere Reaktion von einem der engsten Berater bin Ladens: Atija Abd al-Rahman, ein Libyer, der seit 20 Jahren zu den engsten Vertrauten des Al-Qaida-Gründers zählte, verbot Zarqawi, weiterhin den Ruf Al-Qaidas unter den Muslimen zu beschmutzen. Er warf dem Jordanier vor, bei »der jüngsten Aktion mit den Hotels in Amman« ohne Erlaubnis gehandelt zu haben. Ab sofort müsse Zarqawi vor jeder größeren Aktion die Genehmigung von Al-Qaida einholen.

»Wir dürfen nicht nur Menschen sein, die andere töten und abschlachten, Blut vergießen, fluchen, Leute beleidigen und Härte zeigen«, schrieb Atija. »Wir müssen alles in Perspektive setzen. Unsere Barmherzigkeit muss größer sein als unsere Wut.«

Atija war ein Veteran des grausamen Bürgerkrieges in Algerien, wo radikale Islamisten gegen den Staat gekämpft hatten. Er wusste also, wovon er sprach, als er Zarqawi vor den Fehlern warnte, an denen schon andere dschihadistische Bewegungen gescheitert waren, die sich von der lokalen Bevölkerung entfremdet hatten: »Sie zerstörten sich durch eigene Hand, weil es ihnen an Vernunft fehlte. Weil sie verblendet waren. Weil ihnen das Volk gleichgültig war. Weil sie sich von ihm entfremdeten, indem sie es mit aller Härte unterdrückten und es an Mitgefühl und Freundlichkeit fehlen ließen«, schrieb er. »Ihrem Feind gelang es nicht, sie zu besiegen, doch sie besiegten sich selbst, zehrten sich auf und verschwanden von der Bildfläche.«

Zum ersten Mal versuchte Zarqawi nicht, sich und seine Handlungen zu verteidigen. Im Januar, zwei Monate nach den Bombenanschlägen von Amman, kündigte Zarqawi an, er werde sich in gewisser Weise selbst degradieren: Al-Qaida im Irak brauche eine neue irakische Führung und müsse mehr die Interessen der Iraker vertreten; dazu werde eine neue Organisation gegründet, der sogenannte »Schura-Rat der Mudschaheddin«. Zarqawi werde als strategischer Berater eine weniger wichtige Rolle einnehmen – ein Schritt, der »alle Differenzen und Meinungsverschiedenheiten beseitigen« solle, wie es in einer Erklärung der neuen Gruppe im Januar 2006 hieß.

Zarqawi schien einen seiner ganz seltenen Momente zu erleben, in denen er an sich selbst zweifelte. In einer nach den Anschlägen von Amman verfassten Denkschrift, die man später in einer seiner konspirativen Wohnungen fand, erwähnte er die »aktuelle düstere Situation« der Gruppe

und räumte ein, dass alles wahrscheinlich noch schlimmer kommen würde: »Im Irak beginnt nun langsam eine Zeit, in der für die amerikanischen Streitkräfte und gegen den Widerstand gearbeitet wird.« Er beschrieb Iraks wachsende nationale Armee als einen »riesigen Schild, der die amerikanischen Streitkräfte schützt«, klagte über die Massenverhaftungen seiner Kämpfer und die Ausfälle bei der Finanzierung aus dem Ausland. Er begann laut über neue, unkonventionelle Möglichkeiten nachzudenken, wie man die Amerikaner aus dem Gleichgewicht werfen und AQI ihren alten Schwung zurückgeben könnte. Wie wäre es zum Beispiel, wenn man die Vereinigten Staaten irgendwie in einen Krieg mit dem Iran verwickeln könnte? Zarqawi wusste um das Debakel in den USA rund um die Entscheidung, in den Irak einzumarschieren. Nun überlegte er, wie man die Amerikaner dazu provozieren könnte, Teheran den Krieg zu erklären – vielleicht mit einem Terroranschlag gegen den Westen, bei dem gefälschte Indizien darauf hindeuteten, dass schiitische Agenten dahintersteckten, die vom Iran unterstützt wurden? Oder er könnte »gefälschte Geständnisse verbreiten, laut derer der Iran im Besitz von Massenvernichtungswaffen ist«, schrieb er.

Möglicherweise war Zarqawi aber bereits zu diesem Zeitpunkt klar, dass solche Aktionen kaum Aussicht auf Erfolg haben würden. Zumindest gibt es keinerlei Hinweise darauf, dass er so etwas jemals versucht hätte. Um seine Chancen gegen die Amerikaner zu verbessern, gab es viel praktischere Schritte, die er ebenfalls in seiner Denkschrift auflistete. Einer bestand darin, die bestehenden sektiererischen Konflikte weiter zu schüren: zwischen Schiiten und Sunniten, zwischen Schiiten und Kurden, zwischen Schiiten und so gut wie allen anderen.

Der letzte Punkt auf Zarqawis Liste war eine Mahnung, die beinahe so etwas wie Selbstkritik zu beinhalten schien:

»Vermeidet Fehler, die das Bild des Widerstands beflecken.«

Dann war er plötzlich wieder da.

Nach ein paar relativ ruhigen Wochen bereitete Zarqawi einen Anschlag vor, der (zumindest vorübergehend) von seinem Fehlschlag in Amman ablenken würde. Sein ehrgeiziger Plan offenbarte strategisches Geschick und sogar eine gewisse theatralische Komponente, wie man sie bei dem üblichen Gemetzel, das die Aufständischen im Irak anzettelten, nur selten erlebte. Mehr als bei allen seinen bisherigen Aktionen gelang es Zarqawi dieses Mal, die Hoffnung der amerikanischen Regierung auf ein rasches, geordnetes Ende des Krieges zu zerstören.

Am 22. Februar 2006 betraten fünf bewaffnete Männer in Militäruniformen noch vor Morgengrauen den Innenhof der 1000 Jahre alten al-Askari-Moschee, eines der berühmtesten Bauwerke des schiitischen Islam, im Herzen der uralten irakischen Stadt Samarra. Der Morgen war recht kühl, und der Schein der Mondsichel, der durch die dünne Wolkendecke drang, spiegelte sich auf der legendären goldenen Kuppel der Moschee. Es gelang den Bewaffneten, die Wachen still und leise zu überwältigen. Dann begaben sie sich zum Dach der Moschee und brachten ihre Sprengladungen an.

Um 6:44 Uhr rissen zwei gewaltige Explosionen die Stadt aus dem Schlaf. Als die Anwohner auf die Straße strömten, sahen sie dort, wo die prachtvolle Kuppel gestanden hatte, nur noch einen Haufen Schutt. Eine ganze Außenwand war eingestürzt und die gesamte Konstruktion nach innen eingefallen. Übrig blieben lediglich das Betonfundament der Kuppel und ein Gewirr aus verbogenen Stahlträgern.

Verletzt wurde niemand, folglich konnte dieses Mal auch keiner behaupten, Zarqawi hätte unschuldige Muslime ermordet. Doch die Zerstörung des geheiligten Schreins setzte in der Stadt eine regelrechte Welle von Morden und

Vergeltungsmorden in Gang – rivalisierende Banden von Schiiten und Sunniten erschossen und erstachen einander, mitunter fanden die Bewohner ganzer Häuserblocks den Tod. Binnen weniger Tage wurden mehr als 1300 Tote in das städtische Leichenschauhaus gebracht. Aber nicht nur Samarra, sondern das ganze Land schien in Aufruhr. In der US-Botschaft berief das Büro von Diplomat Robert Ford eine Reihe dringender Treffen mit politischen und religiösen Führungspersönlichkeiten des Irak ein und bat sie, ihre Anhänger zur Besonnenheit aufzurufen.

Eine vertrauliche Notiz erreichte das Weiße Haus, mit der ominösen Überschrift: »Nerven der Sektierer liegen blank.« Darin hieß es: »In der Öffentlichkeit wie auch im Privaten sprechen unsere Kontakte mit großer Besorgnis davon, dass sich ein Bürgerkrieg abzuzeichnen scheint.« Die Mitarbeiter der Bush-Administration gelangten schnell zur Erkenntnis, dass Zarqawi dafür verantwortlich war, und sie beobachteten mit wachsender Bestürzung, wie die Zahl der Opfer dieser religiös motivierten Morde alles übertraf, was der Jordanier jemals mit seinen Splitterbomben hätte anrichten können. Ranghohe Beamte des Weißen Hauses sahen im Sprengstoffanschlag von Samarra einen Wendepunkt des Krieges. Und sie wussten: Zarqawi »hatte das Streichholz entzündet«, das die sektiererischen Spannungen im Land endgültig in Brand gesteckt hatte.

Bush zeigte sich tief betroffen, als er von den Massakern von Samarra erfuhr. »Ich glaube, nichts hat [den Präsidenten] jemals so verstört wie die sektiererischen Gewalttaten, die sich infolge des Anschlags auf die Moschee von Samarra ereigneten«, zitierte Peter Baker den ehemaligen US-amerikanischen Botschafter im Irak, John Negroponte. »Ich glaube, er hatte das Gefühl, dass nun alles den Bach hinunterging. Das hat ihm wirklich zu schaffen gemacht.« Von da an, so Negroponte, schien es jedes Mal, wenn seine Berater ihn über die neuesten

Ereignisse im Irak informierten, als flehe er sie an: Bitte nicht noch mehr schlechte Nachrichten!«

Zarqawi indes war bester Stimmung. Im Anschluss an den Bombenanschlag in Samarra feierte er seinen Erfolg mit etwas, das er bislang tunlichst vermieden hatte: Er bestellte einen Fotografen. Der Jordanier hatte in den Wochen nach dem Debakel von Amman ein paar Vorsätze gefasst, und einer war, sich mehr in den Medien zu zeigen. Bei der Darstellung von Gewalt im Internet als Waffe und als Instrument zum Anwerben neuer Rekruten hatte Zarqawi Pionierarbeit geleistet, und er war im Video mit der Hinrichtung von Nicholas Berg aufgetreten. Damals hatte sich Zarqawi noch hinter einer Maske versteckt – nun entschloss er sich zur einer neuen Strategie: Bei der öffentlichen Neuausrichtung von Al-Qaida im Irak würde er die Hauptrolle spielen, und zwar nicht mehr als maskierter »Scheich der Schlächter«. Er wollte sich aber auch nicht dabei filmen lassen, wie er hinterm Schreibtisch saß und langatmige Predigten vorlas, wie Osama bin Laden und dessen Stellvertreter Ayman al-Zawahiri es taten. Nein, Zarqawi schwebte etwas ganz anderes vor: Er wollte sich als eine Art dschihadistische Actionfigur inszenieren.

In den Wochen nach dem Bombenanschlag von Samarra entstand sein neues Video. Die Dreharbeiten dauerten mehrere Tage, und im Anschluss wurde der Film professionell geschnitten und abgemischt. In jeder Szene war Zarqawi zu sehen: Zarqawi beim Treffen mit seinem Kriegsrat. Zarqawi, wie er eine Landkarte studiert. Zarqawi mit anderen Kämpfern zu Fuß in der Wüste. Zarqawi beim Abfeuern einer Maschinenpistole.

In jeder Szene präsentierte sich ein Outlaw, ein Krieger in den besten Jahren. Auf den Videos von Al-Qaida sah man bin Laden hin und wieder neben seiner Pistole sitzen oder wurde Zeuge, wie der hagere alte Mann mit dem grauen Bart und dem Turban ungeschickt mit einer Kalaschnikow hantierte. Ganz anders Zarqawi: Er verströmte das

Selbstvertrauen eines geborenen Kämpfers. Ganz in Schwarz trat er auf, von seinem Bart über die Gangsterkappe bis hin zu seiner schwarzen Hose und Tunika, die ihm fast das Aussehen eines Ninja verliehen. Die einzigen Farbtupfer waren die grüne Munitionstasche, die er sich um die Brust geschnallt hatte, und seine strahlend weißen Sneaker der Marke New Balance – made in den USA.

In seinem Video kam der alte Zarqawi wieder zum Vorschein, der vor allem von sich selbst überzeugt war. Aber abgesehen von den üblichen rhetorischen Ergüssen gegen die Armee der »Kreuzritter« und ihre Verbündeten gab es jetzt weniger Pöbeleien und Beleidigungen als früher. Stattdessen bezeichnete er die Iraker als »meine hochgeschätzte Nation«. In einem geradezu poetischen Rhythmus verkündete er: »Euer Feind ist, durch den Willen Allahs, enttarnt, geschwächt, ungeschützt und entzweigeschlagen«.

»Gebt ihm keine Chance, Atem zu holen, versetzt ihm immer neue Schläge. Flaggenhalter, seid standhaft!« Er hatte es gar nicht nötig, zu wüten und zu toben: Die von Zarqawi gesäte Zwietracht hatte längst ihre eigene Dynamik entwickelt und alle irakischen Provinzen erfasst. Bereits wenige Tage nach den Anschlägen auf die Hotels in Amman entdeckten US-Soldaten in Bagdad ein geheimes unterirdisches Gefängnis, in dem schiitische Polizisten sunnitische Gefangene systematisch misshandelten und folterten. Die Soldaten befreiten fast 200 unterernährte Sunniten aus dem umgebauten Bunker. Viele von ihnen berichteten später, sie seien täglich geschlagen und mit Elektroschocks gequält worden.

Der Bunker lag weniger als einen Häuserblock entfernt von der Residenz des schiitischen Innenministers des Irak, Falah Hassan al-Naqib; Später gestand er ein, man habe »ein paar Fehler gemacht«. Der Fund bestätigte die

Vermutung, dass die eher zufälligen sektiererischen Übergriffe, die Zarqawi initiiert hatte, längst in einen organisierten Feldzug gemündet waren, der zumindest in einigen Fällen sogar von irakischen Regierungsinstitutionen unterstützt wurde. Nun glaubten selbst die Dschihadisten, die bislang an Zarqawis Krieg gegen die Schiiten gezweifelt hatten, dass die Strategie des Jordaniers aufgehen könnte.

16

»Dein Ende ist nah«

In den ersten Monaten des Jahres 2006 befanden sich die Städte entlang der westlichen Grenze des Irak fest in Zarqawis Hand. Praktisch betrachtet herrschte hier jedoch jemand anders: ein irakischer Zollbeamter, der auch aus eigenem Interesse genau verfolgte, welche Handelsgüter aus Jordanien und Syrien über die Grenze in die irakische Wüste kamen.

Nominell war Said al-Karbuli ein Staatsdiener, doch er stand schon lange auf der Gehaltsliste von Al-Qaida im Irak, die ihm viel bessere Bezahlung und zahlreiche weitere Vergünstigungen boten. Im Laufe der Zeit war Karbuli in der Hierarchie der Terrororganisation immer weiter aufgestiegen, weil er regelmäßig im Voraus zu vermelden wusste, wann eine Lieferung die Grenze passieren würde, die es sich zu plündern lohnte. Hin und wieder erledigte er das sogar kurzerhand selbst.

Karbulis Stellung in Zarqawis kriminellem Netzwerk und sein Ruf als raffgieriger, korrupter Beamter zogen unweigerlich die Aufmerksamkeit der jordanischen Spione auf sich, die in den Grenzstädten tätig waren. So kam es, dass der Muchabarat im Zuge des sprunghaft gestiegenen Interesses an Zarqawi im Anschluss an die Bombenanschläge von Amman diesem Mann, der in den Grenzstädten als »Zarqawis persönlicher Zöllner« galt, eine Falle stellte.

Es war bereits Frühling – fünf Monate lagen die Sprengstoffanschläge auf die Hotels mittlerweile zurück –, und in Jordanien hatte die Angst vor einer zweiten von Zarqawi initiierten Anschlagswelle inzwischen nachgelassen. Nach wie vor mussten die Bürger mit vielen Einschränkungen leben, von strengeren Kontrollen an den Grenzübergängen bis hin zu Betonbarrieren und Metalldetektoren am Eingang aller größeren Hotels und der öffentlichen Einrichtungen. Dennoch hielten sich im Land viele Iraker auf, die entweder geflüchtet waren oder Jordanien lediglich besuchten, um sich medizinisch behandeln zu lassen oder westliche Waren zu erwerben, die es bei ihnen daheim nicht gab. Zu Letzteren gehörte Karbuli, der seine illegalen Einnahmen bekanntermaßen nur allzu gerne in Jordaniens Einkaufszentren und Boutiquen verprasste. Die Agenten des Muchabarat warteten einfach nur ab, bis er wieder einmal ins Land einreiste, und schon hatten sie ihn. Im Handumdrehen fand er sich in der berüchtigten Arrestzelle der Spionageabwehr wieder. Ihm gegenüber saßen zwei der berüchtigtsten Vernehmer des Geheimdienstes und starrten ihn ungeduldig an – Kommandant Abu Haytham und sein Chef, Ali Bursak, der Rote Teufel.

Karbuli packte aus. Schließlich willigte er sogar ein, sich dabei filmen zu lassen, wie er eine ganze Reihe Verbrechen gestand, unter anderem einen bewaffneten Raubüberfall auf einen jordanischen Lkw-Fahrer und die Entführung von zwei Marokkanern, die er Zarqawis Männern übergeben hatte, um Lösegeld für sie zu erpressen. Viel interessanter fanden die Jordanier jedoch, was Karbuli über das Terrornetzwerk zu berichten hatte, und auch hier zeigte sich der Zöllner überraschend kooperativ. Es war, als habe Karbuli nur darauf gewartet, sich endlich alles von der Seele reden zu können.

»Er schien fast erleichtert«, sagte ein ehemaliger leitender Geheimdienstler, der an dem Fall mitarbeitete.

»Er hatte sich zwar nicht freiwillig gestellt. Aber als wir ihn erst einmal hatten, wollte er offenbar unbedingt aus diesem Umfeld heraus.« Überzeugt davon, dass die Jordanier ihn schützen würden, »begann er zu reden und wollte gar nicht mehr aufhören«, so der Geheimdienstler. Nach und nach füllten sich die Notebooks der Vernehmer mit seltenen Insider-Informationen über die Kommandostruktur und Taktiken von AQI. Eine von Karbulis Aufgaben, so der ehemalige leitende Geheimdienstoffizier, bestand darin, den Nachschub an Material für Zarqawis Bombenfabriken zu überwachen. Dadurch lernte er Terrorzellen im ganzen Land kennen.

»Er war kein Bombenbauer, aber er wusste, was wohin gebracht werden musste, damit am Ende alles funktionierte«, sagte der Beamte. »Er schien so etwas wie ein Projektmanager zu sein.« Abu Haytham war mit zahlreichen Personen vom äußeren Rand von Zarqawis Netzwerk in Kontakt gekommen, und als Karbuli vor ihm saß, wusste er gleich, mit was für einem Typ von Mensch er es zu tun hatte. Der sunnitische Stammesangehörige aus der irakischen Grenzstadt al-Qa’im war mit seinen Anfang 40 viel älter als die meisten ausländischen Radikalen, die illegal in den Irak kamen, um im Heiligen Krieg zu kämpfen. Er stand ganz klar auf Zarqawis Seite und lehnte die US-Besatzung erbittert ab, aber er war zugleich ein karrierebewusster Bürokrat, dem es vor allem um sein eigenes Wohlergehen ging; er wusste, sich verändernden Umständen anzupassen. Irgendwie flackerte unter seiner harten Schale noch immer so etwas wie ein Gewissen auf. Karbuli war von Natur aus korrupt und scherte sich herzlich wenig um die Gewalt, die ihn tagtäglich umgab, doch die grausamen Exzesse von Zarqawi schienen selbst ihm zu viel zu sein. Am schlimmsten waren die Anschläge auf die Hotels gewesen, doch es gab noch viele weitere solcher Taten, von denen Karbuli einige selbst miterlebt hatte.

Abu Haytham staunte. Das Töten unschuldiger Menschen war doch Zarqawis Spezialität. Wie hatte Karbuli das umgehen können? Der Mann beteuerte immer wieder, wie falsch es sei, Unschuldige abzuschlachten. Es sei gegen den Islam. Doch der Muchabarat-Agent bohrte immer tiefer und hakte immer weiter nach, bis Karbuli schließlich von einem jordanischen Lkw-Fahrer erzählte, den er getötet hatte. Kurz hinter der irakischen Grenze hatte er den Lkw angehalten. Laut den Ladepapieren war die Ladung für eine der amerikanischen Militärbasen bestimmt, die ein Stück weiter südlich lagen. Die Fahrer solcher Lieferungen wurden oft hingerichtet, als abschreckendes Beispiel für alle anderen.

Und so erhielt Karbuli von Zarqawis Leuten den Befehl, den Fahrer zu töten.

Karbuli erinnerte sich noch immer an den Namen des Mannes – Chalid – und an die Angst in seiner Stimme, als er ihn in Handschellen gelegt und ihm die Augen verbunden hatte.

»Er sagte: ›Was tun Sie mit mir?‹ Ich sagte: ›Ich werde dich töten‹«, erzählte Karbuli in seinem Geständnis. »Er begann, mich anzubetteln: ›Bitte, töten Sie mich nicht‹, also sagte ich: ›Ich muss dich töten.‹ Er bettelte immer weiter, und ich zog meine Dienstwaffe und sagte zu ihm: ›Jetzt bete!‹«, sagte Karbuli. »Er betete und bettelte gleichzeitig um sein Leben.«

Karbuli schoss dem Fahrer zweimal in den Kopf und ließ die Leiche des Mannes mitsamt dessen Papieren am Straßenrand liegen.

Das Mobiltelefon seines Opfers nahm er mit. Als es kurz darauf klingelte, ging Karbuli ohne nachzudenken ran. Es war der Bruder des Toten. Der Zöllner sog sich eine wirre Geschichte aus den Fingern und sagte, Chalid gehe es gut. Dann legte er auf.

Einen Moment später hatte er das Handy wieder in der Hand und sah sich die Fotos an, die der Lkw-Fahrer darauf

gespeichert hatte. Er hielt inne bei einem Bild mit vier jungen Mädchen darauf: Chalids Töchter.

»Das löste etwas in mir aus«, sagte Karbuli. Ab diesem Moment fühlte sich jeder Mord, den er mitansehen musste, wie eine Wunde an, die wieder und wieder aufgerissen wurde. Im zweiten Jahr des Aufstandes, als Zarqawi den Schiiten den Krieg erklärt hatte, war Karbuli zunächst noch auf seiner Seite gewesen; schließlich hörte man damals ständig von ethnischen Säuberungen in den schiitischen Vierteln von Bagdad und Basra. Aber jetzt reichte es ihm. Einmal hatte er sogar mitansehen müssen, wie ein schiitischer Gefangener von Zarqawis Schergen enthauptet wurde, aus keinem anderen erkennbaren Grund, als dass er Schiit war.

Je mehr Menschen sterben mussten, desto mehr wurde Karbuli klar, was für ein Mensch Zarqawi war und wohin der Irak gerade steuerte.

»Bevor Zarqawi kam, wussten wir nicht, was der große Unterschied zwischen Sunniten und Schiiten war«, sagte er. »Nun wird tagtäglich jemand umgebracht.«

Wenn man seinen Angaben glauben konnte, war Karbuli in der Hierarchie der Terrorgruppe höchstens so etwas wie ein Unteroffizier, sicherlich aber kein General. Dennoch hatten die Jordanier mit der Festnahme eines Angehörigen von Zarqawis mittlerer Führungsriege (der obendrein noch äußerst gesprächig war) einen echten Durchbruch geschafft. Karbulis detaillierte Berichte über Zarqawis Operationen in den Grenzstädten, durch die die Versorgungslinien der Gruppe führten, füllten bald ganze Aktenordner. Er kannte viele weitere Agenten auf seiner Ebene, und er wusste die Namen von leitenden Kommandanten. Einige von ihnen standen in der Organisation so weit oben, dass sie ihre Befehle direkt von dem sorgfältig abgeschirmten Kreis der engsten Vertrauten Zarqawis erhielten.

Karbuli wusste nicht, wo sich Zarqawi gerade aufhielt. Aber mit seiner Hilfe kamen die Jordanier ihm näher als jemals zuvor.

Im Frühjahr 2006 wurde das südlich von Bagdad gelegene Dorf Jusufija von US-Aufklärungsflugzeugen observiert. Jusufija war nicht mehr als eine Ansammlung von Bungalows und kleinen Bauernhöfen entlang eines vom Euphrat gespeisten Bewässerungskanals. Schon lange mutmaßte man, dass die Aufständischen in dieser Region Anschläge in der irakischen Hauptstadt vorbereiteten. Anfang April ließ ein Informant durchblicken, dass AQI das Dorf hin und wieder für hochrangige Treffen nutzte. Am Morgen des 8. April erspähte dann eine Drohne von Generalmajor Stanley McChrystals Task Force 6–26, wie im Dorf ein ungewöhnlicher Fahrzeugkonvoi eintraf. Keine zwei Stunden später war bereits ein Überfallkommando der Eliteeinheit Delta Force auf dem Weg nach Jusufija.

Um 13:56 Uhr waren die Hubschrauber vor Ort, wenige Minuten später erstürmten die Soldaten den mutmaßlichen Treffpunkt der Terroristen. Die Insassen des Hauses eröffneten sofort das Feuer. Einer von ihnen, um den Bauch einen breiten Sprengstoffgürtel, rannte den Amerikanern entgegen, ein zweiter folgte ihm, doch beide wurden erschossen, bevor sie sich in die Luft sprengen konnten. Ein dritter Selbstmordattentäter hatte zu früh auf den Auslöser gedrückt und konnte niemanden mit in den Tod reißen – sie entdeckten seine Körperteile in einem Raum im Inneren des Hauses verteilt. Als die Schießerei vorüber war, fanden die Soldaten sechs Leichen und nahmen fünf Überlebende in Gewahrsam, von denen einer verwundet war. Außerdem stellten sie ein ganzes Waffenlager mit Sturmgewehren, Munition und Granaten sicher; in einem der Räume entdeckten sie mehrere selbst gedrehte Videos.

Die Aufräumarbeiten waren noch im Gange, als die Meldung eintraf, man habe mittels Überwachungskameras

weitere verdächtige Fahrzeuge ausgemacht, die gerade ein paar Kilometer die Straße hinunter an einem Bauernhof einträfen. Sofort bestieg das Delta-Team die Hubschrauber, und schon standen die Soldaten wieder vor einer verschlossenen Tür und platzierten ihre Sprengkapseln. Doch dieses Mal leisteten die Insassen des Hauses keinen Widerstand. Zwölf Iraker wurden in Handschellen gelegt und per Hubschrauber nach Bagdad geflogen.

Als die Anti-Terror-Experten der Task Force 6–26 in McChrystals Kommandozentrale die Festgenommenen genauer unter die Lupe nahmen, staunten sie nicht schlecht. Bei der Überprüfung der zwölf Männer, die man in dem Bauernhof aufgegriffen hatte, kam zwar so gut wie nichts heraus, doch dafür hatte man in Jusufija, wie es schien, einen umso bedeutenderen Fang gemacht. Ganz offensichtlich wurden die älteren Männer von den anderen mit großem Respekt behandelt. Merkwürdigerweise fand man bei den zwölf Irakern nur ein einziges Mobiltelefon – offenbar waren die anderen schlau genug gewesen, sich ihrer Handys zu entledigen, als sie merkten, dass die Amerikaner im Anmarsch waren.

Die Gefangenen aus Jusufija wurden umgehend zu McChrystals Luftstützpunkt in Balad überführt, wo der Generalmajor seine besten Vernehmer und Analysten auf sie ansetzte. Die Amerikaner waren bereits überzeugt davon, dass einige der Gefangenen in Zarqawis Netzwerk zu den ranghöheren Offizieren gehörten; auf diese konzentrierte man sich naturgemäß besonders. Der Interessanteste unter ihnen war ein stämmiger Mann von Mitte 30, ein ehemaliger Ringer, dem McChrystal den Codenamen »Mubassir« verpasste. Der Mann sprach überraschend gut Englisch, und er schien großen Spaß daran zu haben, Witze zu reißen und die Amerikaner zu verbessern, wenn sie ihre eigene Sprache nicht ganz korrekt verwendeten. Während seiner ersten Vernehmung bediente er sich eines vornehm klingenden britischen

Akzents und zeigte sich demonstrativ ungeduldig darüber, so viele Stunden lang befragt zu werden.

»Was meinen Sie, wie lange das hier dauern wird?«, fragte Mubassir laut McChrystals Bericht. »Ich müsste nämlich bald wieder zurück zu meiner Familie.« Er behauptete, er sei lediglich ein Berater für Videotechnik, den man für einen eintägigen Auftrag angeheuert habe. Von Terrorismus wisse er nichts. Genau wie bei allen anderen aus der Gruppe ergab die erste Befragung nichts, was irgendwie von Belang gewesen wäre.

Ein separates Team durchsuchte derweil das bei der Razzia in Jusufija sichergestellte Beweismaterial. Darunter machten sie einen bemerkenswerten Fund: Auf einem der Videobänder aus dem ersten Haus entdeckten die Ermittler umfangreiche ungeschnittene Aufnahmen von einem Mann in schwarzer Ninja-Kleidung mit weißen Turnschuhen, der aus der Hüfte ein Maschinengewehr abfeuerte. Schnell war klar, was das bedeutete: Um wen auch immer es sich bei den Bewohnern des Hauses in Jusufija handelte – sie waren offenbar hochrangig genug, um ungekürztes Rohmaterial für Zarqawis Propagandafilm zu besitzen.

So kamen McChrystals Männer Zarqawi immer näher, aber von seinem Aufenthaltsort hatten sie nach wie vor keine Spur. Sie verbrachten viele Stunden damit, das Videoband nach Hinweisen zu durchsuchen. Einige der Szenen waren unfreiwillig komisch und zeigten Zarqawi dabei, wie er sich mit dem Maschinengewehr abmühte und nicht so recht verstand, wie es funktionierte. Nachdem es ihm schließlich gelungen war, sein Magazin leer zu schießen, gab er die Waffe einem seiner Helfer, der sie am Lauf anfasste und mit einem Schmerzensschrei fallen ließ. Offensichtlich wusste er nicht, dass der Lauf glühend heiß sein würde. Später veröffentlichten die Amerikaner das Video mit den Patzern, um Zarqawis Propaganda zu untergraben, die ihn stets als versierten Straßenkämpfer darstellte. Und noch ein Tiefschlag ging auf McChrystals

Konto: Er überredete das Weiße Haus, die Belohnung für die Ergreifung Zarqawis von 25 auf 5 Millionen Dollar zu senken. Er rechnete fest damit, dass eine solche symbolische Degradierung für Zarqawis übersteigertes Ego einen unermesslichen Schaden bedeuten würde.

Doch ihrem eigentlichen Ziel kamen die Amerikaner damit noch immer nicht näher. In den Wochen, die folgten, setzten sie ihre Suche in der Region rund um Jusufija fort. Auf Basis einer Analyse des Geländes, das man im Hintergrund des Propagandavideos sah, fügten sie ihrer Prioritätenliste außerdem ein paar neue Gebiete im Nord- und Westirak hinzu. Die Verhöre von Mubassir und den anderen Gefangenen aus Jusufija zogen sich derweil weiter hin, Tag um Tag. Doch nichts kam dabei heraus. Seit fast drei Jahren waren die Amerikaner mittlerweile hinter Zarqawi her, und wieder einmal schienen die Ermittlungen in eine Sackgasse zu führen.

Immerhin hatten die Ermittler ein paar wichtige neue Verbündete gewonnen: Die Jordanier erwiesen sich als äußerst wertvoller Partner. Jordanische Agenten, die mit den amerikanischen Special Forces kooperierten, griffen immer wieder Hinweise auf, die den Amerikanern durch die Lappen gingen, beispielsweise feine Nuancen im Akzent, durch die man Einheimische von Zugereisten unterscheiden konnte.

Inzwischen brachten die Verhöre von Karbuli und anderen Schergen Zarqawis, die beim Muchabarat einsaßen, weitere wichtige Erkenntnisse. Karbuli kannte durch seine langjährige Tätigkeit beim Zoll die wichtigsten Routen, über die Zarqawi Versorgungsgüter und Rekruten ins Land holte. Zwei dieser Routen überquerten in der Nähe von al-Qa’im die syrische Grenze; von dort aus verlief eine in den Süden zu den sunnitischen Hochburgen der Provinz al-Anbar, die andere nach Norden bis nach Mossul. Eine dritte Route reichte bis Baquba, einer ethnisch gemischten Stadt nordöstlich von Bagdad. Karbuli wusste

genug über frühere Reisen von Zarqawi, sodass sie mithilfe seiner Angaben eine Liste der Städte anfertigen konnten, in denen sich der Terrorist möglicherweise aufhielt. Der jordanische Geheimdienst leitete alle neuen Erkenntnisse an die Amerikaner weiter, zusammen mit vielen Hinweisen, von möglichen Sichtungen Zarqawis bis hin zu den Standorten seiner Waffenlager.

McChrystal war so beeindruckt, dass er beschloss, sich persönlich mit den Leuten vom Muchabarat zu treffen. Dazu nahmen erst einmal die führenden Geheimdienstberater des Generalmajors Kontakt zu ihren jordanischen Kollegen im Hauptsitz in Amman auf. Als Nächstes traf eines Nachts eine kleine Gesandtschaft unter der Leitung von Ali Bursak in McChrystals Schaltzentrale in Balad ein. Abgesehen von den Briten waren sie die ersten Nicht-Amerikaner, die die hochsensible Einsatzzentrale betreten durften.

»Wir wollten einfach nur so viel wie möglich von ihnen erfahren«, erklärte ein US-Beamter, der beim Treffen dabei war, »schließlich waren sie die Einzigen, die jemals mit Zarqawi an einem Tisch gesessen hatten.«

Im Laufe der Gespräche hingen die Amerikaner eine Karte des Irak an die Wand und wollten von Bursak wissen, was er glaubte, wo sich Zarqawi verstecke.

Der Muchabarat-Agent dachte einen Moment lang nach. Dann erhob er sich von seinem Stuhl.

»Er ging zur Karte«, erinnerte sich der Beamte, »und legte den Finger mitten auf den Regierungsbezirk Baquba.«

»Wäre ich Zarqawi, dann befände ich mich hier«, sagte Bursak.

Die Amerikaner staunten. Die meisten von Zarqawis Unterstützern saßen in den sunnitischen Hochburgen der Provinz al-Anbar und im Nordirak, zwischen der syrischen Grenze und Mossul, und dort war Zarqawi auch öfter gesichtet worden als irgendwo sonst. Baquba war eine

quirlige Großstadt mit einer halben Million Einwohnern, in der Sunniten, Schiiten und Kurden lebten, etwa 100 Kilometer vor der iranischen Grenze gelegen.

McChrystals Team begrüßte den neuen Ansatz, dennoch schien die Baquba-Theorie den Amerikanern eher eine haltlose Vermutung zu sein. Zwar hatte es bereits Berichte über Sichtungen Zarqawis in der Nähe von Baquba gegeben, doch keiner dieser Berichte hatte sich verifizieren lassen.

»Wir verwarfen diese Theorie nicht«, so der US-Beamte. »Wir nahmen sie lediglich in unser Kalkül mit auf.«

Im Mai war die Befragung des irakischen Häftlings mit dem Codenamen Mubassir komplett ins Stocken geraten. Die Amerikaner waren frustriert, und der Gefangene konnte sich keine Hoffnung mehr machen, schnell auf freien Fuß zu kommen. Doch dann trafen ein paar neue Informationen vom Muchabarat am Luftstützpunkt Balad ein, die schnelle Resultate zu versprechen schienen. Es handelte sich um Dokumente, die belegten, dass Mubassir mehrmals nach Jordanien eingereist war; unter anderem gab es Belege über mehrere verdächtige Reisen zur Zeit der Anschläge auf die Hotels in Amman im vorangegangenen November. Daneben waren Hinweise auf mögliche Verbindungen zwischen Mubassir und der Familie von Sadschida al-Rischawi aufgetaucht, der Selbstmordattentäterin, deren Sprengstoffgürtel nicht funktioniert hatte.

Nichts davon bewies, dass Mubassir unmittelbar in die Anschläge verwickelt gewesen war, aber immerhin hatten die Amerikaner nun einen neuen Ansatzpunkt, mit dem sie den Iraker vielleicht endlich zum Reden bringen würden. Zwei von McChrystals talentiertesten Vernehmern marschierten in Mubassirs Zelle, legten ihm die neuen Beweise vor und stellten ihm ein Ultimatum: Entweder Sie helfen uns, oder wir übergeben Sie den Jordaniern, und die werden sich dann weiter mit Ihnen befassen.

»Wir tun, was wir können, um Sie hierzubehalten«, sagten die Vernehmer laut McChrystals Notizen. »Aber wenn sich herumspricht, dass Sie *hiermit* etwas zu tun haben, sieht es möglicherweise ganz schlecht für Sie aus.«

Mubassir protestierte: »Ich kann Ihnen doch nicht sagen, was ich nicht weiß!«

Die Amerikaner erhoben sich und waren schon fast wieder durch die Tür, als er ihnen plötzlich hinterherrief: »Ich habe Ihnen etwas zu sagen.«

Mubassirs neues Geständnis umfasste acht Seiten in Maschinenschrift. Die Krönung war eine recht bemerkenswerte Enthüllung über Zarqawi, etwas, das bislang komplett an den Amerikanern vorbeigegangen war: Der Jordanier besaß einen persönlichen spirituellen Berater, einen irakischen Imam namens Scheich Abd al-Rahman, der mit seiner jungen Familie in Bagdad lebte und mit dem er sich regelmäßig alle ein bis zwei Wochen traf.

Für alle, die Zarqawi verfolgten, war dies der größte Durchbruch, seitdem die nunmehr dreijährige Jagd begonnen hatte. Wenn es tatsächlich diesen spirituellen Berater gab – und falls es McChrystals Team gelang, den richtigen Imam aufzuspüren –, hatte man ihnen Zarqawi geradezu auf dem Silbertablett serviert. Mubassirs Geschichte war so gut, dass einige der Offiziere in Balad argwöhnten, der Iraker bluffe oder das Ganze sei eine Falle. Die Zweifel an Mubassirs Aussage nahmen zu, als man in Bagdad tatsächlich einen Scheich al-Rahman ausfindig machte, dieser jedoch in einem überwiegend von Schiiten bevölkerten Viertel wohnte – das war mit Sicherheit der letzte Ort, an dem man einen Vertrauten Zarqawis erwarten würde.

In aller Eile sammelten die Amerikaner und die Jordanier alles zusammen, was sie an Informationen über Zarqawis vermeintlichen Beichtvater finden konnten. Drohnen schwebten über dem luxuriösen Anwesen des Mannes, der mit vollem Namen Abd al-Rahman hieß, und folgten der silberfarbenen Limousine, mit der er sich von seinem Chauffeur in die Innenstadt fahren ließ. Undercover-Agenten in traditioneller arabischer Kleidung warteten in der Nähe seiner Moschee auf ihn und machten heimlich Fotos von dem jungen Geistlichen mit dem kurz geschorenen Haar und dem gestutzten Bart. Als man diese Fotos dem neuen Top-Informanten des Muchabarat vorlegte, war der Fall klar. Innerhalb des Terrornetzwerks sei weithin bekannt, dass Zarqawi einen jungen Seelsorger habe, so Karbuli. Den richtigen Namen des Mannes kenne kaum jemand, er werde stets mit seinem Decknamen genannt. Doch auf jeden Fall handelte es sich um den Geistlichen auf den Fotos. Der frühere Zöllner war sich absolut sicher.

Nun hieß es: warten. Zwei Wochen lang observierte man mit Luftbildkameras das Haus und die Limousine auf ihren Fahrten zum Markt, zu Schulen, zu gesellschaftlichen Anlässen. Jeden Morgen erwartete der Chauffeur den Geistlichen und seine Familie, und jeden Abend kehrten sie wieder nach Hause zurück. Auf dem Luftstützpunkt Balad saßen die Analysten vor ihren Bildschirmen und fragten sich, was schiefgelaufen war. Hatte irgendwer Rahman einen Tipp gegeben? Sollten sie den Imam kurzerhand verhaften und versuchen, ihn zum Sprechen zu bringen?

Es war an einem besonders heißen Mittwoch, dem 7. Juni 2006, als McChrystals Team um die Mittagszeit Zeuge wurde, wie die silberfarbene Limousine plötzlich von ihrer gewohnten Route abwich. Im Zickzack ging die Fahrt durch mehrere Wohngebiete, bis das Auto die Schnellstraße erreichte, die nach Nordosten aus Bagdad herausführt. Mitten auf der Auffahrt bremste der Wagen abrupt.

Rahman stieg aus und sprach in sein Mobiltelefon. Wenige Minuten später tauchte ein kleiner blauer Lieferwagen hinter der Limousine auf, hielt an, und Rahman stieg ein. Es war ein ganz klassischer Fahrzeugwechsel, wie ihn Spione seit vielen Jahrzehnten nutzen, um Verfolger abzuschütteln. Der Lastwagen fuhr in hohem Tempo durch Bagdads Vororte, bevor er schließlich die Stadt in Richtung Norden und hinein ins offene Gelände verließ.

McChrystal hielt sich in seinem privaten Büro in der Einsatzzentrale auf, als einer seiner Mitarbeiter anklopfte und ihm mitteilte, Rahman sei unterwegs und entferne sich gerade von der Hauptstadt. Wohin die Reise gehe, wollte McChrystal wissen. Er hätte auf eine Fahrt in den Süden, in Richtung Jusufija gewettet. Umso mehr staunte er, dass der Lieferwagen nach Norden unterwegs war. Als er 50 Kilometer weiter nach Osten abbog, war allen klar, dass der Chef der Terrorabwehr des Muchabarat recht gehabt hatte: Ihre Zielperson war auf dem Weg nach Baquba.

Als das Fahrzeug die Stadtgrenze von Baquba überquert hatte, unternahmen die Insassen einen weiteren Versuch, potenzielle Verfolger abzuschütteln. Der Wagen bog auf einen Parkplatz ein, wo wiederum ein neues Fahrzeug stand, diesmal ein weißer Pick-up-Truck mit rotem Streifen. Rahman stieg aus, unterhielt sich kurz mit dem Fahrer des Pick-ups und wechselte dann zum zweiten Mal binnen einer Stunde das Fahrzeug. Kurz darauf war er wieder nach Norden unterwegs, nun auf dem Beifahrersitz des weißen Pick-ups.

Etwa fünf Kilometer außerhalb der Stadt erreichte der Wagen ein kleines Dorf namens Hibhib und fuhr auf einem schmalen Feldweg weiter, der durch einen dichten Palmenhain führte. Die Fahrt endete auf der Auffahrt eines sandfarbenen zweistöckigen Hauses mit Carport. Das Haus verschwand fast komplett unter einem Baldachin von Palmen und dichten Sträuchern, und zu den Seiten hin war es durch eine hohe Mauer mit Metalltor gesichert. Die

Amerikaner beobachteten, wie der Fahrer mit jemandem im Inneren des Hauses sprach, der kurz darauf das Tor öffnete und den Pick-up hineinließ. Rahman stieg aus, der Fahrer setzte zurück, fuhr die Einfahrt hinunter und verschwand.

Um 16:55 Uhr Ortszeit waren in der Einsatzzentrale in Bagdad sämtliche Augen auf das körnige Bild des Hauses unter den Palmen gerichtet. Drei Jahre hatten die CIA-Analysten und das Militärpersonal auf einen solchen Moment gewartet. War dieser Moment jetzt wirklich gekommen?

McChrystal sah nachdenklich zu, wie der weiße Pick-up vor dem Haus hielt.

»Ich kann Ihnen nicht versprechen, dass sich hier Zarqawi aufhält«, sagte einer seiner Untergebenen, wie sich McChrystal später erinnerte. »Aber wen auch immer wir hier töten, er ist um einiges hochrangiger als jeder, den wir bisher getötet haben.«

Dann starrten sie wieder auf den Bildschirm, und mit einem Mal kam ein stämmig wirkender Mann aus dem Haus.

»Wir sahen, wie ein ganz in schwarz gekleideter Typ aus der Tür trat, [Rahman] begrüßte und mit ins Haus nahm«, erzählte McChrystal. »Und wir sahen, wie der gleiche Kerl, immer noch ganz in Schwarz, wieder herauskam. Er spazierte die komplette Auffahrt hinunter bis zur Hauptstraße und wieder zurück.« Von diesem Mann hatte McChrystal unzählige Bilder gesehen. Kein Zweifel: Das hier war der Mann, hinter dem er seit 2003 her war. Der Mann in Schwarz.

»Wow, das ist tatsächlich Zarqawi«, sagte er zu seinem Mitarbeiter.

»Sie haben recht«, gab jener zurück. »Das glauben wir auch.«

In Bagdad, 70 Kilometer vom Einsatzort entfernt, befand sich eine einsatzbereite Delta-Spezialeinheit, die nun den Befehl erhielt, ihre Hubschrauber zu besteigen.

Dummerweise stellte sich heraus, dass einer der Hubschrauber einen Motorschaden hatte. Mehrere Minuten vergingen, quälend langsam. Was, wenn Zarqawi plötzlich auf die Idee kam, sich durch den Palmenhain aus dem Staub zu machen? Ob sie dann jemals wieder eine Gelegenheit wie diese hier bekommen würden?

Im selben Moment befanden sich zwei amerikanische F-16-Kampfjets auf einem routinemäßigen Patrouillenflug über dem Zentralirak, dank einer Richtlinie, nach welcher der Luftraum rund um die Uhr überwacht werden musste, falls irgendwelche US-Truppen Unterstützung aus der Luft benötigten. Einer der beiden Jets musste erst betankt werden, doch der andere konnte umgehend umgeleitet werden. Ein Fluglotse gab die Zielkoordinaten durch, und schon war der Kampfjet nach Hibhib unterwegs, mit einer Flugzeit von weniger als fünf Minuten.

McChrystal hoffte, dass Zarqawi noch am selben Tag in einer seiner Arrestzellen sitzen würde. »Ich will diesen Kerl unbedingt schnappen«, ging dem Generalmajor durch den Kopf, wie er sich später erinnerte. In Wahrheit konnte niemand mit Sicherheit sagen, ob der Mann, den sie gesehen hatten, tatsächlich Zarqawi war. McChrystal selbst war sich zu 80 bis 90 Prozent sicher.

»Ich glaube nicht, dass wir noch länger warten sollten«, riss ihn sein Stellvertreter aus seinen Gedanken. »Ich gebe den Befehl zum Bombardieren.«

»In Ordnung«, sagte der General.

Es war beinahe 18 Uhr, als die F-16 über Funk den Befehl erhielt: »Bomben los!« Der Kampfjet flog über das Haus hinweg, aber zur Überraschung aller, die in Balad vor den Monitoren klebten, folgte keine Explosion. Der Pilot flog noch einmal über das Gebäude, und dieses Mal warf er eine GBU-12 Paveway ab, eine 500 Pfund schwere lasergelenkte Bombe. Auf dem Überwachungsbildschirm der F-16 gab es einen hellen Blitz, gefolgt von drei Wolken aus Rauch und Staub, von denen sich eine gen Himmel auftürmte; die

anderen beiden fegten durch die Palmen. Anderthalb Minuten später schlug eine zweite Bombe an derselben Stelle ein.

Als sich der Rauch endlich legte, war das zweistöckige Haus mit dem Carport verschwunden.

20 Minuten später traf endlich der Hubschrauber mit dem Delta-Team ein. Die US-Soldaten hasteten die Auffahrt hoch und bekamen gerade noch mit, wie die irakische Polizei neben dem Trümmerhaufen, der Zarqawis Versteck gewesen war, eine Trage in einen Krankenwagen luden.

Beim Anblick der bis an die Zähne bewaffneten Amerikaner zogen sich die Iraker sofort zurück, und im nächsten Moment starrten die Soldaten in das blutige Gesicht des Mannes auf der Trage. Er hatte einen fusseligen Bart und trug staubige schwarze Kleidung. Er blutete aus einer tiefen Wunde auf seiner linken Wange. Hätten sich die Soldaten den Verletzten genauer angesehen, wäre ihnen sicherlich die seltsame Narbe auf seinem rechten Arm aufgefallen, wo sich der Mann vor langer Zeit eine Tätowierung herausgeschnitten hatte.

Zarqawi war schwer verletzt, aber immer noch am Leben. Er öffnete die Augen und erschrak, als er sah, dass lauter Amerikaner auf ihn hinunterstarrten. Er murmelte etwas Unverständliches und versuchte, sich von der Trage zu rollen, doch die Soldaten hielten ihn mit ihren starken Armen fest. Ein paar von ihnen waren tätowiert.

Ein paar Jahre später behaupteten einige der US-Soldaten, die in Hibhib dabei gewesen waren, sie hätten Zarqawi den Rest gegeben, als er vor ihnen auf der Trage lag. Bei der Autopsie deutete allerdings nichts auf ein nachträgliches Fremdeinwirken; so oder so hätte Zarqawi nur noch wenige Minuten zu leben gehabt – die Druckwelle der GBU-12-Bombe hatte seine Lunge und andere innere Organe zerquetscht. Ein Sanitäter hielt vor Ort fest, dass bei Zarqawi aufgrund der inneren Blutungen bereits die Hauptschlagader kollabiert war, als er seine letzte

Atemzüge keuchte, während ihm Blut aus Nase und Ohren sickerte.

Was Zarqawis Ende betrifft, so steht zweierlei fest. Erstens: Er war lange genug bei Bewusstsein, um den Amerikanern in die Augen zu sehen. Zweitens: Um 19:04 Uhr Ortszeit starb er, während die langsam blasser werdende Sonne lange Schatten über den Palmenhain warf, der ihm und seinem verqueren Traum von einem wiedererstarkten islamischen Staat Zuflucht geboten hatte.

Am selben Abend kam es zur ersten und letzten persönlichen Begegnung von Generalmajor Stanley McChrystal mit Zarqawi. Schauplatz war ein provisorisches Leichenschauhaus im Untersuchungszentrum für Häftlinge auf dem Gelände des Luftstützpunktes Balad. Zarqawis Leiche lag auf einem Tisch, wo sie von Spezialisten verschiedenen DNA-Tests unterzogen werden sollte, um die Identität des Jordaniers zu bestätigen.

Ein paar Minuten zuvor hatte McChrystal mehrere Razzien im ganzen Land angeordnet, um möglichen Vergeltungsschlägen von Zarqawis Anhängern bei AQI zuvorzukommen. Er befand sich noch immer in der Einsatzzentrale, als jemand aus seiner Brigade kam und ihm mitteilte, Zarqawis Leichnam sei eingetroffen.

Er ging hinüber zum Gebäude, wo die Häftlinge untergebracht waren. Man hatte die Leiche auf eine Art Poncho gelegt. Jemand vom Delta-Team hielt Wache, ein Ranger, den McChrystal gut kannte. Auf Zarqawis linker Wange klaffte eine Wunde, an der noch getrocknetes But klebte, ansonsten wies die Leiche keinerlei Spuren schwerer Verletzungen auf. McChrystal betrachtete das Gesicht des Toten.

»Er sieht genauso aus wie Zarqawi«, sagte er, »wie direkt vom Plakat.« Er wandte sich an den Ranger. »Was meinen Sie?«

»Er ist es«, sagte der Ranger.

Die Amerikaner warteten noch einen Tag, bis sie offiziell Zarqawis Tod verkündeten, doch bis dahin hatte es in Washington längst die Runde gemacht, im Weißen Haus wie auch im Pentagon und auf dem begrünten Campus der CIA am Potomac Fluss.

Bushs erste Reaktion war alles andere als ekstatisch. Kurz bevor die Neuigkeiten aus Bagdad eintrafen, hatte der Präsident im Weißen Haus mit mehreren Kongressmitgliedern beider Parteien zusammengesessen. »Wir müssen endlich diesen Zarqawi loswerden«, hatte Ray LaHood, seines Zeichens republikanischer Abgeordneter für Illinois und ein entschiedener Befürworter des Irak-Krieges, verkündet, ohne dass ihn jemand um seine Meinung gebeten hatte. Bush hatte leise aufgelacht, und der Abgeordnete Steny Hoyer, ein Demokrat aus Maryland, hatte sich zum Präsidenten hinübergebeugt mit der spöttischen Bemerkung: »Warum sind wir da nicht selbst draufgekommen?«

Wenige Minuten später kam der erste Bericht, in dem es hieß, Zarqawi sei möglicherweise getötet worden. Das war um 15:45 Uhr Washingtoner Zeit, doch die endgültige Bestätigung traf erst fünf Stunden später ein. Die Mitglieder von Bushs Team für Nationale Sicherheit jubelten, doch Bush selbst konnte sich kaum zu einem Lächeln durchringen.

»Ich weiß schon gar nicht mehr, wie ich mit guten Nachrichten umgehen soll«, sagte er.

Nada Bakos von der CIA war gerade unterwegs, als die Nachricht sie erreichte. Ein paar Monate zuvor war die wichtigste Zarqawi-Expertin der Spionageabwehr endgültig nach Washington zurückgekehrt. Ihre neue Aufgabe hatte nichts mehr mit dem Jordanier zu tun. Mit ihren 36 Jahren war sie die dienstälteste Angehörige des CIA-Teams gewesen, das für Zarqawi zuständig war, und sie war mittlerweile so frustriert, dass sie unbedingt einen

Tapetenwechsel brauchte. Zudem hatte sie einen Mann kennengelernt, der rein gar nichts mit der Welt der Geheimdienste zu tun hatte, und vor Kurzem hatten sie geheiratet. Die Hochzeit hatte im kleinen Kreis stattgefunden, abends nach der Arbeit; Bakos, die wie immer Überstunden gemacht hatte, war beinahe zu spät zu ihrer eigenen Trauung gekommen.

Am 7. Juni saß sie mit ihren neuen Kollegen zusammen, als sie ein alter Freund von der CIA anrief und ihr mitteilte, dass Zarqawi endlich tot war. Später erinnerte sie sich, dass sie sich wie betäubt fühlte. Wie sollte man auf eine solche Mitteilung reagieren?

»Ich war froh und glücklich«, erinnerte sie sich später, »aber ich glaube, ich war ein wenig enttäuscht, dass ich niemanden um mich herum hatte, der nachvollziehen konnte, was das eigentlich bedeutete.«

In der jordanischen Hauptstadt feierten die Menschen den Tod des Terroristen. Ganz anders in Zarqawis Heimatstadt Zarqa: Hier gab es heftige Proteste, nachdem ein paar Wochen zuvor einige Einheimische begonnen hatten, sich hinter den berühmtesten Sohn der Stadt zu stellen. In der Nähe des Hauses seiner Familie errichteten Verwandte und ortsansässige Islamisten ein Zelt. Sie kündigten eine »Märtyrerfeier« an und priesen Zarqawi vor laufenden TV-Kameras, bevor die Polizei dem Spuk ein Ende bereitete.

Abu Haytham vom Muchabarat, der kurz davor war, zum Leiter der Antiterror-Abteilung ernannt zu werden, machte seinem Ärger über diese Aktionen Luft. Seiner guten Stimmung tat es dennoch keinen Abbruch.

»Ich hatte noch lange dieses Bild im Kopf, wie Zarqawi herumprahlte«, erzählte er später, als man ihn zu seinen früheren Begegnungen mit dem Terroristen befragte. »Er sagte immer wieder, eines Tages werde er eine Möglichkeit finden, uns zu verletzen und etwas tun, das uns mitten ins Herz treffe. Für mich waren das die Bombenanschläge auf

die Hotels. Die beiden toten Mädchen. Jetzt war der Gerechtigkeit endlich Genüge getan.«

Im Irak allerdings war es mit der »Gerechtigkeit« nicht weit her, zumindest noch nicht. Zaidan al-Dschabiri, den Viehzüchter und Stammesführer aus Ramadi, ließ die Nachricht vom Tod Zarqawis ziemlich kalt. Den Jordanier gab es nicht mehr, schön und gut, aber das Böse, das er entfesselt hatte, war stärker als jemals zuvor, wie Zaidan zu seinen Freunden sagte. Zarqawis ausländisches Terrornetzwerk hatte mittlerweile im Irak Wurzeln geschlagen und war gefährlicher denn je. Es gab Dutzende irakischer Dschihadisten, die genau da weitermachen würden, wo Zarqawi aufgehört hatte.

Immerhin begannen die Stämme in einigen Teilen der Provinz al-Anbar, ihren rechtmäßigen Platz zurückzufordern und die Dschihadisten zurückzudrängen – mit Drohungen und bisweilen auch mit Waffengewalt. Zaidan schloss sich ihnen an und half mit, eine sunnitische Bewegung zu gründen, die die Amerikaner das »Erwachen Anbars« tauften und der es gelang, die Zarqawi-Anhänger von den Straßen zu vertreiben und zurück in den Untergrund zu drängen. Zumindest für eine Weile.

Jetzt, wo Zarqawi tot war, galt es aber zunächst, mehrere offene Rechnungen mit Nachbarn und Verwandten zu begleichen, die sich für die falsche Seite entschieden hatten. Einer von ihnen war der Cousin von Zaidan, der ihn ein Jahr zuvor gedrängt hatte, dem jordanischen Verbrecher, der sich zum Anführer des Irak aufschwingen wollte, die Treue zu schwören.

»Bei unserem letzten Treffen sagte ich zu ihm: ›Dein Ende ist nah‹«, erzählte Zaidan. »Wir wollen keine Angehörigen unseres Stammes verlieren, aber die Verbrechen, die diese Menschen begangen haben, sind zu schlimm, als dass man ihnen vergeben kann.«

Einige Tage später fand man die Leiche des Cousins. Er war erschossen worden.

»Wir haben ihn getötet. Mein Stamm hat ihn getötet«, sagte Zaidan. »Er war ein Verräter, und er wurde auf die Art und Weise getötet, wie wir nun einmal Verräter töten.«

BUCH III
Der Islamische Staat

17

»Das Volk will das Regime stürzen!«

Der Ärger kam auf Rädern. An einem späten Vormittag bemerkten Angestellte der Botschaft mindestens vier große gecharterte Reisebusse, vollgepackt mit verschwitzten, aufgeregten Männern, die mit Stangen und Stöcken bewaffnet waren. Der kleine Konvoi fuhr durch Damaskus' Nobelviertel al-Afif und hielt einen Häuserblock von der diplomatischen Vertretung der USA entfernt an. Dann stiegen die Insassen aus: ein auf Bestellung herangekarrter syrischer Mob.

Robert S. Ford, inzwischen US-Botschafter in Syrien, starrte aus dem Fenster auf das plötzliche Gedränge vor den Toren der Botschaft. Es war der 11. Juli 2011, vier Monate nach den Aufständen in Syrien im Zuge des »Arabischen Frühlings«. Am selben Morgen gab es bereits Meldungen von einer wütenden Menschenmenge, die sich vor der fünf Häuserblocks entfernten, französischen Botschaft versammelt hatte. Nun waren sie hier – eine kleine Armee in Zivil, und es trafen immer mehr Männer ein, mit dem Auto wie auch zu Fuß. Einige waren jung, mit militärisch wirkendem Kurzhaarschnitt; die Älteren, dickbäuchig und mit ungepflegten Bärten, trugen professionell gedruckte Porträts von Syriens autokratischem Präsidenten, Baschar al-Assad. Ein Organisator mit einer Identitätskarte an einem Schlüsselband um den Hals bellte der Menge Befehle

entgegen, während mehrere Polizisten weiter unten an der Straße untätig herumstanden. Aus der obersten Etage des Gebäudes beobachtete Ford, wie immer mehr Menschen zusammenkamen – wie dunkle Gewitterwolken, die an einem Sommertag am Himmel aufziehen. Dort unten standen die Schläger des Regimes, und zweifellos hatte sich ihre Anwesenheit hier und heute alles andere als spontan ergeben. Ford wies alle Mitarbeiter an, sich in das Innere der Botschaft zurückzuziehen. Jetzt konnten sie nur noch abwarten, wie weit Assad gehen würde.

Eine Zeit lang gab es nur die üblichen Sprechchöre; ein paar faule Melonen flogen über das Tor. Doch schließlich kam es zu einem Angriff, der sich in einer Geschwindigkeit entfaltete, mit der niemand gerechnet hatte. Zuerst hörte man, wie Steine mit lautem Knallen von den Mauern und dem Sicherheitsglas der Fenster abprallten. Dann wurden mehrere Männer über den stählernen Zaun vor der Botschaft gehievt, von dem die Baufirma damals behauptet hatte, er sei unüberwindbar. Als Nächstes liefen die Eindringlinge auf dem Botschaftsgelände herum, schrien einander an und schlugen, auf der Suche nach Schwachstellen, an Türen und Fenster. Einige kletterten an der Fassade hoch und gelangten bis auf das Dach der Botschaftskanzlei, wo die Satellitenschüsseln und Funkantennen angebracht waren. Bald droschen sie auf eine Metalltür ein, durch die man vom Inneren des Gebäudes auf das Dach gelangte – sie war die letzte verbleibende Barriere zwischen den Demonstranten und den verängstigten Mitarbeitern in der Botschaft.

Auf der anderen Seite der Tür stand Ford mit zwei jungen Marines, Rekruten im Alter von Mitte 20, die als Sicherheitspersonal der Botschaft eingesetzt worden waren. Die Wachen hatten den Finger am Abzug ihrer Gewehre, während Ford sich mental bereits vorbereitete auf das, was passieren würde, wenn es den Syrern gelang,

die Tür aufzubrechen. Verdammt, wo blieb denn bloß die syrische Polizei?

Das schreckliche Hämmern hörte nicht auf, durch eine Lücke im Türrahmen konnte Ford bereits die Füße der Eindringlinge erkennen.

Einer der Marines sagte: »Wenn sie durch die Tür kommen, schießen wir.«

Ford überlegte schnell. Assad wollte sie bestimmt nur erschrecken und ihnen nicht ernsthaften physischen Schaden zufügen. Aber warum zum Teufel ließ er seine Schläger dann so weit gehen?

»Nein. Sie schießen nicht«, sagte er mit fester Stimme. »Wenn sie durch die Tür kommen, befehlen Sie ihnen, stehen zu bleiben. Wenn sie Ihre Waffen sehen und trotzdem angreifen, dann können Sie feuern.«

Das Hämmern ging weiter. Während sie warteten und warteten, blieb Ford reichlich Zeit, um an allem zu zweifeln. Was, wenn die Demonstranten die Wachen mit den Gewehren im Anschlag erblickten, und trotzdem nicht zurückweichen würden?

Ford verstand vielleicht besser als jeder andere Amerikaner das Temperament des Autokraten, der die Entscheidung zweifellos persönlich abgesegnet hatte, auf zwei westliche Botschaften einen solchen Mob loszulassen. Eigentlich war Assad intelligent genug, solche unnötigen Provokationen zu vermeiden, doch jeder wusste, wie aufbrausend und rachsüchtig er sein konnte. Ford hatte einmal höchstpersönlich die Stimmungsschwankungen des Präsidenten miterlebt, und diese Erfahrung hatte bei ihm einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Wenn Assad wütend war, dann war er unberechenbar. Und jetzt war Assad wütend – und zwar auf ihn. Jeden Moment konnte der Angriff abgeblasen werden, aber ebenso gut konnte die Tür plötzlich nachgeben, und wer wusste schon, mit was für blindwütigen Fanatikern sie es hier zu tun hatten? Im

brütend heißen Hochsommer des syrischen Volksaufstandes schien alles möglich.

Das Hämmern wurde immer lauter. Die Marines warteten ab, ihre Waffen auf die Tür gerichtet.

Eine Zeit lang schien es, als würde der Arabische Frühling relativ spurlos an Syrien vorbeiziehen. Mitte März 2011 hatte man die tyrannischen Herrscher und ihre Schergen in Tunesien und Ägypten entmachtet, und in Libyen und im Jemen setzte sich die Bewegung fort. Doch Syrien war anders: Die wirtschaftlich-politische Elite des Landes stand geschlossen hinter der regierenden Familie Assad und ihrer säkularen Politik, und die brutale Geheimpolizei der Regierung unterdrückte jegliche ethnischen und konfessionellen Spannungen. Als in den Hauptstädten Nordafrikas und am Persischen Golf Massenproteste ausbrachen, beschränkte sich der Tumult in den antiken Gassen von Damaskus hauptsächlich auf hupende Taxis und die Schreie der Straßenhändler in den Basaren der Innenstadt. Der Präsident selbst gehörte nicht zu denen, die die Menschen zu begeisterten Protestmärschen inspirieren. An den Maßstäben der anderen Autokraten des Nahen Ostens gemessen (zu denen auch sein skrupelloser Vater gehörte, der ehemalige Präsident Hafiz al-Assad) erschien der 45-jährige syrische Staatschef beinahe sanftmütig. Eigentlich hatte Assad Arzt werden wollen. Als junger Mann hatte er in London Medizin studiert und sich für das Fachgebiet Augenheilkunde entschieden, weil er kein Blut sehen konnte. Er musste seine Pläne für eine medizinische Karriere an den Nagel hängen, als sein älterer Bruder Basil bei einem Autounfall ums Leben kam. Mit einem Mal war der hochgewachsene, stets vornehm und leise sprechende Baschar der designierte Nachfolger seines Vaters. Als Hafiz im Jahr 2000 starb, wuchs die Hoffnung auf politische Reformen in Syrien, und zunächst schien der neue Präsident dieser Herausforderung auch

durchaus gewachsen. Während seiner ersten Monate im Amt sorgte Baschar al-Assad für eine liberalere Wirtschaftspolitik und lockerte die strengen syrischen Zugangsbeschränkungen im Internet. Vor allem aber schloss er das berüchtigte Mezzeh-Gefängnis und erließ eine Amnestie für Hunderte politischer Gefangener, darunter zahlreiche Mitglieder der verbotenen Muslimbruderschaft.

Die USA beobachteten diese Entwicklungen höchst aufmerksam; in diesem jungen, im Westen ausgebildeten Staatslenker witterte man einiges an Potenzial. Was wäre, wenn man den syrischen Staat, der im Nahen Osten schon so lange als Unruhestifter und Schurke auftrat, dazu bringen konnte, für die Region in Zukunft eine konstruktive Rolle zu übernehmen?

Es war kaum mehr als ein Hoffnungsschimmer. Auch unter Baschar al-Assad blieb Syrien einer der wichtigsten Lieferanten von Waffen und Geld für die libanesischen Hisbollah-Milizen sowie eine wichtige Zwischenstation für Dschihadisten auf dem Weg in den Irak. In Damaskus befand sich nach wie vor eines der weltweit größten Lager illegaler chemischer Waffen, unter anderem des tödlichen Kampfstoffes Sarin. Doch es gab auch Anlass zur Hoffnung: Bisweilen kooperierten Assads Sicherheitskräfte bei der Terrorabwehr mit den Vereinigten Staaten, und manchmal verhaftete der syrische Geheimdienst am Flughafen und an den Grenzübergängen auf medienwirksame Weise Terror-Rekruten. Darüber hinaus kultivierte die Familie des syrischen Präsidenten in der Öffentlichkeit durchaus ein pro-westliches Image. Im Gegensatz zu seinem Vater, der Gästen aus dem Westen hauptsächlich mit Vorhaltungen und Beleidigungen begegnet war, konnte man mit Assad Junior nuancierte Gespräche über die regionale Politik führen, in einwandfreiem Englisch. Seine elegante und hübsche Ehefrau Asma, eine in Großbritannien aufgewachsene Wirtschaftswissenschaftlerin, trug Pumps

von Christian Louboutin und machte sich für die Rechte der Frauen und eine Bildungsreform stark. Der spätere US-Außenminister John Kerry, damals Senator für Massachusetts, gehörte einer amerikanischen Delegation an, die Damaskus besuchte, und war der Meinung, Assad sei jemand, mit dem die US-Regierung zusammenarbeiten könne. »Ich bin überzeugt davon, dass sich Syrien verändern wird«, verkündete Kerry nach seiner Syrienreise im Jahr 2009 in seiner Funktion als Vorsitzender des US-Ausschusses für Außenpolitik. »Das Land wird sich um ein gutes Verhältnis zu den Vereinigten Staaten und dem Westen bemühen und ist sich der ökonomischen Chancen bewusst, die dies mit sich bringen wird.«

Gegen Ende des Jahres 2010 wagte die Obama-Administration einen mutigen Schritt: Zum ersten Mal seit fünf Jahren ernannten die USA einen Botschafter für Syrien. Der letzte Botschafter war 2005 abgezogen worden, als die Beziehungen zwischen den beiden Ländern einen neuen Tiefpunkt erreicht hatten. Grund hierfür waren Vorwürfe gegen Syrien gewesen, den Terrorismus zu unterstützen. Für diesen wichtigen Posten entschied sich das Weiße Haus für einen Kandidaten mit einer beeindruckenden Erfahrung, was den Umgang mit Krisen im Nahen Osten betraf: Robert S. Ford.

Die Ernennung eines neuen Botschafters für Damaskus rief zahlreiche Kritiker auf den Plan. Eine Vertiefung der diplomatischen Beziehungen zu Syrien lehnten so viele Senatoren ab, dass das Weiße Haus es nicht wagte, seinen Kandidaten vor dessen Amtsantritt der üblichen Anhörung im Senat zu unterziehen. Stattdessen wartete Präsident Obama, bis sich der Kongress in die Weihnachtspause verabschiedet hatte, und ernannte Ford am 29. Dezember 2010 zum 14. US-Botschafter in Syrien.

Aber selbst der Kandidat hatte so seine Bedenken. Seine hervorragenden Dienste im Irak hatten Ford 2006 den ersten Botschafterposten eingebracht, damals in Algerien.

Nun waren wieder zwei Jahre vergangen, und er war bereit für eine neue Aufgabe. Ford wollte eigentlich als Botschafter nach Tunesien oder Bahrain gehen – beide Posten galten als interessant, aber relativ ruhig. Syrien hingegen war ein notorisch brutaler Polizeistaat, der offen antiisraelische Milizen unterstützte. Sein Job würde in erster Linie darin bestehen, das Regime regelmäßig dafür zu rügen, dass es Terroristen unterstützte.

»Ich will nicht nach Syrien«, teilte Ford seinem Chef mit. »Alles, was man dort tun kann, ist, sich mit der Assad-Regierung herumzuschlagen.«

Dennoch fügte er sich seinem Schicksal. Gerade einmal drei Wochen nach seiner Ernennung befand sich Ford bereits auf dem Weg nach Damaskus. Eine Woche später legte er Präsident Assad in dessen Palast seine Beglaubigungsschreiben vor.

Bei der feierlichen Zeremonie in Assads Residenz beobachtete Ford den syrischen Staatschef ganz genau. Was war das für ein Mann, der da in diesem anthrazitfarbenen Anzug steckte? Assad saß in einem taubenblauen Sessel in der Empfangshalle und gab sich leutselig und charmant, ohne eine Spur der herablassenden Art, die unter den Autokraten der Region sonst so verbreitet war. Er war groß, hatte schmale Schultern, graublaue Augen und einen säuberlich getrimmten Schnurrbart, der ein wenig von seinem fliehenden Kinn ablenkte. Er sprach mit der ruhigen Selbstsicherheit eines Mannes mittleren Alters, der sein Leben lang niemals gezwungen gewesen war, seine Stimme zu erheben. Das Treffen verlief ohne besondere Zwischenfälle, bis Ford die Unterhaltung vorsichtig auf den jüngsten Bericht des State Department über die Menschenrechtslage in Syrien lenkte, der einen ganzen Katalog staatlicher Repressionen bis hin zu Folter und Mord beinhaltete. Kaum hatte Ford diese Worte ausgesprochen, veränderte sich schlagartig der

Gesichtsausdruck seines Gastgebers. Assad sprach so leise und bedächtig wie zuvor, war aber außer sich.

»Das allerletzte Land auf der Welt, von dem ich in dieser Hinsicht Ratschläge annehmen würde, sind die USA«, knurrte er. »Nicht, was die Menschenrechte betrifft. Nicht nach dem, was Sie in Guantánamo, Abu Ghuraib und in Afghanistan getan haben.«

Ford hörte ihm höflich zu und bemühte sich um so viel diplomatische Zurückhaltung, wie er eben aufbringen konnte. »Herr Präsident, was Sie da ansprechen, sind natürlich vollkommen legitime Einwände«, sagte er. »Bei uns besteht ebenfalls einiger Erklärungsbedarf. Dennoch werden wir unsere Besorgnis äußern. Und wenn wir in unseren bilateralen Beziehungen Fortschritte machen wollen, dann müssen wir ganz offen über alles sprechen.«

Der Lauf der Ereignisse sorgte dafür, dass es zu solchen Gesprächen nicht mehr kam. Keine zwei Wochen nach dem Treffen wurde der ägyptische Präsident Husni Mubarak aus seinem Amt vertrieben. Vier Tage später feuerten libysche Sicherheitsbeamte in Bengasi in eine demonstrierende Menschenmenge und lösten dadurch einen Bürgerkrieg aus, der zum Sturz des libyschen Diktators Muammar al-Gaddafi führte. Anfang März gab es in den Hauptstädten von Jemen und Bahrain Zusammenstöße zwischen randalierenden Protestlern und der Polizei. Am Ende erfasste die revolutionäre Bewegung, die südlich der Grenze tobte, auch Syrien – binnen einer einzigen turbulenten Woche. Am 18. März brachen in der Stadt Dar‘a im Süden des Landes gewaltsame Proteste aus, nachdem die Polizei mehrere Jugendliche wegen ein paar regierungskritischer Graffitis verhaftet und gefoltert hatte. Am 20. März steckte ein wütender Mob in Dar‘a das Gebäude der Baath-Partei in Brand. Die Polizei schoss mit scharfer Munition auf die Angreifer und tötete 15 Bürger. Am 25. März gingen dort wie auch in anderen Städten Volksmassen auf die Straße – von Hama und Homs im

Westen bis nach Aleppo im Norden Syriens, der größten Stadt des Landes. Das Haus Assad, dem es bislang stets gelungen war, das Volk mit brutaler Effizienz ruhigzustellen, sah sich seiner schlimmsten innenpolitischen Krise seit drei Jahrzehnten gegenüber. Jede Aussicht auf eine fruchtbare diplomatische Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten, einem der langjährigsten Widersacher Syriens, war wieder dahin.

In Washington bemühte sich das State Department nach Kräften, den Überblick zu behalten, während in mehreren Ländern der turbulentesten Region der Welt gerade alles drunter und drüber ging. Den Aufstand in Syrien beobachtete man mit besonderer Sorge. Würde sich Assad zu politischen Reformen entschließen, um den Demonstranten den Wind aus den Segeln zu nehmen, wie es die Herrscher von Jordanien und Marokko getan hatten? Würde ihn das Schicksal von Ägyptens Staatschef Mubarak ereilen, der von seinen eigenen Generälen abgesetzt worden war, die den Frieden im Land bewahren und zugleich ihre eigene Haut retten wollten?

Die Reaktion des syrischen Präsidenten ließ nicht lange auf sich warten: Assad machte unmissverständlich klar, dass er zu keinerlei Zugeständnissen bereit sei, wie sie – zumindest in den Augen eines Teiles der syrischen Elite – dem Sturz von Mubarak in Ägypten vorausgegangen waren. Er versuchte gar nicht erst, den Forderungen der Demonstranten nach politischen und wirtschaftlichen Reformen nachzukommen. Stattdessen suchte Assad den Weg aus der Krise mittels Schlagstöcken, Tränengas und scharfer Munition. Allein in der ersten Woche wurden mindestens 70 Demonstranten getötet, Hunderte landeten in provisorischen Arrestzellen.

Wie die internationale Organisation Human Rights Watch später bestätigte, richtete der syrische Geheimdienst 27 Verhörzentren ein, in denen die Häftlinge mit Knüppeln geschlagen, mit Kabeln ausgepeitscht und mit

Elektroschocks malträtiert wurden. Trotzdem ließen die Proteste nicht nach – im Gegenteil.

In den Augen vieler US-Beamter war das Leid der syrischen Bevölkerung nicht nur tragisch, sondern wäre auch komplett vermeidbar gewesen, wenn Assad nur ein etwas fähigerer Staatsmann gewesen wäre. 2011 schienen die größten Probleme Syriens wirtschaftlicher Natur zu sein; vor allem herrschte eine hohe Arbeitslosigkeit, an der nicht zuletzt eine lang anhaltende Dürreperiode Schuld war, die viele Bewohner der ländlichen Regionen Syriens auf der Suche nach Arbeit in die Städte getrieben hatte. Daneben gab es eine Menge unterschwelliger ethnischer und konfessioneller Spaltungen, die während der säkularen Baath-Herrschaft, die nun schon mehrere Jahrzehnte andauerte, unterdrückt worden waren. Zudem richteten sich die Proteste in Aleppo und Hama zumindest zu Beginn des Aufstandes gar nicht so sehr gegen Assad selbst, sondern vielmehr gegen die Korruption, die im Umkreis des Präsidenten herrschte. Zu diesem Zeitpunkt glaubte der Nahostexperte Frederic C. Hof, der 2009 zum Sonderbeauftragten für die Region ernannt worden war, noch immer, Assad würde dem Volk möglicherweise entgegenkommen, indem er einige seiner extravaganteren Verwandten mit ins Boot holte und nachsichtiger mit den Menschen umging, die gegen das brutale Vorgehen der Polizei protestierten.

»Die Probleme des Landes wurden durch den allgemeinen Eindruck, dass sich die Elite in Damaskus buchstäblich wie eine Räuberbande verhielt, zusätzlich verstärkt«, sagte Hof im Nachhinein. »Der Präsident hatte über Reformen etc. gesprochen, und die Leute dachten: Inschallah, vielleicht passiert ja wirklich etwas. Wenn er mit seinen Reformen und den Protesten nur ein wenig intelligenter umgegangen wäre, hätte er sich selbst zum Kaiser von Syrien krönen können.«

Stattdessen dokumentierten zahllose Handykameras, auf welch brutale Weise es dem syrischen Staatschef gelang, einen Großteil der Bewohner seines Landes gegen sich aufzubringen. Assad verfügte nach wie vor über beachtliche Mittel hierfür. Zwar konnte er sich von allen 21 Millionen Syrern eigentlich nur der Gefolgschaft der Alawiten wirklich sicher sein, die zahlenmäßig stark in der Minderheit waren, doch immerhin kontrollierten die Angehörigen dieser islamischen Sekte die Eliteeinheiten seiner Armee und die Sicherheitsdienste. Die restlichen 87 Prozent der Bevölkerung musste er entweder bestechen oder unterdrücken. Wie lange würde das gutgehen?

Nicht lange – da waren sich alle im Weißen Haus einig, die Zeuge wurden, wie Syrien im Frühjahr und Sommer 2011 regelrecht implodierte. Im April ging Assad erstmals mit der Armee gegen unbewaffnete Zivilisten vor. Im Mai verbarrikadierten Panzer die wichtigsten Plätze von Hama, und Heckenschützen erschossen von den umliegenden Dächern aus einzelne Demonstranten. Dann ebbten die Proteste ab, aber nur für kurze Zeit. Im Frühsommer gingen sie wieder los, und es schien fast so, als könne sie nichts und niemand mehr in die Schranken weisen.

»Am Anfang glaubten alle, dass der syrische ›Frühling‹ nirgendwohin führen würde – er würde im Keim erstickt werden, und zwar auf schlimmstmögliche Weise«, so ein ranghoher US-Beamter, der die täglichen Telegramme aus Damaskus überwachte. »Doch dann waren plötzlich alle ganz anderer Meinung. Erst hatte es geheißen: ›Niemand kann Assad beseitigen.‹ Jetzt auf einmal hieß es: ›Diese Leute kann keiner mehr aufhalten.‹«

Robert Ford konnte nicht stillsitzen. In den 20 Jahren, in denen er immer wieder im Nahen Osten stationiert gewesen war, hatte er es jedes Mal geschafft, in das Zentrum der Krisen vorzudringen, die sich in seinem jeweiligen Gastland ereigneten. Genau das würde in Syrien nun wieder geschehen, nur dass dieses Mal Millionen

Menschen zuschauen und die Vereinigten Staaten klar auf der Seite der Demonstranten stehen würden – so schien es zumindest den Syrern.

Offiziell blieb Ford neutral, aber er hatte bereits vor langer Zeit am eigenen Leib erfahren, wie herzlich und freundlich die gewöhnlichen syrischen Bürger waren. 1983 war Ford, damals ein schlaksiger 25-jähriger Arabisch-Student mit wuschelig braunem Haar, zum ersten Mal nach Syrien gereist. Während der Semesterferien an der Amerikanischen Universität von Kairo fuhren er und ein Kommilitone mit dem Bus von Amman nach Damaskus. Sie kamen ziemlich spät in der syrischen Hauptstadt an, die meisten Geschäfte hatten bereits geschlossen. Obendrein war die Stadt voll mit iranischen Touristen; alle Hotels, die die beiden Amerikaner abklapperten, waren restlos ausgebucht.

Als sie sich bereits darauf einstellten, die Nacht in einer völlig fremden Stadt auf der Straße verbringen zu müssen, winkte sie ein freundlicher Hotelangestellter zu sich herüber. »So spät in der Nacht findet ihr keine Hotelzimmer mehr«, sagte er den beiden ungewaschenen, erschöpften Ausländern. »Ihr könnt bei mir übernachten, und morgen früh bringe ich euch wieder hierher zurück.«

Ein paar Minuten später saßen die beiden jungen Männer in der bescheidenen Wohnung des Mannes, der hier zusammen mit seiner Familie lebte. Obwohl es bereits nach Mitternacht war, machte der Syrer ihnen etwas zu essen, und die drei blieben noch mehrere Stunden auf und unterhielten sich. Als sie schlafen gingen, entschuldigte sich ihr Gastgeber dafür, dass er die beiden Amerikaner nicht noch länger beherbergen könne: »Wenn ihr länger als eine Nacht hier bleibt, klopft morgen die Geheimpolizei bei mir an.«

Ford lernte weitere Syrer kennen, die alle ebenfalls freundlich und offenherzig waren. Ein paar Tage zuvor hatte ein amerikanisches Kriegsschiff in den Hügeln

oberhalb von Beirut eine Stellung syrischer Truppen beschossen. Doch als Ford nun in einem Bus inmitten syrischer Soldaten saß, begegneten ihm diese mit einer Liebenswürdigkeit, an die er noch viele Jahre zurückdenken sollte. »Willkommen!«, riefen die Soldaten ihnen zu, als sie mitbekamen, dass sich in dem überfüllten Bus zwei Amerikaner befanden. Einige boten den Ausländern sogar ihre Plätze an, andere löcherten sie mit Fragen über amerikanische Dating-Regeln und ob alle Frauen in den USA aussähen wie in den allseits bekannten Fernsehserien. Es gab aber auch einen ernsteren Moment, als einer der Offiziere Ford beiseitezog. Er hatte eine Bitte.

»Wenn Sie nach Amerika zurückkehren«, sagte der Offizier, »sagen Sie ihnen, dass wir keine Barbaren sind.«

28 Jahre später waren nun doch die Barbaren los – die Barbaren der Regierung, die im ganzen Land gewöhnliche Syrer töteten. Die arbeitende Bevölkerung, deren warmherzige Gastfreundschaft Ford damals so bewundert hatte, organisierte in ihren Stadtvierteln Bürgerwehren, die Vorläufer der Rebellenmilizen. Bislang war es nur eine der Konfliktparteien, die die Angehörigen der anderen umbrachte, und selbst für einen neutralen Diplomaten, dessen Aufgabe es ja eigentlich war, beide Seiten zur Zurückhaltung aufzurufen, war es kaum möglich, hier nicht Partei zu ergreifen. Dennoch blieb Ford im Hochsommer 2011 nichts anderes übrig, als sich an die Vorgaben aus Washington zu halten. Dabei gingen dort die Meinungen darüber, wie man reagieren sollte, weit auseinander. Präsident Obama hatte Assad noch nicht zum Rücktritt gedrängt; im Falle von Mubarak und Gaddafi hatte er damit nicht so lange gewartet. Einige enge Mitarbeiter des Präsidenten machten sich allmählich Sorgen, dass das syrische Regime kollabieren würde, bevor die US-Administration überhaupt eine Stellungnahme abgeben konnte. Der Zeitpunkt war kritisch: Während des Aufstandes in Ägypten hatten die arabischen Staatschefs

Obama scharf dafür kritisiert, dass er Mubarak, immerhin einst ein langjähriger Verbündeter der USA, symbolisch im Stich gelassen hatte, obwohl jener nach wie vor das legitime Staatsoberhaupt seines Landes war. Auf der anderen Seite gab es die ägyptischen Demonstranten, die dem Weißen Haus vorwarfen, feige abwarten zu wollen, bis Mubarak am Ende sei, bevor sich die USA öffentlich von ihm distanzierten.

Es gab aber durchaus auch Möglichkeiten, einen friedlichen Protest zu unterstützen, ohne ein Wort sagen zu müssen. Seit den ersten Wochen des Aufstandes hatten sich Fords leitende Mitarbeiter unter Ausschluss der Öffentlichkeit mit syrischen Oppositionsführern getroffen und auf der Facebook-Seite der US-Botschaft sorgfältig formulierte Stellungnahmen zur Ermutigung der Protestler gepostet. Fords große Geste aber, die schließlich doch noch für einen deutlichen symbolischen Schulterschluss Washingtons mit den Demonstranten sorgte und das Assad-Regime zur Weißglut brachte, erwuchs aus einem Aufruf, in Hama im Nordwesten Syriens, wo regelmäßig große Kundgebungen gegen Assad stattfanden, ein Massaker zu verhindern. Nach wochenlangen Auseinandersetzungen und zahlreichen Toten entließ Assad am 3. Juli 2011 den dortigen Provinzgouverneur und brachte außerhalb der Stadt Panzer und Soldaten in Stellung. Drei Tage lang herrschte in Hama eine gespenstische Ruhe; Demonstranten besetzten in großer Zahl das Stadtzentrum, während Assads schwer bewaffnete Sicherheitskräfte am Rande der Stadt auf Befehle warteten.

Ford beobachtete das Patt zunächst aus der Ferne, doch dann beschloss er zu handeln. Er schickte eine 26-jährige Botschaftsmitarbeiterin nach Hama, die nahezu unbehelligt zwischen der Hauptstadt und den umliegenden Städten hin und her reisen konnte. Ford wollte eine persönliche Einschätzung dessen, wer da wie demonstrierte und was sie wollten. Sie kam mit zahlreichen Fotos zurück und

lieferte einen beeindruckenden Bericht ab: Täglich versammelten sich Zehntausende auf dem großen Platz in der Stadt, und im Gegensatz zu dem, was die syrischen Medien über Plünderungen, Vandalismus und Entführungen meldeten, verhielten sich die Protestierenden vollkommen zivil. Ford gab die Berichte sofort an Washington weiter.

»Sie lassen Friedenstauben fliegen und verkaufen Blumen«, sagte Ford. »Alles ist ganz ruhig.« Aber aus der Vorstadt mehrten sich die Anzeichen, dass das Regime bald zuschlagen würde. Die Geheimdienste berichteten, Assad habe bereits beschlossen, seine Panzer in die Stadt zu schicken, um die Oppositionsbewegung zu zerschlagen. An Hama sollte ein Exempel statuiert werden. Bisher hatte Assad das Bitten und Betteln der USA und der europäischen Staaten, Zurückhaltung zu üben, lediglich ignoriert. Doch als Ford jetzt Zeuge von Assads Vorbereitungen wurde, fragte er sich: Würde der syrische Anführer auch riskieren, in die Stadt einzumarschieren, wenn er wüsste, dass sich dort der US-Botschafter befand und alles mitansehen würde? Ford wusste: Einfach so und ohne eine Einladung ins blutige Epizentrum des Aufstandes zu reisen, musste an sich bereits als Provokation gelten; daher wollte er seinen Besuch so simpel wie möglich halten. Es sollte weder Veranstaltungen noch Reden geben. Dennoch würde bereits die bloße Aufmerksamkeit eines amerikanischen Diplomaten als stummer Zeuge bis weit über die Stadt hinaus für Aufsehen sorgen. »Ich wollte einfach nur vor Ort sein und die Lage beobachten«, erklärte Ford später. »Ich musste selbst da sein, sonst hätte das Ganze keinerlei Glaubwürdigkeit gehabt.«

Am Morgen des 7. Juli bestiegen Ford und drei seiner Mitarbeiter ihren SUV und fuhren nach Norden in einem kleinen Konvoi, in dem auch Fords guter Bekannter, der französische Botschafter Éric Chevallier, saß. Ford hatte weder die syrischen Behörden noch seine eigenen

Vorgesetzten über die Reise in Kenntnis gesetzt. Sie überquerten die dunkelbraunen Hügel oberhalb der Hauptstadt und fuhren weiter durch das fruchtbare Ackerland und die antiken Stätten im Nordwesten des Landes. Spätestens in Hama würde es mit Sicherheit zu einer Konfrontation kommen – nur wie genau und mit wem, wussten sie nicht; sie wussten nicht einmal, ob sie es überhaupt bis dorthin schaffen würden. Zwischen Damaskus und Hama lagen 210 Kilometer, und je näher sie ihrem Zielort kämen, desto mehr Sicherheitskontrollen würde es geben. Jedes Mal würde die Polizei wissen wollen, warum zwei ausländische Diplomaten ohne Genehmigung aus Damaskus durch ihr Gebiet fahren. Und selbst wenn sämtliche Beamte Assads sie passieren ließen, war noch völlig unklar, ob die Demonstranten zwei ungebetene Emissäre westlicher Regierungen, die von vielen Syrern mit Argwohn oder sogar offener Feindseligkeit betrachtet wurden, willkommen heißen würden.

Die Wachen an den Straßensperren waren allesamt so überrumpelt, dass sie die Reisenden einfach durchwinkten. Ein paar Stunden, nachdem sie Damaskus verlassen hatten, traf Ford wohlbehalten im Stadtzentrum von Hama ein, wo sich auf und um den Al-Asi-Platz eine große Menschenmenge versammelt hatte. Viele Demonstranten waren in so einer ausgelassenen Stimmung, als habe die Befreiung bereits stattgefunden. Am Uhrenturm, der über dem Platz thronte, hing ein riesiges violettes Banner mit den Worten »Lang lebe das freie Syrien. Nieder mit Baschar al-Assad!« Soldaten, Panzer und sogar die Polizei blieben hinter ihren Absperrungen in der Vorstadt; im Zentrum von Hama waren keine Uniform und kein Schlagstock zu sehen.

Wie geplant, zogen die beiden Botschafter in ein Hotel ein, das ihnen für die Dauer ihres Besuches als Stützpunkt dienen würde. Sie besuchten ein Krankenhaus und unterhielten sich mit den Mitarbeitern, die sich um

Demonstranten kümmerten, die bei früheren Auseinandersetzungen mit der Polizei verletzt worden waren. Dann trafen sie sich ohne großes Aufsehen und abseits der TV-Kameras mit den Oppositionsführern. Ford bemühte sich, nicht zu viel zu versprechen, wie er sich später erinnerte. Wie er mehrfach betonte, lag ihm vor allem daran, dass es zu keinen Gewalttätigkeiten mehr kommen würde.

»Wenn Sie Gewalt ausüben, können wir Sie nicht länger unterstützen«, sagte Ford. Wenn die syrische Opposition einen Bürgerkrieg vom Zaun breche, würden ihr keine US-Truppen zu Hilfe kommen, erklärte er. Daran ändere auch die Intervention des Westens in Libyen nichts. »Nach dem Irakkrieg ist das Letzte, was wir tun werden, unser Militär nach Syrien zu schicken. Das wird niemals passieren.«

Der nächste Tag war ein Freitag und damit der große Protesttag der Woche. Als Ford und Chevallier in ihren Autos am zentralen Platz der Stadt eintrafen, war dieser bereits heillos überlaufen. Nach späteren Schätzungen befanden sich dort mindestens 100.000 Demonstranten. Die Menge war ausgelassen, verhielt sich aber gesittet – bis jemand die Diplomaten-Nummernschilder an dem Fahrzeug mit den abgedunkelten Scheiben entdeckte, das sich langsam am Rand der Demonstration den Weg durch die Menge bahnte. Am Abend zuvor hatte das syrische Fernsehen einen nicht allzu schmeichelhaften Bericht über eine amerikanische Delegation ausgestrahlt, die in der viertgrößten Stadt des Landes eingetroffen sei.

»Der Botschafter von Amerika, hier in Hama!«, rief einer der Demonstranten.

Binnen Sekunden pressten sich zahlreiche jubelnde Syrer gegen das Auto, bis es kaum noch vorankam. Andere bewarfen den SUV mit Rosenblättern und Girlanden, bis der Fahrer aussteigen musste, um die Windschutzscheibe freizuräumen, damit sie weiterfahren konnten. In der Menge begann jemand etwas zu skandieren, und schnell

griffen andere es auf, bis die ganze Menge brüllte: »Das Volk will das Regime stürzen!«

Irgendjemand filmte diesen Moment mit seiner Handykamera. Erwachsene Männer sprangen vor Freude wild umher, andere winkten mit Ästen und Zweigen oder versuchten, das Auto zu berühren. Ford saß hinter dem Fahrer, die Augen hinter einer Sonnenbrille versteckt, und starrte geradeaus. Er hatte lediglich als Zaungast dabei sein wollen, doch nun war sein Besuch zur Hauptattraktion geworden. Er wies den Fahrer an, die Stadt so schnell wie möglich zu verlassen, doch es war zu spät – innerhalb weniger Stunden war das Handyvideo bereits um die Welt gegangen, und in der syrischen Hauptstadt schimpfte ein wütender Assad, was Ford einfiele, sich in seine internen Angelegenheiten einzumischen.

»Die Anwesenheit des US-Botschafters in Hama ohne vorherige Genehmigung ist ein offensichtlicher Beweis dafür, dass die Vereinigten Staaten in die laufenden Ereignisse verwickelt sind und versuchen, die bestehenden Spannungen noch zu steigern«, ließ das Regime in einer Erklärung des Außenministeriums verbreiten.

Doch die bösen Worte aus der Hauptstadt wurden von dem Jubel in Hama übertönt – einer Stadt, die zumindest diesen einen kurzen Moment lang Syriens erste und einzige freie Provinz war. Ein örtliches Organisationskomitee ernannte zwei zivile Wachen auf Motorrädern zur offiziellen Eskorte, die dafür sorgte, dass Fords SUV sicher zurück auf die Schnellstraße nach Damaskus gelangte. Im Stadtzentrum feierten die Menschen ohne Pause bis in den späten Abend hinein. Die Panzer in der Vorstadt blieben hinter ihren Linien. Assad hielt sich zurück – wenigstens an diesem Tag noch.

Drei Tage später stand Ford mit seinen Marines im obersten Stockwerk der Botschaft und betete, dass die Tür zum Dach halten würde. Die befürchtete Gegenreaktion

war gekommen, und ganz offenbar gehörte Ford höchstpersönlich zu den Zielen.

Die alawitischen Schläger, die mit dem Bus durch das ganze Land fuhren, um Demonstranten zu verprügeln, suchten weiterhin nach Dingen, die sie kaputt schlagen konnten. Sie rissen die amerikanische Flagge vom Fahnenmast auf dem Dach, zündeten sie an und hissten stattdessen die syrische Nationalflagge. Indessen folgten alarmierende Berichte von der französischen Botschaft, wo Schüsse gefallen waren. Mit einem Rammbock hatten die Angreifer dort ein Garagentor aufgebrochen und anschließend das Auto des Botschafters kurz und klein gehauen. Drei Botschaftsangehörige waren bei handgreiflichen Auseinandersetzungen verletzt worden. Erst als die französischen Wachen eine Salve Warnschüsse abgaben, hatte der Mob das Weite gesucht.

In der Nahost-Abteilung des State Department in Washington waren alle Telefonleitungen besetzt. Die Mitarbeiter versuchten fieberhaft, in der syrischen Regierung jemanden zu finden, der dem Spuk ein Ende machen konnte. Wutentbrannt berief Außenministerin Hillary Rodham Clinton eine Pressekonferenz ein, um den Angriff auf die Botschaft zu verurteilen, hinter dem man den syrischen Staatschef vermutete. Dieses Mal war es Clinton, die vom Skript des Weißen Hauses abwich. Sie griff Assad mit deutlichen Worten an und schien kurz davor, seine Absetzung zu fordern.

»Präsident Assad ist nicht unersetzlich, und wir haben absolut nichts davon, wenn er an der Macht bleibt«, sagte Clinton. Aus jeder Silbe sprach eiskalte Entschlossenheit. »Aus unserer Sicht hat er jegliche Legitimität verloren.« Es war das erste Mal, dass eine offizielle Stelle der USA den Herrschaftsanspruch des syrischen Präsidenten infrage stellte.

Den genauen Grund wusste keiner, aber so schnell, wie die Attacken im Botschaftsviertel von Damaskus begonnen

hatten, waren sie auf einmal wieder vorbei. Die Polizeibeamten, die tatenlos zugesehen hatten, wie die Randalierer den Zaun der US-Botschaft erklommen hatten, taten plötzlich ihren Job und verscheuchten die Angreifer vom Gelände der Botschaft. Verhaftungen gab es keine. Auch in der obersten Etage des Gebäudes verstummte der Radau; schließlich herrschte Ruhe.

Als es ihnen wieder sicher schien, die Botschaft zu verlassen, begutachteten die Mitarbeiter den Schaden. Überall lagen die Trümmer des morgendlichen Chaos herum: Glasscherben, Steine, verfaultes Obst. Die Wände waren mit Parolen beschmiert. Der Haupteingang war nahezu zerstört, und vorne am Tor hatten die Angreifer es sogar geschafft, die Metallbuchstaben des Botschafts-Schriftzuges aus der Verankerung zu reißen. Immerhin war es beim Sachschaden geblieben. Dennoch: Die syrische Regierung hatte zugelassen, dass ein wütender Mob die diplomatische Vertretung der Vereinigten Staaten belagerte. Und dann hatten die Eindringlinge das Botschaftsgelände gestürmt und verwüstet. Das war nicht weniger als eine Verletzung US-amerikanischen Hoheitsgebietes, und die syrische Regierung hatte diesen Vorgang entweder stillschweigend gebilligt oder sogar angeordnet.

Aber was sollte man tun? Nachdem das Weiße Haus den üblichen Protest eingelegt hatte, blieb Präsident Obama immerhin eine wichtige Karte, die er noch nicht ausgespielt hatte – noch waren die (wie sein Stab es nannte) »magischen Worte« nicht über die Lippen gekommen, die da hießen: »Assad muss weg!«

Jetzt entbrannte wieder die Debatte, ob und wann die Vereinigten Staaten der Welt erklären sollten, dass Assads Verfallsdatum abgelaufen war. Der Kongress, syrische Exilanten, die Kommentatoren der großen Tageszeitungen wie auch treue Verbündete der USA wie Frankreich: Alle setzten die Obama-Administration unter Druck, energisch

zu reagieren. Überall galt die Assad-Regierung als eher schwaches Regime, zumindest weitaus schwächer als das des Ägypters Mubarak, und der war innerhalb eines Monats entmachtet worden. Jeden Tag brachten die Nachrichten neue Berichte über Probleme und Schwierigkeiten für Assad – hochrangige syrische Militärs desertierten, die Devisenreserven des Landes schrumpften. Laut Syrien-Berater Frederic Hof glaubten die meisten im Weißen Haus, dass Assads »Tage gezählt waren, und diese Zahl war ziemlich niedrig«.

Aber was, wenn Assad sich weigerte, abzudanken? Was würden die USA dann tun? Würden sie überhaupt etwas tun? Hof gehörte zu den wenigen leitenden Beratern, die befürchteten, dass sich Assads Niedergang nicht ganz so einfach gestalten würde, wie es der gesunde Menschenverstand vermuten ließ. Falls sich der syrische Präsident nicht aus dem Amt vertreiben ließ, würden die Amerikaner ganz schön dumm dastehen.

»Der Präsident erteilt keine Ratschläge, und er äußerst auch keine Meinungen«, erklärte Hof später. »Wenn er sagt: Assad muss abtreten, dann ist es unsere Aufgabe, dafür zu sorgen, dass der Typ abtritt.«

Am 18. August 2011 – fünf Wochen nach dem Überfall auf die Botschaft und fünf Monate nach Assads ersten Angriffen auf Zivilisten – forderte Obama öffentlich Assads Rücktritt, in einer Stellungnahme, die er mit den Regierungschefs von Frankreich, Deutschland und Großbritannien abgestimmt hatte.

»Wir haben immer gesagt, dass Präsident Assad für einen demokratischen Übergang sorgen soll oder das Feld räumen muss«, sagte Obama. »Da ihm das nicht gelungen ist, ist es nun an der Zeit, dass er zurücktritt, zum Wohle der syrischen Bevölkerung.«

Wie Regierungsvertreter später zugeben mussten, weckte diese Erklärung des Präsidenten die Erwartung, dass die USA gegebenenfalls in Aktion treten würden, auch

wenn davon nicht explizit die Rede war. Als Anfang 2011 im Nahen Osten mehrere Regierungen kollabierten, fand sich das Weiße Haus immer wieder in einer ungewohnten Rolle wieder: als »Schiedsrichter, der über die Legitimität von Staatenlenkern zu urteilen hatte«, so Benjamin Rhodes, ein ehemaliger Redenschreiber des Weißen Hauses, der später zu Obamas stellvertretendem Nationalen Sicherheitsberater aufstieg. Was Syrien betraf, so war Obama entsetzt davon, dass Assad Scharfschützen und Panzer einsetzte, um Demonstranten zu töten. Rhodes schrieb, der Präsident sei »über einen langen Zeitraum hinweg vom Verhalten des syrischen Regimes entrüstet und angewidert« gewesen. Obama fühlte sich genötigt, öffentlich zu verkünden, dass die Vereinigten Staaten Assads Verhalten rundheraus ablehnten. Dabei war jedem im Weißen Haus klar, dass »wir ehrlich gesagt überhaupt nicht die Möglichkeit haben, Assad gewaltsam seines Amtes zu entheben. Dazu braucht es eine gewaltige militärische Intervention.« Doch die schien damals gar nicht nötig zu sein: »Alle waren doch der Meinung, dass sich das von selbst regeln würde«, sagte ein hochrangiger Regierungsbeamter, der an den politischen Debatten beteiligt war. »Assad wäre bald fort. Ganz bald.«

Doch der syrische Präsident hatte überhaupt nicht die Absicht, seinen Posten zu räumen. Auch wenn Assad den Aufstand gegen sein Regime nicht verhindern konnte, hatte er immer noch ein paar Asse im Ärmel. Schon im Sommer 2011 sorgte er dafür, dass sich das Blatt wendete.

Während die Situation in Hama langsam brenzlig wurde, schlug Assad in seinen Reden und öffentlichen Erklärungen nun ganz neue Töne an: Die Demonstranten waren auf einmal nicht mehr bloß »Vandalen« und »Kriminelle« – nein, jetzt sprach der syrische Anführer plötzlich davon, seine Regierung kämpfe gegen »takfiris« – radikale Islamisten: »Diese Art von Ideologie lauert in ganz dunklen Ecken, um immer dann aufzutauchen, wenn sich ihr eine

Gelegenheit bietet«, sagte Assad in einer Fernsehansprache an die Nation. »Im Namen der Religion tötet sie, im Namen der Reform zerstört sie, und im Namen der Freiheit verbreitet sie Chaos.«

Die Demonstranten von Hama und Dar‘a für religiöse Extremisten zu halten, war komplett absurd. Tatsächlich zeichneten sich die Demonstranten zu diesem frühen Zeitpunkt vielmehr durch ihre Integrationsbereitschaft aus – Sunniten, Schiiten, Christen, Kurden und sogar einige Mitglieder von Assads Alawiten-Sekte kämpften gemeinsam gegen das Regime. Doch jetzt wie auch in Zukunft beharrte Assad darauf, dass sich Syrien einen tödlichen Kampf gegen die Dschihadisten liefere, die einen sektiererischen Bürgerkrieg anzetteln und das Land zurück ins Mittelalter schicken wollten.

Zunächst schien die komplette Abwesenheit von Islamisten unter den Aufständischen den Präsidenten Lügen zu strafen. Doch im Laufe der folgenden Monate sorgten zwei verschiedene Gruppen – eine innerhalb des Regimes, eine im Ausland – dafür, dass sich immer mehr echte »takfiris« an dem Konflikt beteiligten. Sie verwandelten Syriens innenpolitische Krise langsam, aber sicher, in eine internationale Katastrophe.

18

»Wo ist denn dieser Islamische Staat im Irak, von dem du die ganze Zeit redest?«

Im Herbst 2011 rief der jordanische König Abdullah II. seinen syrischen Nachbarn Baschar al-Assad an, um ihm eine gut gemeinte Warnung zukommen zu lassen. Auch wenn die Botschaft in nett klingende diplomatische Floskeln eingebettet war, ließ sie doch erahnen, wie ernst es dem König war. Es war ein Weckruf an einen alten Freund, dessen Haus in Flammen stand. Flammen, die auf das Nachbarhaus überzugreifen drohten.

Der Monarch hatte bereits versucht, die Botschaft auf subtilere Weise zu übermitteln: Er hatte seine Gesandten nach Damaskus geschickt, um sich mit dem Präsidenten und seinen Ministern zu treffen – doch vergeblich. Jetzt wandte er sich notgedrungen direkt an Assad. Abdullah war einer der wenigen Staatenlenker der Region, dem klar war, dass Syrien in einen jahrelangen Bürgerkrieg abzugleiten drohte, der das Land spalten und den gesamten Nahen Osten gefährden würde. Wenn Damaskus nur etwas besonnener reagierte, konnte er das Unglück vielleicht noch abwenden. Aber danach sah es leider überhaupt nicht aus. Trotzdem fühlte sich Abdullah dazu verpflichtet, Assad mit Ratschlägen zur Seite zu stehen. Er musste es zumindest versuchen.

Die beiden Männer standen einander nicht besonders nahe, auch wenn sie sich stets gut verstanden und auch viel

gemeinsam hatten – beide waren sie die Söhne mächtiger, geradezu legendärer Herrscher, und als Nachfolger ihrer Väter waren beide eine durchaus überraschende Wahl gewesen. Beide Staatschefs hatten in Großbritannien studiert, und beide hatten eine glamouröse wie auch durchaus moderne Frau mit westlicher Erziehung und eigener Karriere als Ehegattin. Sogar ihre Kinder hatten sich angefreundet, als sie bei gegenseitigen Familienbesuchen auf der Videokonsole Super Mario gegeneinander gespielt hatten. Doch zwischen den Reaktionen der beiden Herrscher auf den Arabischen Frühling lagen Welten.

Wie in den meisten Ländern der Region hatte die Revolution in Tunesien und Ägypten auch in Jordanien zahlreiche Demonstranten auf die Straßen der Hauptstadt getrieben, die auf Reformen drängten. Abdullah hatte sich darauf vorbereitet. Er entließ den amtierenden Ministerpräsidenten zugunsten eines populären und reformorientierten Ex-Generals, Marouf Bachit. Diesen betraute er damit, die Regierung von korrupten Elementen zu säubern und die kommunalen Regierungen stärker zur Rechenschaft zu ziehen. Anschließend leitete der König eine Reihe von politischen Reformen ein – nationale und lokale Wahlen wurden beschleunigt, und der König übertrug dem Ministerpräsidenten und seinem Kabinett mehr Verantwortung. Angesichts eines Monarchen, der so bereitwillig das System veränderte, löste sich Jordaniens Oppositionsbewegung schnell wieder auf. Später erklärte Abdullah, der Arabische Frühling sei für ihn ein willkommener Anlass gewesen, ein allzu traditionsgebundenes politisches System umzukrempeln, das in erster Linie die Elite des Landes schützte – wohlhabende Oligarchen und reiche Adlige, die nicht daran dachten, auf ihre Privilegien zu verzichten.

Nun hoffte der König, Assad erwäge ähnliche Reformen, um seiner selbst und um der Region willen; so berichteten

es Beamte, die anwesend waren, als Abdullah diplomatischen Kontakt zu seinem alten Nachbarn aufnahm. Das Telefonat zwischen den beiden Staatsmännern begann mit dem üblichen Smalltalk über die Familie. Doch als Abdullah auf den Aufstand zu sprechen kam und berichten wollte, welche Reformen er selbst unternommen hatte und welche noch ausstanden, fiel Assad dem König ins Wort.

»Kümmern Sie sich um Jordanien und Ihre eigenen Angelegenheiten«, sagte der Syrer. Wenig später war das Gespräch beendet.

So brüsk abgewiesen zu werden, war im Grunde eine Frechheit. Abdullah hatte mehr von Baschar al-Assad erwartet. Assads Vater, ein rücksichtsloser Mann und Emporkömmling, hatte sich mit List und Tücke sowie ziemlich brutalen Mitteln aus der Armut heraus bis an die Spitze des Staates gekämpft. Aber Baschar unterschied sich von seinem Vater. Nachdem er Präsident geworden war, hatte er bei Abdullahs Adjutanten Eindruck hinterlassen, weil er sich mehrere junge intelligente und weltgewandte Berater ins Boot geholt hatte, von denen einige bereits erfolgreich im internationalen Bankgeschäft und in multinationalen Konzernen tätig gewesen waren. Die Amerikaner waren nicht die Einzigen, die glaubten, dass sich der syrische Präsident noch als echter Reformer erweisen könnte, wenn er sich nur erst eine ausreichend große Machtbasis aufgebaut hätte, um den Generälen und Spionagechefs des Landes, die die Sicherheitsinfrastruktur des Landes steuerten, Paroli zu bieten.

»Der König reichte Baschar die Hand, im Glauben, er könne ihn in die richtige Richtung steuern«, erinnerte sich einer von Abdullahs leitenden Adjutanten. »Wir dachten: Da ist einer, dem es tatsächlich gelingen könnte, Syrien zum Guten zu verändern. Als die Repressionen begannen – und zunehmend schlimmer wurden –, waren wir schockiert.«

Die derartige Implosion eines benachbarten Staates bot einen durchaus berechtigten Anlass zur Sorge. Die gemeinsame Grenze von Jordanien und Syrien ist 375 Kilometer lang, und es gab Dutzende inoffizieller Grenzstationen, die einzelne Stämme nutzten, um ungehindert von einem Land ins andere zu reisen. Ein länger anhaltender Konflikt würde sich ganz unweigerlich auch auf Jordanien auswirken, wie Abdullahs Berater genau wussten. Viele Flüchtlinge würden ins Land kommen, und in den Grenzstädten würden sich Kriminelle ansiedeln, die Waffen und andere Waren über die Grenze schmuggelten. Aber auch jordanische Unternehmen wären betroffen, die möglicherweise keinen Zugang zu den lebenswichtigen Verkehrsadern mehr hätten, die Jordanien mit den Absatzmärkten im Süden der Türkei und in Europa verbanden. Wenn die Destabilisierung in Syrien weiter voranschritt, konnte dies sogar einen Kontrollverlust über die wichtigsten syrischen Waffensysteme zur Folge haben, von Flugabwehrraketen, mit denen man Passagierflugzeuge abschießen konnte, bis hin zu Assads tödlichem Arsenal an chemischen Kampfstoffen. Mit ein paar gestohlenen Behältern VX oder Sarin wären Terroristen in der Lage, Hunderte, vielleicht sogar Tausende Menschen zu töten.

Den meisten Sicherheitsexperten schien ein solch extremes Szenario im Herbst 2011 recht unwahrscheinlich. Von Jerusalem nach Washington waren die Geheimdienstler sich in jenen Monaten einig: »Assads Tage sind gezählt.« Inzwischen desertierten in Syrien ganze Armeebataillone, und das Dollarvermögen des Landes war nahezu erschöpft – ohne harte Währung konnte die Regierung nichts mehr kaufen, weder Munition noch Flugzeugbauteile noch die Loyalität der Milizen, die das Regime verteidigten. Assads Militärkommandanten ließen einige sunnitische Brigaden nun permanent in der Kaserne, da sie fürchteten, sie würden im Zweifelsfall nicht für, sondern gegen den Präsidenten kämpfen.

Aber war Assad wirklich am Ende? Abdullah zweifelte daran.

Der König und seine Sicherheitsberater analysierten täglich in endlosen Strategiesitzungen die neuen Geheimdienstberichte. Oft fanden diese Treffen spät in der Nacht im Palast auf dem Hügel statt. Dort brütete der Monarch dann in Jeans oder Trainingshose über dicken Berichtsmappen und ließ seine Mitarbeiter über Gläschen mit türkischem Kaffee und Tee Rapport erstatten. Alle Zeichen deuteten auf eine Entwicklung der Lage zugunsten der Opposition hin, doch Abdullah war anderer Meinung. Je eingehender er sich mit den wilden Manövern jenes anderen arabischen Staatschefs beschäftigte, dessen Kommandozentrale ebenfalls auf einem Berg nur ein paar Hundert Kilometer entfernt lag, desto deutlicher sah er, wie sich die Konturen eines Planes abzeichneten.

»Das wird alles viel länger dauern, als sich irgendjemand vorstellen kann«, teilte Abdullah seinen Mitarbeitern mit.

Seiner Ansicht nach stellte sich die momentane Situation wie folgt dar: Regime und Opposition wurden jeweils von etwa einem Drittel der syrischen Bevölkerung unterstützt, und dazwischen befand sich ein Mix aus verängstigten ethnischen und religiösen Minderheiten und Geschäftsleuten, die abwarteten, welche Seite sich am Ende durchsetzen würde. Falls es Assad gelang, die Ängste dieser Minderheiten weiter zu schüren, indem er ihnen die Rebellen erfolgreich als Terroristen und religiöse Eiferer verkaufte, die auf ethnische und religiöse Säuberungen aus waren, würden viele der Unentschlossenen zu seinen passiven Verbündeten werden. In diesem Fall würde mehr als die Hälfte der syrischen Bevölkerung das Regime unterstützen, und Assad hätte automatisch Syriens bedeutendste Städte und Geschäftszentren, Damaskus und Aleppo, sowie die wichtigsten Seehäfen entlang der Küste unter seiner Kontrolle. Ein paar unbedeutende

Wüstenstädte könnte er dann ohne Weiteres den Rebellen überlassen. Zumindest fürs Erste.

Zwar waren Assads Bankkonten mittlerweile so gut wie leer geräumt, aber seine Lage war dennoch nicht ganz so düster, wie es schien – nicht, solange er sich auf mächtige Freunde im Ausland verlassen konnte. Der Iran beispielsweise würde niemals damit aufhören, seinen syrischen Verbündeten zu finanzieren; allein schon, um die Versorgungsroute zu den Hisbollah-Milizen an der libanesisch-israelischen Grenze aufrechtzuerhalten, die der Iran unterstützte. Auch Russlands Staatschef Wladimir Putin würde seinem langjährigen Handelspartner Syrien weiterhin Waffen und Gerät verkaufen, zumal sich Russlands einzige Marinebasis im Nahen Osten auf syrischem Boden befand.

Soweit Abdullah in jenem Herbst die Krise überblicken konnte, schien ihm klar, dass Assad um jeden Preis an der Macht bleiben wollte. Und trotz aller gegenteiligen Prognosen verfügte er offenbar über genug Feuerkraft, Geld und Truppen, um den Kampf noch lange Zeit fortzuführen. Mehrere Vorschläge zur Beilegung des Konfliktes waren Assad unterbreitet worden, unter anderem Angebote für ein komfortables Exil im Ausland, das ihm und seiner Familie Sicherheit garantierte und das Land vor einem katastrophalen Bürgerkrieg bewahren würde. Doch Baschar al-Assad war nicht interessiert.

»Es wird Blut fließen«, sagte der König zu seinen Beratern, »und zwar nicht zu knapp.«

Im Herbst 2011 zeichnete sich aber noch eine weitere unheilvolle Entwicklung ab, eine kaum wahrnehmbare Verschiebung aufseiten der Rebellen. Außerhalb des Kreises der Geheimdienst-Analysten, die sich auf den Aufstand in Syrien konzentrierten, bekam davon kaum jemand etwas mit. Bekanntermaßen hatte Assad in den ersten Monaten des Aufstandes eine Generalamnestie erlassen, wodurch zahlreiche Insassen der gewöhnlichen

Strafanstalten auf freien Fuß gesetzt wurden (die Demonstranten in den Spezialgefängnissen der Geheimpolizei blieben von der Amnestie natürlich ausgenommen). Jetzt erst wurde der syrischen Bevölkerung bewusst, wie zynisch Assads angeblich so wohlwollende Geste war. Denn zu den im Frühjahr und Sommer freigelassenen Häftlingen gehörten mehrere radikale Islamisten aus bekannten Terrororganisationen. Einige Dschihadisten hatte man festgenommen, als sie illegal in den Irak einreisen wollten, um sich dem dortigen Aufstand anzuschließen. Andere standen im Verdacht, Mitglieder von Al-Qaida zu sein; die CIA hatte sie aufgegriffen und im Rahmen eines Abkommens zur »außerordentlichen Überstellung« an Syrien ausgeliefert. Die begnadigten Islamisten waren zu wenige, um das Regime ernsthaft gefährden zu können. Doch allein schon ihre Präsenz im Land sorgte dafür, dass Assads aus der Luft gegriffene Behauptung, die Rebellen würden von Extremisten unterstützt, nun ein Fünkchen Wahrheit enthielt: Auf einmal gab es im Lager der Opposition tatsächlich eine Handvoll echter Dschihadisten. Die gleiche Taktik hatte bereits der libysche Diktator Muammar al-Gaddafi angewendet, als er die Gefängnisse seines Landes geleert hatte, um unter den Regimegegnern Zwietracht zu säen.

Als jordanische und US-amerikanische Geheimdienstler von diesem unglaublichen Vorgang erfuhren, waren sie äußerst beunruhigt. Unter den freigelassenen Häftlingen befanden sich mehrere alte Bekannte, von denen einige dem Netzwerk angehörten, das den jordanischen Terroristen Abu Mus‘ab az-Zarqawi unterstützt hatte; sie hatten Waffen und Rekruten über die irakische Grenze in den Irak geschmuggelt. Jetzt konnten sie wieder tun und lassen, was sie wollten – und sicherlich würden sie ein paar alte Gewohnheiten aufnehmen.

An den anderen Krisen in der Region gemessen, erschien das Ganze indes nicht allzu bemerkenswert. »Es sind nur

eine Handvoll echte Al-Qaida-Typen dabei«, sagte damals ein Nahost-Geheimdienstler über die Dschihadisten, die man Ende 2011 in Syrien observierte. »Wir wissen genau, wo sie sich befinden. Und wenn das alles vorbei ist, wissen wir, wie wir sie kriegen.«

So, wie ein hungriger Kojote einen Büffel beobachtet, verfolgten zur selben Zeit Außenseiter von anderen Orten aus die Geschehnisse in Syrien mit verhaltenem Optimismus. Zarqawis Jünger, die sich früher »Al-Qaida im Irak« genannt hatten, versteckten sich inzwischen in den ärmlichen Vororten von Mossul und einigen anderen Städten. Aus Angst davor, entdeckt zu werden, nahmen sie nur selten Kontakt zueinander auf. Sie hatten sich einen neuen Namen gegeben: »Islamischer Staat im Irak«. Auf diese Weise wollte die Organisation zumindest den Anschein wahren, ein echter Staat zu sein, mit eigener Verwaltung und eigener Flagge. Dass es sich um einen fiktiven Staat handelte, blieb auch ihren Familienangehörigen nicht verborgen. »Wo ist denn dieser Islamische Staat im Irak, von dem du die ganze Zeit redest?«, beschwerte sich eine der Ehefrauen des Anführers laut ihrer Aussage bei der irakischen Polizei. »Wir hausen hier mitten in der Wüste!« Doch für den Mann an der Spitze der Organisation war der Islamische Staat bereits real, und wenn Gott es wollte, würde er immer weiter wachsen.

Der Chef des Islamischen Staates hatte seinen Posten noch nicht lange inne. Er war ganz unversehens aufgerückt, als die Nummer eins und die Nummer zwei der Organisation bei einer Razzia amerikanischer und irakischer Truppen getötet worden waren. Im Gegensatz zu den vorherigen Kommandanten war er kein Soldat, sondern ein Gelehrter, ein Professor für Islamisches Recht mit Doktortitel. Für seine 32 Jahre war er ein recht nüchterner Mann, jemand, für den Korrektheit über alles ging und der

peinlich genau darauf achtete, dass man sich auch an die kleinsten Details der Sprach- und Kleidungsvorschriften hielt. Geboren und aufgewachsen war er als Ibrahim Awad al-Badri, der Sohn eines konservativen muslimischen Predigers aus der irakischen Stadt Samarra. Sein selbst gewählter Dschihadisten-Name war Abu Bakr al-Baghdadi.

Äußerlich machte er einen recht unauffälligen Eindruck: er war ein Mann mittleren Alters und mittlerer Größe mit schütterem Haar und einem widerspenstigen, buschigen Bart. Doch Baghdadi war wie ein fanatischer Prophet vom Schicksal besessen – dem der ganzen Welt wie auch seinem eigenen. Als er zusah, wie sich in den ersten Monaten des Jahres 2011 die Aufstände des Arabischen Frühlings entfalteten, wusste er: Da war eine göttliche Hand am Werk, die die Ereignisse lenkte und so lange am Baum der Geschichte rütteln würde, bis Baghdadi die reife Frucht vor die Füße fallen würde. Baghdadi war sich zwar sicher, dass das alles auch ohne sein Zutun geschehen würde; dennoch begann er in jenem Februar, die Dinge ein wenig zu beschleunigen, als er den protestierenden Massen in Kairo über die Medienorgane des Islamischen Staates ein paar gut gemeinte »Vorschläge« zukommen ließ: Nachdem sie den abtrünnigen Präsidenten ihres Landes losgeworden seien, müssten die Ägypter doch erkennen, dass es ihre Pflicht sei, die Revolution über den Sinai hinaus fortzusetzen.

»Hier in unserer Mitte hat der Markt des Dschihad seine Pforten geöffnet, und er ist jetzt ganz leicht zu erreichen!«, hieß es in einem Text, der im Februar auf mehreren islamistischen Webseiten veröffentlicht wurde. »Für einen erwachsenen, gesunden Menschen gibt es keine Entschuldigung mehr, sich nicht am Dschihad zu beteiligen.« Der Text beinhaltete außerdem ein Plädoyer für eine Generalamnestie in Ägypten, wo zahlreiche, besonders engagierte und erfahrene Islamisten inhaftiert waren. Fast die gesamte Führungsriege der Gruppe im Irak

hatte bereits in einer der berüchtigten Haftanstalten des Nahen Ostens eingesessen, auch Baghdadi. »Die Gefangenen zu befreien, ist eine der obersten Verpflichtungen für euch«, verkündete die Botschaft. »Lasst nicht zu, dass sich die Lage beruhigt, bevor ihr nicht jeden Einzelnen von ihnen befreit habt!« Doch niemand kam der Bitte nach. Sehr zum Ärger der Islamisten in aller Welt hatten die Volksmassen, die die Ministerien in Kairo und Bengasi belagerten, wenig Interesse daran, einen säkularen Tyrannen aus dem Amt zu jagen, nur um ihn durch einen religiösen Tyrannen zu ersetzen. Auf dem Tahrir-Platz in Kairo forderten die Demonstranten in ihren Sprechchören bessere Lebensbedingungen – »Brot, Freiheit, soziale Gleichheit!« – und drückten ihren Nationalstolz aus – »Erhebe dein Haupt, du bist Ägypter!« Selbst nach Osama bin Ladens Tod im Mai gab es dort keinen allgemeinen Ruf nach einem Dschihad; weder wurden Al-Qaida-Banner gehisst, noch waren Porträts des getöteten Terroristenführers zu sehen. Laut Meinungsumfragen sank die Zustimmung für bin Ladens Bewegung in der gesamten muslimischen Welt ohnehin bereits seit 2004; zu jener Zeit hatte Zarqawi begonnen, mit seinen Enthauptungsvideos und Selbstmordanschlägen international für Aufmerksamkeit zu sorgen. Die öffentliche Unterstützung für Angriffe auf muslimische Zivilisten – die Visitenkarte des Islamischen Staates im Irak– war noch stärker gesunken.

Hin und wieder schickten Zarqawis zahlenmäßig recht überschaubare Nachfolger einen Selbstmordattentäter in die irakische Hauptstadt, um Unschuldige zu töten und zu verletzen. In den Monaten, nachdem Baghdadi das Kommando ergriffen hatte, übernahm die Gruppe die Verantwortung für Anschläge auf Kunden einer Bank, auf Besucher eines Gottesdienstes sowie auf mehrere junge Männer, die in einer Warteschlange vor einem Rekrutierungsbüro der Armee gestanden hatten. Aber jetzt,

nachdem die US-Truppen das Land verlassen hatten, konzentrierten sich die Iraker hauptsächlich auf das politische Theater in ihrem Parlament. Außer den Terroristen schien niemand mehr einen Sinn in den Anschlägen zu erkennen.

Baghdadis Leutnants waren weiterhin fähig, eine tödliche Autobombe zu bauen, und irgendwie gelang es ihnen auch, immer wieder neue unglückselige Jugendliche zu finden, die sich hinters Steuer eines Selbstmordfahrzeuges setzten, um es auf ein Ziel zu lenken. Aber Zarqawis alte Organisation war inzwischen so hohl wie die Reden ihrer Anführer, die noch immer von einem panarabischen islamischen Staat sprachen. Die Gruppe war so gut wie pleite. Die Islamisten hatten keinen festen Zufluchtsort mehr, und sie hatten ihre Bewegungsfreiheit eingebüßt, die für Kommunikation, Schulungen und Versorgung so wichtig war. Zudem versuchten sie, eine Ideologie an den Mann zu bringen, um die sich in der muslimischen Welt niemand mehr zu scheren schien. Fünf Jahre nach Zarqawis Tod hatte den Islamischen Staat im Irak ein Schicksal ereilt, das jede Terrororganisation noch mehr als ihre eigene Vernichtung fürchtet. Er war irrelevant geworden.

Der Niedergang hatte schon bald nach Zarqawis Tod begonnen, auch wenn es – an der Zahl der Opfer gemessen – gar nicht danach aussah.

Auch ohne seinen charismatischen Anführer und Chef-Strategen gelang Al-Qaida im Irak zunächst immer noch, die Gräueltaten fortzusetzen, die unter dem Jordanier an der Tagesordnung gestanden hatten, und diese sogar noch zu übertreffen. Für die Amerikaner waren die zwölf Monate nach Zarqawis Tod die blutigsten des gesamten Irakkrieges: 904 US-Soldaten starben. Und in dem Monat, nachdem die USA Zarqawis Versteck in Baquba bombardiert hatten, erreichte auch die Anzahl der

getöteten irakischen Zivilisten ein Allzeithoch: 3266 Menschen ließen im Juli 2006 ihr Leben.

Aber das Schlachtfeld veränderte sich. Um der Gewalt ein Ende zu setzen, taten sich Angehörige verschiedener sunnitischer Stämme als Milizen zusammen, die sich »Söhne des Irak« nannten. Sie jagten ausländische Dschihadisten aus ihren Dörfern fort und töteten sie mitunter auch. 2007 stockte Präsident George W. Bush seine Truppen auf, Tausende neuer gefechtsbereiter US-Soldaten kamen ins Land. Besonders erfolgreich waren jedoch die amerikanischen *fusion cells*, Anti-Terror-Einheiten, die aus Angehörigen der US-Geheimdienste der Special Forces bestanden und auf äußerst effektive Weise militante Islamisten jagten und töteten. Die Städte des sunnitischen Dreiecks, die Zarqawi als Zufluchtsort und operative Basis gedient hatten, waren für seine Anhänger mit einem Mal kein sicheres Pflaster mehr. Sie mussten um ihr Leben fürchten, Tag und Nacht.

Im Basislager der Special Forces in Balad bediente sich Generalmajor McChrystal nach wie vor der gleichen Formel, mit der er Zarqawi geschnappt hatte, und mithilfe dieser Strategie brachten sie täglich Islamisten zur Strecke. Oft waren sie sogar mehrmals am Tag erfolgreich, und das Tempo nahm immer weiter zu. Anfang 2008 verlieh man McChrystal seinen vierten Generalsstern und beförderte ihn zum Joint Chief of Staff. Sein Nachfolger, Vizeadmiral William McRaven, behielt McChrystals Strategie bei, bis 2010 die letzten US-Kampftruppen den Irak verließen.

Die tägliche Suche begann mit einer erstaunlichen Palette elektronischer Hilfsmittel, mit denen die Amerikaner jedes Gespräch auf einem Handy, jede E-Mail und jede SMS, die jemand irgendwo im Irak verschickt hatte, abfangen und zurückverfolgen konnten. Wenn irgendjemand die Nummer eines Telefons wählte, das sich in der ständig wachsenden Terrordatenbank in Balad

befand, ermittelten die Techniker den Standort des Anrufers und konnten seine Bewegungen verfolgen. US-Drohnen und Flugzeuge dienten wie mobile Mobilfunkmasten, mit denen verdächtige Telefone direkt angezapft werden konnten. Mithilfe von Luftbildkameras konnten US-Agenten verdächtige Autos und Lastwagen verfolgen.

Ebenfalls beeindruckend war, wie Navy SEALs und Delta-Teams Nacht für Nacht bei eben erst aufgespürten Terroristen die Türen eintraten. Im vierten Jahr des Krieges hatten die Einsatzkräfte ihre Taktik so weit verfeinert, dass kleine Einheiten von einem halben Dutzend Soldaten ausreichten, um in einer einzigen Nacht mehrere Razzien durchzuführen. »Joseph«, der sich inzwischen im Ruhestand befindet, gehörte damals einem dieser Teams an und nahm an zahlreichen solcher Missionen teil. Er erinnerte sich daran, wie die Intensität der Kämpfe in den Monaten nach Zarqawis Tod zunahm, nachdem das Pentagon grünes Licht gegeben hatte, die Überreste des Terrornetzwerkes des Jordaniers mit allen Mitteln zu zerstören.

»Ab 2007 haben wir richtig zugepackt«, sagte Joseph (dem ich versprechen musste, hier im Buch nicht seinen richtigen Namen zu nennen). »Bei unseren Einsätzen sollten wir so hart gegen Al-Qaida vorgehen, wie wir nur konnten. Der Befehl hieß: lieber tot als lebendig. Wir hatten sie am Arsch, jede Nacht töteten wir Leute von Al-Qaida.«

Sein Arbeitstag begann bei Sonnenuntergang, etwa zur selben Zeit, als die Überwachungsteams von der Schicht kamen. »Zum Frühstück aßen wir zu Abend«, erzählte Joseph. »Dann wurden wir gebrieft, und los ging’s zum Einsatz. Wenn wir am Ziel eintrafen, gingen wir hinein mit [Schalldämpfern] und Nachtsichtgeräten, und dann kam es zu einem Schusswechsel, fast jede Nacht. Wir führten unsere eigenen Befragungen durch und sammelten unsere

eigenen Erkenntnisse. Und auf der Basis von dem, was wir dabei erfuhren, steuerten wir sofort das nächste Ziel an. So ging das jeden Tag.«

Die Taktik funktionierte auf mehreren Ebenen. Das immer schnellere Tempo der nächtlichen Operationen hielt die Terroristen derart auf Trab, dass sie nicht mehr in der Lage waren, irgendwelche ausgeklügelten Anschläge zu koordinieren oder auch nur zu planen. Zudem förderten die Razzien ständig neue Erkenntnisse zutage, einschließlich Einblicke in die Rekrutierung und Ausbildung von Selbstmordattentätern. Joseph verhörte auch mehrere Teenager; einige von ihnen waren von Imamen auf übelste Weise indoktriniert worden, andere schienen psychisch instabil oder einfach nur leichtgläubig und geistig etwas zurückgeblieben – »dumm wie Brot«, wie Joseph sagte.

Vor allem aber hatten die Einsatzkräfte endlich einen Weg gefunden, den Spieß umzudrehen. Die Terroristen waren nicht mehr die tödlichste, am wenigsten berechenbare Streitmacht im Irak. Stattdessen waren *sie* jetzt an der Reihe, sich zu fürchten. Denn in Wirklichkeit waren die Kämpfer des Islamischen Staates, wie Joseph und seinen Kameraden schnell merkten, zwar erfahrene Schlächter, aber lausige Soldaten.

»Sie sind nur gut darin, Leute zu terrorisieren, die nicht bewaffnet sind«, sagte er. »Sie denken, sie sind die Größten, aber wenn wir sie mitten in der Nacht aus dem Bett holen, scheißen sie sich die Hosen voll.« Die Gefechte in den abgedunkelten Häusern waren leise und kurz; oft endeten sie bereits nach zwei oder drei Minuten. Diejenigen, die so schlau waren, sich zu ergeben, sahen sich von bärtigen amerikanischen Muskelmännern in dunkler Kleidung umzingelt, die futuristisch anmutende Waffen trugen und wilde Kampfhunde an der Leine führten. Auf dem Land erzählte man sich wilde Geschichten von »Ninjas mit Löwen«, die in die Dörfer und Städte einfielen und dann plötzlich wieder verschwanden. Im Laufe der

Verhöre, die auf die Razzien folgten, versuchte Joseph manchmal, diese Legende aufrechtzuerhalten.

»Hast du schon früher mit Amerikanern zu tun gehabt?«, fragte er dann.

»Ja«, antwortete der Häftling meistens.

»Sahen diese Amerikaner aus wie wir?«

»Nein.«

»Dafür gibt es einen Grund«, pflegte er dann zu sagen. »Ich bin hier, um dich zu holen. Ich bin der Teufel.«

Bald gab es erste spürbare Ergebnisse, nicht nur in der Zahl der getöteten und gefangen genommenen Aufständischen: Binnen eines einzigen Jahres, von 2007 auf 2008, reduzierte sich die Zahl der gefallenen GIs von 904 auf 314; im folgenden Jahr sank sie noch einmal um die Hälfte. 2007 waren noch fast 3900 irakische Zivilisten durch Selbstmordanschläge ums Leben gekommen, 2008 waren es bereits weniger als 1700, und das war erst der Beginn eines deutlichen Rückgangs, der sich bis zum Ende des Jahrzehnts fortsetzen sollte.

Die umfassende Überwachung, die Truppenverstärkung, der Aufstand der Sunniten und vor allem die Razzien – all das zusammen schwächte Zarqawis Organisation so sehr, dass CIA-Direktor Michael V. Hayden 2008 erklärte, die Organisation befinde sich »am Rande einer strategischen Niederlage«. Die Dschihadisten, die fast vier Jahre lang im Irak das Sagen hatten, wurden zwar nicht vollständig beseitigt, dafür wussten die Amerikaner endlich, wie sie diese in Schach halten konnten.

»Wir waren nicht wie sie geworden«, sagte ein Offizier, der die Aufsicht über die *fusion cells* innehatte, als die Strategie Früchte zu tragen begann. »Wir waren das geworden, wovor sie Angst hatten: Schatten in der Nacht.«

Jeder wusste, dass die USA diesen Druck nicht unbegrenzt aufrechterhalten könnten. Für Invasion, Besatzung, Wiederaufbau und Stabilisierung des Irak trug das US-Finanzministerium direkte Kosten von über einer

Billion Dollar; die indirekten Kosten belasteten die Steuerzahler mit einer weiteren Billion. Die große Mehrheit der Amerikaner unterstützte den Krieg inzwischen nicht mehr, und auch die Iraker wollten, dass die US-Soldaten ihr Land endlich verließen. Der Abzug der US-Truppen begann Ende 2007, der letzte Konvoi verließ den Irak am 18. Dezember 2011 über die Grenze nach Kuwait. Damit endete ein Kampfeinsatz, der fast 4500 Amerikanern das Leben gekostet hatte. Mehr als 32.000 waren verwundet worden. Vorsichtigen Schätzungen zufolge lag die Zahl der getöteten irakischen Zivilisten 20-mal höher.

Die Amerikaner überließen den Irakern die Aufgabe, sich ab sofort um ihre eigene Sicherheit zu kümmern. Selbst für ein Land, das nicht auf so explosive sektiererische und ethnische Spannungen zurückblickte wie der Irak, wäre dies eine echte Herausforderung gewesen. Und tatsächlich schlugen in der Anfangszeit fast alle Bemühungen der Iraker, eine stabile Gesellschaft aufzubauen, in jeder Hinsicht fehl. Das Misstrauen der Sunniten gegenüber Ministerpräsident Nuri al-Maliki entwickelte sich noch 2007 zu einer offenen Revolte, nachdem mehrere prominente sunnitische Politiker verhaftet und sunnitische Kommandanten der irakischen Armee und der Sicherheitsbehörden entlassen worden waren. Im darauffolgenden Jahr unternahm die von den Schiiten angeführte Regierung Schritte, um die Milizen, die sich »Söhne des Irak« nannten und die mitgeholfen hatten, ausländische Islamisten zu vertreiben, aufzulösen. Von offizieller Seite hieß es dazu, man könne die Existenz privater Milizen im Land nicht akzeptieren. Schiitische Milizen dagegen wurden nicht nur toleriert, sondern sogar – wie viele Sunniten glaubten – vom Staat gefördert.

Die US-Streitkräfte gaben der Regierung ein paarmal wichtige Starthilfe. 2008 und 2010 gelang den Amerikanern ein bedeutender Schlag gegen den Islamischen Staat im Irak, beide Male direkt gegen die neu

aufgestellte Führungsriege der Gruppe. Im Oktober 2008 griffen die USA einen Stützpunkt der Terroristen auf syrischem Hoheitsgebiet an, wenige Kilometer hinter der irakischen Grenze. In einer von George W. Bush persönlich genehmigten verdeckten Operation zerstörten die Special Forces vom Hubschrauber aus das Lager und töteten einen Mann, den US-Beamte als Abu al-Gadija identifizierten – den syrischen Zahnarzt und frühen Anhänger von Zarqawi, der sich um die Versorgungslinien für neues Geld und frische Rekruten gekümmert hatte. 18 Monate später griffen amerikanische und irakische Truppen gemeinsam einen Unterschlupf in der Wüste nahe der Stadt Tikrit an, als dort gerade ein Treffen der Leitung der Terrorgruppe stattfand. Die irakische Regierung präsentierte voller Stolz Fotos von zwei Leichen aus dem zerstörten Gebäude und erklärte, dass es sich um Abu Omar al-Baghdadi und Abu Ayyub al-Masri handelte, die obersten Kommandanten des Islamischen Staates im Irak nach Zarqawis Tod.

Später bestätigten die Aufständischen den Tod von »zwei Rittern, [die] abgesessen sind, um sich den Märtyrern anzuschließen«. Die Botschaft versprach auch Rache: eine »lange, dunkle Nacht und düstere, mit Blut gefärbte Tage«. Und doch schien es zweifelhaft, dass der Islamische Staat der irakischen Regierung – selbst wenn sie so schwach und zerstritten war wie jetzt – ernsthaften Schaden zufügen könnte.

Der neue Chef der Dschihadisten, Abu Bakr al-Baghdadi, war ein Mann mit hochtrabenden Ambitionen, doch Ende 2011, in seinem zweiten Jahr als Anführer, waren seine Prahlereien so leer wie seine Vereinskasse. Dem Islamischen Staat im Irak fehlte es an Ressourcen, Kämpfern und einem sicheren Hafen. Doch was vielleicht am schwersten wog: Es fehlte den Dschihadisten etwas, wofür sie kämpfen konnten – die eine große Idee, für die sie sich wieder zusammenraufen würden und mithilfe derer sie neue Anhänger mobilisieren konnten.

Doch schon bald sollten die Aufständischen all das finden. Im Chaos der Revolution von Syrien.

19

»Für diesen Staat hat Zarqawi den Weg geebnet«

Der Aufstand in Syrien dauerte bereits sechs Monate, als Abu Bakr al-Baghdadi endlich bereit war, aktiv zu werden. Er schickte einen seiner vertrauenswürdigsten Stellvertreter, einen gebürtigen Syrer und Veteran aus den Tagen von Zarqawi, auf Erkundungsreise ins syrische Kernland. Außerhalb der Hauptstadt und der anderen Hochburgen des Regimes kollabierten die syrischen Sicherheitsorgane, eines nach dem anderen. Genau hier konnten Zarqawis Anhänger sich festbeißen – wie ein Parasit an einem geschwächten Wirt.

Der Erkundungstrupp war verhältnismäßig klein. »Wir waren höchstens sieben oder acht«, erinnerte sich später der Anführer der Gruppe. Die Männer passierten unbemerkt die irakisch-syrische Grenze und reisten weiter auf zwei Schnellstraßen, die parallel zu den Flüssen Euphrat und Tigris mitten durch die Wüste liefen. Dabei kamen sie durch mehrere syrische Kleinstädte, in denen damals Kämpfer Station gemacht hatten, die in die entgegengesetzte Richtung unterwegs gewesen waren. Dort, fernab von den umkämpften Großstädten, trafen sie sich mit lokalen Kontaktleuten, die früher dem Zarqawi-Netzwerk in Syrien angehört hatten, und anderen Dschihadisten, die vor Kurzem dank Baschar al-Assads Amnestie aus dem Gefängnis freigelassen worden waren,

wie die Teilnehmer der Delegation später bestätigten. Das Land erinnerte sie stark an den Irak neun Jahre zuvor: ein gesetzloser Ort, wo Gewalt an der Tagesordnung war und Bewaffnete völlig unbehelligt durch die Straßen liefen. Doch anders als im Irak mussten sie hier keine Angst haben, dass plötzlich ein amerikanischer Hubschrauber oder ein Kampfflugzeug auftauchte.

»Ohne die syrische Revolution hätte Syrien uns nicht so bereitwillig aufgenommen«, bekannte Jahre später der Anführer der irakischen Delegation, Abu Mohammed al-Dschaulani. »Die Revolution beseitigte viele Hindernisse und machte den Weg für uns frei, dieses gesegnete Land zu betreten.«

Die Männer hatten die Aufgabe, eine von Syrern angeführte Islamistenmiliz aufzubauen, die sich den bereits gegen Baschar al-Assads Regierung kämpfenden Rebellen anschließen sollte – ein Plan, der von der irakischen Führung des Islamischen Staates genehmigt worden war. Sie nannten sich »Dschabhat al-Nusra«, »Unterstützungsfront für das syrische Volk«. Der Name war clever gewählt, suggerierte er doch, dass sie eine Art Hilfstruppe für die syrische Opposition seien, die immer mehr ins Hintertreffen geriet. In Wirklichkeit hatte Baghdadi gar nicht vor, dem syrischen Volk in irgendeiner Form zu helfen. Später verfolgte die Al-Nusra-Front ihre eigenen Ziele und brach in Ideologie, Taktik und Stil mit ihrer Mutterorganisation. Aber die ursprüngliche Idee, wie westliche Geheimdienste später schlussfolgerten, war die Einrichtung eines syrischen Inkubators für das Kalifat, das Baghdadi eines Tages anführen würde.

»Er sollte die Organisation in Syrien repräsentieren und so den Grundstein für die Expansion der Gruppe legen«, sagte ein US-Beamter, der damals mithalf, den Aufstieg der Organisation zu überwachen. »Sie sollte nie eine gesonderte Gruppe sein.«

In den folgenden Monaten bot die Kommunikation zwischen der angeschlagenen irakischen Führung und ihrem syrischen Ableger aufschlussreiche Einblicke in Baghdadis Persönlichkeit und seine immer ehrgeizigeren Pläne. Wie seinem geistigen Vater, Abu Mus‘ab az-Zarqawi, ging es Baghdadi gar nicht in erster Linie darum, in der syrischen oder irakischen Hauptstadt eine islamistische Regierung zu installieren. Sein Ziel war es vielmehr, eine islamische Herrschaft *ohne* Grenzen zu errichten, und dieses Ziel konnten sie nur erreichen, wenn sie mutig und entschlossen handelten und darauf vertrauten, dass Allah persönlich einschreiten und den Lauf der Dinge in seinem Sinne verändern würde. Die etwas pragmatischeren Vordenker von Al-Qaida sahen das Kalifat als fernes Ziel, das man erst dann erreichen könne, wenn im Nahen Osten alle säkularen Regime gestürzt seien. So lange wollte Baghdadi aber nicht warten; glaubte, er doch, er müsse nur das alte Banner des Kalifats hissen, und alle rechtschaffenen Muslime würden sich ihm anschließen.

»Er sprach davon, das islamische Kalifat physisch wiederherzustellen, und zwar auf eine Art und Weise, wie es sonst niemand tat«, sagte der US-Beamte. »Er wollte eine extremistische Vision des Islam etablieren und das Land von Abtrünnigen säubern. Dann wäre der Weg endlich frei für den letzten großen Showdown zwischen Muslimen und Ungläubigen.«

Mit großer Begeisterung übernahm Baghdadi nicht nur Zarqawis Vision, sondern auch die gewaltsamen Exzesse des Jordaniers. In den ersten Jahren nach Zarqawis Tod schienen sich dessen unmittelbaren Nachfolger an die Vorgabe Al-Qaidas zu halten, keine schockierenden Bilder mehr zu veröffentlichen, die die Gefühle gewöhnlicher Muslime verletzen konnten. Die Zahl der auf Video festgehaltenen Enthauptungen ließ spürbar nach, und es gab weniger unmotivierte Anschläge auf schiitische Frauen und Kinder, wie sie bereits zu einem Markenzeichen von Al-

Qaida im Irak geworden waren. Doch jetzt hatte Baghdadi das Ruder in der Hand, und er brachte all das zurück, mit einer Grausamkeit, die an die Ichwan-Horden erinnerte, die 100 Jahre zuvor die Arabische Halbinsel verwüstet hatten. Und genau wie Zarqawi wusste er bereits, wie er die Welt dazu zwingen könnte, zuzuschauen.

Wären die USA nicht im Irak einmarschiert, hätte der größte Schlächter des Islamischen Staates wahrscheinlich bis ans Ende seiner Laufbahn als Hochschulprofessor gearbeitet. Bis 2003 verlief sein Leben in ganz geordneten Bahnen – statt 20-Jährigen Sprengstoffgürtel um den Bauch zu schnallen, unterrichtete er sie in islamischer Jurisprudenz.

Seine islamistischen Biografen attestierten Baghdadi später eine große intellektuelle Begabung und eine natürliche Neigung zum Dschihad – weder das eine noch das andere geht aus den umfassenden Persönlichkeitsprofilen Baghdadis hervor, die westliche Geheimdienste erstellten. In den Jahren, die ihn prägten, wies nichts darauf hin, dass der Mann, der als Ibrahim Awad al-Badri zur Welt gekommen war, irgendwelche außergewöhnlichen Talente oder Neigungen besaß. Auffallend war höchstens seine große Faszination für die Fiqh, die juristische Auslegung der abertausenden Vorschriften, die in den heiligen Texten des Islam enthalten sind. Von Hause aus war er weder ein gewalttätiger Unruhestifter wie Zarqawi noch ein Abenteurer wie Osama bin Laden, der nach Abschluss seines Studiums nach Pakistan gegangen war, um für die afghanischen Mudschaheddin zu kämpfen. Bei Baghdadi gab es keine frühen Anzeichen für besonderes Charisma oder besondere Grausamkeit. Bekannte erinnerten sich an ihn vielmehr als einen schüchternen, kurzsichtigen Jungen, der sich für Fußball begeisterte, aber ansonsten eher ein Eigenbrötler war. In seinen ersten 32 Lebensjahren scheint eigentlich

kaum jemand Notiz von Baghdadi genommen zu haben, nicht einmal in seiner Nachbarschaft. Ein Freund seiner Familie erinnerte sich an ihn als einen jungen Mann, der »so leise sprach, dass man kaum seine Stimme hörte«.

Tarik Hamid, ein Nachbar aus dem Arbeiterviertel von Samarra, wo Baghdadi aufwuchs, erzählte einem Reporter von *Newsweek*: »Auf dem Gepäckträger seines Fahrrads hatte er immer Bücher über Religion oder ähnliche Themen.« Als Sohn eines sunnitischen Imams, der in der Stadt predigte, trug der wissbegierige Jugendliche stets die traditionelle Gebetskappe und die weiße Dischdascha der frommen Muslime und verbrachte seine Freizeit mit Vorliebe in der Moschee, anstatt sich mit anderen jungen Männern aus der Stadt zu treffen, so Hamid: »Man sah ihn nie in Hose und Hemd, wie die meisten anderen Jungs in Samarra. Er ließ sich einen leichten Bart wachsen und hing nie in Cafés herum.«

Doch eine Sache gab es in seinem familiären Hintergrund, die sich in seinem späteren Leben als entscheidendes Detail erweisen sollte: Seine Familie gehörte dem irakischen Stamm al-Bu Badrian, der seine Herkunft von Mohammed ableitete. Und nach Ansicht einiger islamischer Gelehrter konnte Kalif – also Anführer der gesamten muslimischen Welt – nur jemand werden, der direkt vom Propheten abstammte. Im heruntergekommenen Samarra hatte das zwar nicht viel zu sagen, denn hier gab es Hunderte al-Badris und zudem viele weitere Stämme, die ebenfalls behaupten konnten, Nachfahren Mohammeds zu sein. Was Baghdadis Großfamilie jedoch von vielen anderen unterschied, war der religiöse Eifer; dieser Umstand mag auch erklären, warum Baghdadi sich bereits in so jungen Jahren der Religion zuwandte und später in Richtung Fanatismus abdriftete. Sein Großvater war zur heiligen Ka‘ba in Mekka gepilgert und trug daher den Ehrentitel »Haddschi«. Außerdem gab es unter Baghdadis Onkeln und zehn

Geschwistern mehrere Prediger und Religionslehrer. Die Predigten seines Vaters waren laut einem von Baghdadis dschihadistischen Biografen schon deshalb erwähnenswert, weil er darin immer wieder betonte, dass man »die Tugend fördern und das Laster bekämpfen« solle.

Als Jugendlicher erlebte er hautnah einige der turbulentesten Jahre der irakischen Geschichte mit. Er kam 1971 zur Welt und war gerade 17 geworden, als der Erste Golfkrieg nach acht Jahren mit einem bitteren Patt zwischen Iran und Irak endete. Insgesamt hatte der Konflikt mindestens einer halben Million Menschen das Leben gekostet. Baghdadi war fast 20, als die irakische Armee ihre schlimme Niederlage im Zweiten Golfkrieg erlitt. Irgendwann dazwischen leistete er höchstwahrscheinlich seinen Wehrdienst in der irakischen Armee; es gibt aber keine Hinweise darauf, dass er während jener Zeit jemals in Kampfhandlungen verwickelt war. Sicher ist, dass er als junger Mann nach Bagdad ging und die Hochschule besuchte. 1999 erwarb er einen Bachelor-Abschluss in Islamischem Recht und Theologie.

Er beschäftigte sich damals intensiv mit der obskuren Welt der religiösen Codes des 7. Jahrhunderts, was seine puritanischen Ansichten weiter festigte. Bekannte erinnerten sich später, wie sich Baghdadi noch während seiner Studentenzeit einmal darüber aufregte, dass bei einer Hochzeitsfeier Männer und Frauen im selben Raum tanzen durften. »Das ist gegen unseren Glauben!«, beschwerte er sich.

Ihn faszinierte das Thema so sehr, dass er weiterstudierte, bis er Anfang 30 war. Als die USA am 20. März 2003 mit ihrer Invasion des Irak begannen, war er 32 Jahre alt und kurz davor, seine Promotion anzuschließen; eine Professur hatte er ebenfalls bereits in Aussicht.

Nach den ersten Shock-and-awe-Bombenangriffen der Amerikaner wusste der Student des Islamischen Rechts besser als die meisten seiner Landsleute, was der Koran

ihnen gebot: Ihr muslimisches Land gegen die Eindringlinge zu verteidigen. Noch im selben Jahr schloss er sich einer der vielen kleineren Widerstandsgruppen an, die blitzartige Überfälle auf die US-Truppen verübten. Offenbar war sein tatsächlicher aktiver Beitrag dabei allerdings kaum der Rede wert.

Ein paar Monate später saß er dann plötzlich in Haft. Die Umstände seiner Festnahme sind heute zum Teil nicht mehr eindeutig nachzuvollziehen, aber wie die entsprechenden US-Protokolle bestätigen, wurde ein Mann mit Namen Ibrahim Awad al-Badri Ende Januar 2004 bei einer Razzia in einem Haus in Falludscha von GIs aufgegriffen und an einen der am meisten gefürchteten Orte im Irak gebracht: in das US-Gefangenenlager Camp Bucca.

Am 4. Februar traf er dort ein. Ein Militärfotograf hielt das erschrockene rundliche Gesicht eines Mannes mittleren Alters fest, der eine Brille mit Drahtfassung und einen buschigen Bart trug. Es ist eines der wenigen bekannten Fotografien von Baghdadi, der immer und überall auf seine Sicherheit bedacht war. Das nächste Mal, als jemand ein Porträtfoto von ihm schoss, mehr als zehn Jahre später, war er in jeder Hinsicht ein vollkommen anderer Mensch. Seine Entwicklung vom gläubigen jungen Mann zum blutrünstigen Extremisten hatte gerade erst begonnen.

Das Gefängnis, in das Baghdadi gebracht wurde, war eine fünf Quadratkilometer große Stadt aus Stacheldraht und Zelten in einer sonnenverbrannten Ebene, wenige Kilometer von der Grenze zu Kuwait entfernt. Für diejenigen, die sich Camp Bucca des Nachts per Hubschrauber näherten, wie es die Soldaten der US-Marine oft taten, die das Gefängnis bewachten, sah das Gelände ein bisschen aus wie Las Vegas: eine riesige beleuchtete Stadt mitten in der kargen Wüste. Innerhalb

der Umzäunung ging es indes eher zu wie im Wilden Westen. Ursprünglich hatten die Briten das Lager erbaut, um hier ihre Kriegsgefangenen unterzubringen. Später übernahmen die Amerikaner die Leitung, und nach dem Beginn des Aufstandes wurde das Lager zunehmend größer. Obwohl es auf 20.000 Insassen ausgelegt war, vegetierten in den Gemeinschaftszelten mitunter bis zu 26.000 Häftlinge vor sich hin – an einem Ort, wo das Thermometer im Sommer manchmal auf 60 Grad kletterte. Unter der Hitze und der hohen Luftfeuchtigkeit vom Persischen Golf litten die Insassen genauso wie das Personal. »Man fühlt sich wie in einer Mikrowelle«, erzählte ein diensthabender US-Matrose einem Marinejournalisten, der das Lager besuchte.

In späteren Jahren setzten die Kommandanten des Straflagers erhebliche Verbesserungen durch. Die Zelte wichen Hütten aus Betonschalstein, die mit Klimaanlagen ausgestattet waren, es wurden Bildungseinrichtungen zur Alphabetisierung geschaffen, und die Insassen konnten sich zum Schreiner oder Maurer ausbilden lassen. Im Frühjahr 2004 existierte das alles nicht. Zu dieser Zeit gaben die Islamisten im Lager den Ton an. Sie teilten die Insassen je nachdem, welcher Glaubensrichtung sie angehörten, in verschiedene Zeltdörfer ein, und die Sunniten mussten sich in ihrem Sektor des Lagers dem strengen Gesetz der Scharia unterwerfen, dessen Einhaltung mit brutalen Mitteln durchgesetzt wurde. Wer nicht gehorchte oder die anderen verriet, indem er sich den Amerikanern gegenüber freundlich verhielt, wurde verprügelt; manchen wurde zur Strafe sogar ein Auge ausgestochen. Die gewalttätigsten Islamisten saßen in »Compound 30«; dort lebten die Gefangenen ihre Feindseligkeit hin und wieder aus, indem sie die patrouillierenden Wachen mit Kot bewarfen oder mit Kugeln, die sie aus Resten von süßem Tee und Sand formten und in der Sonne trocknen ließen.

Wie einer der Leiter von Camp Bucca bestätigte, war das Straflager zu Baghdadis Zeit nicht nur dysfunktional, sondern aus Sicht der Kommandeure, die den Aufstand der Sunniten niederschlagen wollten, sogar kontraproduktiv. Indem sie mitten in der Wüste gewöhnliche irakische Bürger mit radikalen Islamisten zusammenpferchten, hatten die USA ungewollt eine Art Dschihadisten-Akademie geschaffen, in der eine neue Generation von Kämpfern islamistisches Gedankengut eingetrichtert wurde, so der Offizier.

»In jedem der Gebäudekomplexe kamen Gemäßigte mit Extremisten in Kontakt«, schrieb Kapitänleutnant Vasilios Tasikas, der die Rechtsgeschäfte im Gefängnis leitete, 2009 in der Zeitschrift *Military Review*. »Leider verfolgten die US-Streitkräfte damals bei Inhaftierungen eine Strategie, bei der alle Internierten von vorn herein als Verbrecher eingestuft wurden, die auf unbestimmte Zeit hinter Gitter gesteckt und später in beliebig zusammengewürfelten Gruppen wieder freigelassen wurden. Dieser Ansatz war nicht nur naiv und kurzsichtig, er war auch gefährlich; man konnte sich leicht ausrechnen, dass der Aufstand hinter dem Stacheldraht neue Anhänger fand.«

Wenn Bucca eine Dschihadisten-Akademie war, dann war Baghdadi einer ihrer gelehrigsten Schüler. Obwohl er nicht gerade der Typ dafür zu sein schien, gelang es ihm, die Haftzeit nicht nur zu überleben, sondern sogar zu seinem Vorteil zu nutzen: Baghdadi knüpfte viele wichtige Kontakte, schloss Freundschaften und ging Allianzen ein, unter anderem mit einem Zarqawi-Jünger namens Abu Mohammad al-Adnani, den er ein paar Jahre später zu seinem obersten Stellvertreter und Sprecher machen sollte. Der junge islamische Gelehrte stellte fest, dass ihm seine wissenschaftlichen Kenntnisse ein gewisses Ansehen verliehen. Die islamistische Gemeinschaft im Lager brauchte jemanden, der die Gesetze der Scharia interpretieren konnte, und hierfür war kaum jemand besser

qualifiziert als Baghdadi. Schon bald leitete er die täglichen Gebete, bei denen Tausende Insassen in ihren identischen gelben Uniformen auf ihren Gebetsmatten knieten, um stets aufs Neue Allah die Treue zu schwören. Außerdem beherrschte er das klassische Arabisch des Korans und der formellen Zeremonien und Predigten – und er war in der Lage, es anderen Insassen beizubringen. Baghdadi, der sein ganzes bisheriges Leben unter Geistlichen verbracht hatte, konnte sogar den charakteristischen Singsang der besonders gebildeten Imame der großen Moscheen in Bagdad und Mossul nachahmen. Er hatte eine angenehme Stimme, die zugleich eine große Autorität ausstrahlte, und die anderen Männer hörten ihm bereitwillig zu.

Allzu viel Gelegenheit hatten sie dazu jedoch nicht. Seine Hochschulbildung, die Baghdadi half, sich den Respekt seiner Mitgefangenen zu verdienen, sorgte auch für seine frühzeitige Entlassung. Camp Bucca war notorisch überfüllt, was zu ständigen Spannungen führte; gelegentlich entstanden sogar regelrechte Revolten. Daher ließ man regelmäßig die weniger gefährlichen Insassen frei. Ende 2004 prüfte eine Gefängniskommission die Unterlagen über Ibrahim Awad al-Badri und entschied, dass der Intellektuelle mit der Brille keine allzu große Bedrohung darstellte. Am 6. Dezember jenes Jahres war er wieder auf freiem Fuß, nachdem ein Team von Medizinern einen Wangenabstrich genommen hatte, damit die Behörden seine DNA in den Akten hatte. Tauchte dieser Mann irgendwann im Zusammenhang mit einem Terrorakt wieder auf – tot oder lebendig –, so wüssten die US-Beamten sofort, mit wem sie es zu tun hatten.

Als Baghdadi nach 10 Monaten wieder aus der Obhut der US-Streitkräfte entlassen wurde, wollte er entschiedener denn je gegen die Amerikaner kämpfen. Für diese Entschlossenheit fand er Jahre später die passenden Worte, als es in einem seiner öffentlichen Gebete hieß: »Erledige Amerika und seine Verbündeten, oh Allah! Pack sie mit

harter Hand an! … Füge ihnen die schlimmsten Niederlagen zu, die sie jemals erlitten! Entzweie sie, wenn sie sich sammeln, zerteile ihren Körper, zerstückele sie vollständig, und gib, dass wir sie schlagen und nicht sie uns!«

Eine Weile versuchte Baghdadi, den Amerikanern nicht in die Quere zu kommen. Er war zu dieser Zeit mit der ersten seiner drei Frauen verheiratet und war Vater von mindestens einem Kind, einem vierjährigen Sohn. Er kehrte nach dem Gefängnis auf die Universität zurück und schrieb weiter an seiner Dissertation in Islamischem Recht. 2007 schloss er die Promotion ab, hatte aber den Doktortitel noch nicht verliehen bekommen, als er wieder in den Aufstand hineingezogen wurde. Seine alte Organisation war mit mehreren anderen im »Schura-Rat« aufgegangen, den Abu Mus‘ab az-Zarqawi 2006 ins Leben gerufen hatte; nun ernannte der Rat Baghdadi zu einem seiner Berater für Angelegenheiten rund um die Scharia.

Ein von westlichen Geheimdiensten erstelltes Profil Baghdadis legt nahe, dass Zarqawi den Mann, der ihn schließlich ersetzen sollte, höchstwahrscheinlich persönlich kannte (Zarqawi war zwar selbst ein theologischer Laie, diskutierte aber stets gerne mit Religionsgelehrten). Zu dieser Zeit jedoch war Baghdadi auch unter den Dschihadisten noch relativ unbekannt. »Zarqawi stand mir näher als mein eigener Bruder, aber Baghdadi kannte ich nicht. Er war nicht von Bedeutung«, erzählte Ahmed al-Dabasch, ein Zeitgenosse und Mitglied einer anderen militanten Fraktion, der Islamischen Armee im Irak, im Jahr 2014 dem Londoner *Telegraph*. »In einer Moschee in der Nähe von dort, wo ich wohnte, leitete er die Gebete. Eigentlich beachtete den keiner.«

Mit Zarqawis Tod im Juni 2006 änderte sich alles. Die Erben seiner Bewegung Al-Qaida im Irak hatten andere Vorstellungen davon, wie der Aufstand ablaufen sollte. Sie organisierten sich neu und gaben sich auch einen neuen

Namen: »Islamischer Staat im Irak«. Der obersten Führungsriege gehörten mehrere ehemalige Offiziere der besiegten Armee von Saddam Hussein an – sunnitische Obristen und Majore, die sich schon früher mit Zarqawi verbündet hatten, denen jener aber nie ganz vertraut hatte. Jetzt, wo der Jordanier fort war, sorgten die ehemaligen Baathisten dafür, dass die Gruppe fest in irakischer Hand war, von der zentralen Hierarchie bis hin zu den Provinzstädten, die inoffiziell ohnehin bereits von den Islamisten kontrolliert wurden. Wieder einmal erwies sich der Islamkenner Baghdadi als besonders wertvoll: Als glaubwürdiger Scharia-Experte mit solider sunnitisch-irakischer Abstammung verstand er es, die einzelnen verstreuten Zellen der Gruppe ideologisch auf Linie zu bringen. Baghdadi wurde zum Scharia-Chef einer ländlichen Kleinstadt namens al-Karma außerhalb von Falludscha ernannt, und bereits kurze Zeit später trug er die Verantwortung für religiöse Angelegenheiten in der gesamten Provinz al-Anbar. Anfang 2010 wurde er offiziell zum Vorsitzenden des Scharia-Komitees der Organisation ernannt.

Mit diesem Posten befand sich Baghdadi in der Hierarchie des Islamischen Staates effektiv an dritter Stelle. Über ihm gab es nur noch den Anführer und den Kriegsminister; beide fanden am 18. April 2010 nahe Tikrit den Tod, als US-amerikanische und irakische Raketen eine konspirative Wohnung der Terrororganisation in Schutt und Asche legten. Auf einmal stand Baghdadi, den manche Kollegen noch immer für einen unbedeutenden Intellektuellen hielten, an der Spitze des Islamischen Staates im Irak. Zumindest fürs Erste.

Es dauerte noch einen Monat, bis Baghdadi offiziell zum Emir ernannt wurde. Trotz seines hohen Ranges war sein Wechsel an die Spitze der Organisation keineswegs garantiert. Viele Geheimdienstler aus dem Westen und dem Nahen Osten hatten eigentlich erwartet, dass jemand

diesen Job übernehmen würde, der mehr Erfahrung in der Planung und Durchführung militärischer Operationen mitbrachte. Doch obwohl Baghdadi immer noch eher ein Außenseiter war, sicherte er sich die Unterstützung des aus ehemaligen Baathisten und Zarqawisten bestehenden Führungsrates.

Zu denen, die Baghdadis Aufstieg befürworteten, gehörte ein Mann namens Samir al-Chlifawi – ein besonders skrupelloser Ex-Oberst der irakischen Armee, der sich nach der US-Invasion dem Aufstand angeschlossen hatte und inzwischen den Militärrat der Gruppe leitete. Laut Dokumenten, die man ein paar Jahre später entdeckte, nachdem Chlifawi bei Kämpfen in Syrien getötet worden war, drängte der ehemalige Baathist Baghdadi, die Führungsposition anzunehmen, und versprach, ihm als erster Stellvertreter und Mentor stets zu Diensten zu sein. Haddschi Bakr (so der Dschihad-Name des weißbärtigen Chlifawi) galt unter Geheimdienst-Analysten als versierter Stratege, der im Alleingang für die meisten Erfolge des Islamischen Staates verantwortlich war.

Auch wenn er kaum militärische Erfahrung vorzuweisen hatte, war es für die Gruppe in mehrerlei Hinsicht von Vorteil, Baghdadi zum Anführer zu haben. Zum einen war der Scharia-Gelehrte bereit, das brutale Vorgehen der Terroristen, das islamische Kleriker in aller Welt als unislamisch gebrandmarkt hatten, religiös zu verbrämen. Die Enthauptungen, die Selbstmordanschläge, die Entführungen, die Erpressungen, den Krieg gegen die Schiiten, das Töten so vieler unschuldiger Muslime, kurz gesagt: alles, wofür man die Gruppe bisher überall angefeindet hatte, billigte Baghdadi nicht nur, sondern erklärte darüber hinaus, all diese Gräueltaten seien nach Islamischem Recht durchaus gerechtfertigt.

Sein zweiter großer Vorteil war, dass er sich ideal dafür eignete, die Rolle des Kalifen zu übernehmen – für eine Organisation, die als »islamischer Staat« ernst genommen

werden wollte, war dies von großer symbolischer Bedeutung. Als Anführer der Gruppe konnte Baghdadi mit seiner genealogischen Abstammung und seiner wissenschaftlichen Expertise einflussreicher werden, als Zarqawi es jemals war.

Im Laufe der folgenden Jahre arbeitete Baghdadi daran, sich bewusst für die mythische Rolle vorzubereiten, zu der er von Gott ernannt worden war – so ein US-Beamter, der sich intensiv mit Baghdadi und seiner Biografie beschäftigt hat: »Er schrieb sich die entsprechende theologische Qualifikation auf die Fahnen und achtete peinlich genau auf sein Erscheinungsbild, auf seine Kleidung, auf die Art und Weise, wie er sich bewegte und wie er sprach. Er gab sich große Mühe, klarzustellen, dass er den Platz innehatte, der ihm gebührte.«

Zur Verwirklichung seiner Ziele schickte Baghdadi im August 2011 seine Abgesandten über die Grenze nach Syrien – das Kalifat sollte schließlich nicht auf das Territorium seines Heimatlandes beschränkt bleiben. Baghdadi war der Ansicht, wenn sie dort Fuß fassten, würde der Islamische Staat automatisch viele Jahre Bestand haben. Vor allem wäre es ein erster Schritt, die künstlichen Grenzen zu beseitigen, die die Kolonialmächte gezogen hatten, um die Muslime zu entzweien.

»Wir haben die Grenzen überschritten, die widerwärtige Hände zwischen den islamischen Staaten gezogen haben, um unsere Bewegung zu schwächen«, kommentierte Baghdadi später sein Syrien-Experiment. »Dies hier ist der Staat, für den Scheich Abu Mus‘ab az-Zarqawi den Weg geebnet hat. Er wird sich unter keinen Umständen aus dem Territorium zurückziehen, auf das er sich inzwischen erstreckt.«

Mehrere Wochen waren vergangen, seit Barack Obama und mehrere europäische Staats- und Regierungschefs öffentlich Assads Rücktritt gefordert hatten. Doch Assad

dachte gar nicht daran, abzudanken; stattdessen bedachte er die »Kolonisatoren« mit ein paar verbalen Attacken und ging noch gewaltsamer gegen die Demonstranten wie auch gegen die militanten Brigaden vor, die mit einem Mal aufgetaucht waren, um die Demonstranten zu unterstützen.

Dem Weißen Haus bereitete die Spaltung des Landes zwar Sorgen, doch wirklich alarmiert war man noch nicht. In jenem Herbst gab es mehrere Sitzungen auf höchster Ebene zum Thema Syrien, und laut zwei Beamten, die daran teilnahmen, waren sich Obamas Berater für nationale Sicherheit einig, dass Assad seinen Posten räumen würde – die Frage war nur, wann. Allem Anschein nach befand sich das Regime in großen Schwierigkeiten; es verlor Territorien, Soldaten und sogar Generäle an eine neue Streitmacht der Rebellen, die sich »Freie Syrische Armee« nannte. Assad hatte die Geschichte selbst gegen sich, und es gab kaum etwas, das die Vereinigten Staaten hätten tun können oder sollen, um das Unvermeidliche zu beschleunigen, so die beiden Beamten.

»Man hatte das Gefühl, dass die Dinge hier ihren Lauf nehmen würden, und wir wollten alles tun, was wir nur konnten, um die Lage unter Kontrolle zu halten«, so ein ranghoher Beamter, der bei den Gesprächen dabei war. »Wir gingen nicht davon aus, dass sich das noch lange hinziehen würde.«

Aber genau das tat es. Als sich der Konflikt immer mehr zu einem ausgewachsenen Bürgerkrieg entwickelte, beschloss die Obama-Administration, Maßnahmen zu ergreifen, um beide Seiten zu einer Einigung zu drängen. Leider fand sie keinen Ansatzpunkt dafür. Als die Proteste in Ägypten und im Jemen ausgebrochen waren, konnten die Vereinigten Staaten ein paar alte Gefälligkeiten einfordern, da sie die dortigen Regierungen und Sicherheitseinrichtungen über Jahrzehnte hinweg wirtschaftlich und militärisch unterstützt hatten. In Libyen sicherte sich die Obama-Administration juristisch und

moralisch mithilfe mehrerer UNO-Resolutionen ab, die ihnen kollektive Militäraktionen zum Schutz von Zivilisten und zur Unterstützung der Rebellen ermöglichten. Im Fall von Syrien hatten die USA überhaupt nichts in der Hand – kein militärisches Bündnis und auch keine Wirtschaftshilfe. Es gab nicht einmal irgendwelche bedeutenden Handelsbeziehungen zwischen den Ländern. Bei den Vereinten Nationen blockierte Syriens langjähriger Verbündeter Russland alle Resolutionen, die Assad dafür kritisierten, dass er seine Landsleute tötete. Als ein paar europäische Länder einen Importstopp für syrisches Öl beschlossen (das ohnehin nicht in besonders nennenswertem Maße nach Europa floss), sprang Assads zweiter wichtiger Verbündeter, der Iran, in die Bresche und glich die Verluste mehr als aus, indem er Syrien mit Bankkrediten und Bargeld in Höhe von mehreren Milliarden Euro versorgte.

Und so blieb Assad im Amt, Monat für Monat. Er ließ rund um die Hauptstadt festungsartige Verteidigungsanlagen errichten und versuchte gleichzeitig, die Rebellen dadurch zu zermürben, dass Panzer und Artilleriefeuer ganze Stadtviertel in Schutt und Asche legten. Zu diesem Zeitpunkt waren bereits mehr als 4000 Syrer gestorben, darunter fast 300 Kinder. Tausende weitere Menschen mussten aus ihren Häusern fliehen; die Zurückgebliebenen lebten voller Wut und Angst in zerstörten Vierteln, die längst von der Stromversorgung abgeschnitten waren.

Öffentlich drängten die Amerikaner bei den Vereinten Nationen und der Arabischen Liga auf eine konzertierte Aktion gegen Assad. Hinter den Kulissen arbeitete das Weiße Haus längst mit mehreren Verbündeten daran, Anreize für Assad zu entwickeln, freiwillig ins Exil zu gehen. Was außerhalb der abgesicherten Konferenzräume niemand anzusprechen wagte, war der Umstand, dass der Konflikt mindestens einen positiven Nebeneffekt hatte: So

lange der Aufstand anhielt, sorgte er dafür, dass Assads wichtigster Verbündeter, die Regierung des Iran, hohen finanziellen und moralischen Belastungen ausgesetzt war.

Eines schien sicher: Auch die Hardliner unter den Beratern des Präsidenten hatten wenig Lust auf neue militärische Verstrickungen im Nahen Osten. Selbst Luftangriffe und Waffenlieferungen an die Rebellen waren problematisch, solange Russland eine UNO-Resolution blockierte, die solche Aktionen rechtlich absicherte. Die praktischen Hindernisse waren nicht minder groß. Anders als den Aufständischen in Libyen fehlte der syrischen Opposition ein gemeinsamer Rückzugsort, wo sie in Sicherheit war und wo sie sich organisieren und versorgen konnte. Die Rebellen besaßen in der Regel nur Handfeuerwaffen, mit denen sie wenig gegen das Assad-Regime und sein Arsenal schwerer Waffen ausrichten konnte. Die Obama-Administration konnte höchstens humanitäre Hilfe anbieten, medizinische Versorgung beispielsweise, sowie zivile Güter wie Computer und Handys. Gewehre, Panzer und Munition mussten diejenigen, die sich gegen Assads Armee verteidigten, woanders suchen. Außerdem gab es aufseiten der USA neben der allgemeinen Zurückhaltung, sich im Nahen Osten in einen neuen Krieg zu stürzen, durchaus auch Stimmen, die es für zwecklos hielten, die Rebellen zu bewaffnen.

»In Wirklichkeit war die Opposition der Aufgabe gar nicht gewachsen«, sagte der leitende Sicherheitsbeamte, der an den Debatten über Maßnahmen gegen Assad teilgenommen hatte. »2011 hätten Sie kaum jemanden gefunden, der geglaubt hätte, die Gemäßigten würden sich durchsetzen, wenn sie nur genügend Waffen hätten. Die Wahrheit war: Sie hatten bereits Waffen. Und den meisten von uns war klar, dass wir lieber auf Deeskalation setzen sollten, als die Lage weiter zu verschärfen.«

Eines Nachmittags im Juni 2011, als Robert Ford gerade darüber grübelte, was die US-Botschaft gegen die wachsende Gewalt in Hama tun konnte, kam eine kleine Schar von US-Kongressabgeordneten und -mitarbeitern im Keller des Kapitols zu einem privaten Briefing über die Ereignisse in Syrien zusammen. Den Ton bei der Diskussion gaben drei Amerikaner mit einem ungewöhnlich großen Interesse an der Zukunft Syriens an. Der jüngste von ihnen war ein 27-jähriger syrischer Einwanderer, ein langjähriger Mitarbeiter auf Capitol Hill, den die meisten im Raum kannten. Für Mouaz Moustafa begann hier und jetzt eine neue Aufgabe, die sich als durchaus spannend, manchmal aber auch geradezu herzzerbrechend erweisen sollte, oft beides an ein und demselben Tag: die Aufgabe, in Amerika um Unterstützung für die syrische Opposition zu werben.

Über eine Stunde lang beantworteten Moustafa und seine Kollegen die Fragen der Abgeordneten, die sich ehrlich besorgt zeigten und scheinbar helfen wollten. Moustafa, der es gewohnt war, bei gewählten Beamten in Konferenzräumen Interesse für bestimmte Projekte oder Themen zu wecken, war guten Mutes: »Es war alles noch in einem frühen Stadium, und die Leute vom Kongress wollten wirklich wissen, was da los war«, sagte er später über das Treffen. »Sie stellten die richtigen Fragen. Wir hatten gehofft, dass sie entsetzt sein würden.«

Für Moustafa war es lediglich der erste von zahlreichen solchen Besuchen. Der junge Mann schien für seine neue Rolle wie gemacht: Als gebürtiger Syrer, der in Hot Springs, Arkansas, wohnte, sprach er fließend Englisch und Arabisch und hatte mit seinen kommunikativen Fertigkeiten sowohl seine Vorgesetzten auf Capitol Hill als auch einflussreiche Figuren aus der kleinen Washingtoner Gemeinde politischer Exilanten aus dem Nahen Osten beeindruckt. Jetzt, im Jahr 2011, trat er auf ganz unerwartete Weise ins Rampenlicht und sprach direkt mit der amerikanischen Regierung, die für viele Syrer die letzte

Hoffnung darstellte. Als Lobbyist für Assads Gegner in einem Syrien, das er kaum kannte, gehörte Moustafa jenen wenigen Menschen in Washington an, die die Katastrophe von der Warte beider Länder aus betrachteten. »Es war wie bei einem Autounfall in Zeitlupe, wo man versucht, dem Mann am Steuer noch etwas zuzurufen«, sagte Moustafa. »Man will einfach sagen: ›Lenk zur anderen Seite, nur ein bisschen, sonst müssen wir alle sterben!‹«

Moustafa war ein glühender Anhänger der amerikanischen Demokratie, auch wenn er nur auf Umwegen in die Politik gekommen war. Der Sohn eines Flugzeugmechanikers war mit 11 Jahren in die Vereinigten Staaten gezogen. Seine damaligen Englischkenntnisse beschränkten sich auf die Dialoge der Fernsehserie *Power Rangers*. Als Ausländer mit bräunlichem Teint unter lauter weißen Kindern wurde er in der Grundschule in Arkansas gnadenlos gehänselt. Erst ein später Wachstumsschub verwandelte ihn in einen schlaksigen, sportlichen Jugendlichen, der ein besonderes Talent für Fußball hatte. Die Hänseleien hörten auf, und er wurde zu einem der besten Spieler seines Jahrgangs, in der Highschool wie auch auf dem College. Nach seinem Abschluss landete er unversehens in Washington, als Praktikant für den demokratischen Abgeordneten für Arkansas, Vic Snyder, der dem Committee on Armed Services angehörte. Sein Vorgesetzter war so beeindruckt von Moustafa, dass er dem Praktikanten eine feste Stelle anbot, zunächst unter Snyder und später unter der Demokratin Blanche Lincoln, die bereits in der zweiten Amtszeit Arkansas als US-Senatorin vertrat. 2010 verlor Lincoln ihre Wahl, und Moustafa arbeitete für kurze Zeit als TV-Journalist, bevor eine Gruppe libyscher Oppositionsangehöriger auf ihn aufmerksam wurde, die gerade auf der Suche nach einem Lobbyisten waren, der fließend Arabisch und Englisch sprach und sich in Washington auskannte. Im April 2011 wurde er dann von syrischen Exilanten abgeworben.

Bald brachte Moustafa den Kongress und das Weiße Haus regelmäßig in Sachen Syrien auf den neuesten Stand. Er leitete nun die Syrian Emergency Task Force, eine gemeinnützige Organisation, die aktuelle Informationen über die Situation im Land und über die Ansichten und Pläne der Opposition gegen Assad sammelte. Mithilfe dieser Informationen konnten US-Politiker, soweit es in ihrer Macht stand, die syrischen Rebellen unterstützen.

Außer wenn sie beschlossen, genau dies eben nicht zu tun.

»Es ging darum, Menschen von etwas zu überzeugen, das ohnehin bereits allen logisch erschien«, sagte Moustafa. Traditionell stand Amerika schließlich immer auf der Seite derer, die ihr Land von einer Diktatur befreien wollten, und in diesem Fall stimmten die Grundsätze der US-Demokratie »im Hinblick darauf, was wir in Syrien tun mussten, exakt mit den nationalen Interessen der USA überein«, so Moustafa. »Wir gingen einfach davon aus, dass sich die Strategie der Politik in diese Richtung verlagern würde.«

Moustafa kam regelmäßig ins Weiße Haus und traf sich mit hochrangigen Mitgliedern von Obamas Syrien-Team. Manchmal initiierte er diese Treffen, meistens aber taten das die Mitarbeiter des Präsidenten. Im West Wing führte er lange Gespräche mit Samantha Power, Obamas Beraterin für Menschenrechte, der späteren Botschafterin bei den Vereinten Nationen, und Denis McDonough, dem stellvertretenden Nationalen Sicherheitsberater des Präsidenten, der bekannt dafür war, kein Blatt vor den Mund zu nehmen, sowie hochrangigen Beamten der für Syrien zuständigen Abteilung des State Department. Alle zeigten Verständnis für die schwierige Lage der syrischen Opposition. Aber immer, wenn es um mögliche Abhilfemaßnahmen ging, kam eine lange Liste von Einschränkungen, rechtlichen Vorbehalten und Ausscheidungskriterien auf den Tisch. »Ständig hieß es: ›Dies könnte man machen‹ und ›Jenes könnte man

machen‹, aber am Ende ging dann doch nichts davon«, erzählte Moustafa. »Das wurde im Laufe der Zeit immer deutlicher. Da hieß es dann: ›Schauen Sie, als der Präsident sein Amt angetreten hat, hat er verkündet, wir würden keine solchen Kriege mehr führen.‹«

Zurück in seinem eigenen Büro chattete Moustafa über Skype ausführlich mit den Anführern der syrischen Protestbewegung, von denen er einige später persönlich kennenlernte, als er begann, zwischen Washington und dem Nahen Osten hin und her zu pendeln. Einige von ihnen weigerten sich schlichtweg, den Kopf hängen zu lassen, und glaubten fest daran, dass die Amerikaner ihnen irgendwann zu Hilfe kommen würden. Immerhin hatte Obama doch öffentlich erklärt, Assad müsse gehen. »Der Tenor der US-Regierung und der übrigen internationalen Gemeinschaft war, Assad müsse zurücktreten. Also dachten sie: ›Wir müssen unser Versteck verlassen und uns zeigen, und zwar massenhaft‹«, sagte er. »Und sie kamen aus ihrem Versteck, und ich dachte: ›Man wird auf sie schießen, und dann verkriechen sie sich wieder.‹ Aber dann waren sie in der nächsten Woche wieder da und in der darauffolgenden auch. Und sie ließen sich nicht mehr zurückdrängen.«

Eine, die sich nicht mehr zurückdrängen ließ, war Nura al-Amir, eine junge Sunnitin aus der syrischen Stadt Homs, die Moustafa online kennenlernte und mit der er sich später anfreundete. Als die ersten Proteste ausbrachen, war al-Amir 23 Jahre alt, eine zierliche brünette Studentin, die sich gerne in politische Debatten einschaltete und eine Vorliebe für grellbunte Kopftücher hatte. In den frühen Tagen des Aufstandes schwärmte sie von der außergewöhnlichen Eintracht, die sie auf den Straßen von Hama beobachtete, als sich den Demonstranten Syrer aus allen ethnischen Gruppen und gesellschaftlichen Schichten anschlossen. Eine Zeit lang trugen die Leute bei fast jeder Demonstration christliche Kreuze und Korane

nebeneinander her – ein Zeichen für die Harmonie zwischen den Religionen.

»Da waren Kaufleute und Arbeiter, Ärzte und Ingenieure, Studenten und Journalisten«, erinnerte sie sich später. »All die verschiedenen Glaubensrichtungen waren da, und alle sozialen Schichten aus allen Teilen der Gesellschaft.«

Dieses Gefühl der Einheit nahm den Demonstranten die Angst, wie al-Amir erzählte. Sunnitische Geschäftsinhaber und alawitische Jurastudenten hakten sich beieinander ein und stellten sich gemeinsam der Bereitschaftspolizei entgegen, bis die Beamten begannen, die Menge mit Schlagstöcken und Tränengas auseinanderzutreiben. Als sie dies zum ersten Mal miterlebte, glaubte al-Amir, jetzt müsse sie sterben. Aber das spielte für sie keine Rolle. »Wenn uns das Regime jetzt tötet, dann sterben wir wenigstens glücklich«, sagte sie. »Nach der langen Zeit der Unterdrückung war das ein wunderbares Gefühl. Und etwas ganz Neues. Es war schon fast, als wünsche man sich, für unsere geneinsame Überzeugung sterben zu dürfen – für etwas, an das wir alle glaubten.«

Al-Amir starb nicht, stattdessen aber verschwanden langsam die Symbole der Einheit, und man erzählte sich immer öfter von Sektierern, die Überfälle verübten und Leute ermordeten. In ihrer größtenteils sunnitischen Nachbarschaft lagen auf einmal Flyer in den Hauseingängen, die vor bevorstehenden Angriffen alawitischer Todesschwadronen warnten. Gleichzeitig flatterten bei al-Amirs alawitischen Freunden ähnliche Warnungen vor Sunniten ins Haus. Inzwischen entführten die berüchtigten Schlägertrupps des Regimes – angeheuerte Banden, die man *schabiha*, »Geister«, nannte – Frauen und Kinder auf offener Straße und lieferten sie später wieder ab, entweder tot oder misshandelt und gefoltert. Die Überlebenden erzählten dann schlimme Geschichten über alawitische Schläger. Ende 2011 ertönte

bei den täglichen Protestmärschen ein neuer Schlachtruf: »Christen ab nach Beirut, Alawiten ab in die Särge!«

Eines Tages traf es auch al-Amir. Sie war gerade auf dem Weg zu ihrer Mutter, als Polizisten sie aus einem öffentlichen Bus zogen und in eines der Verhörzentren des Geheimdienstes in Damaskus brachten. Einmal mehr glaubte sie, sie müsse sterben. Stattdessen sperrte man sie in eine Zelle und zwang sie, zuzuhören, wie einer ihrer Freunde geschlagen und gefoltert wurde. Als sich al-Amir immer noch weigerte, zu kooperieren, schnallten die Beamten sie auf einem Stuhl fest und klebten ihr Elektroden an Schläfen und Brust. Der Schmerz schoss durch ihren Körper wie flüssiges Feuer, und ihre Peiniger lachten sie aus und warteten darauf, dass sie schrie und weinte.

»Wir werden euch Sunniten vernichten, einen nach dem anderen!«, sagte einer der Offiziere zu al-Amir und beschimpfte sie mit Ausdrücken, die sie auch Jahre später nicht übers Herz brachte, zu wiederholen.

Nach 85 Tagen im Gefängnis gelang es ihren Angehörigen endlich, ihre Freilassung zu erwirken, indem sie einen der Gefängniswärter bestachen. Sie floh in die Türkei und schloss sich den Oppositionellen im Exil an, aber die Stimmung in Syrien war längst umgeschlagen. Die Zeit, als Jung und Alt gemeinsam auf die Straße gegangen waren und mit Blumen und Olivenzweigen in der Hand Seite an Seite gegen das Regime demonstriert hatten, war vorbei. Jetzt gaben die Sektierer den Ton an. Sie erkannte ihr Land kaum wieder.

»Als ich damals demonstrieren ging, war ich umgeben von Männern und Frauen, die wie ich waren. Die den Traum eines freien Syrien träumten«, erzählte sie später. »Wenn ich heute dorthin gehe, finde ich keinen von ihnen mehr wieder. Das Regime hat sie uns genommen.«

20

»Langsam kippte die Stimmung im Situation Room«

Am 24. Januar 2012 veröffentlichte eine bisher unbekannte syrische Rebellengruppe ein kurzes Video, das bestätigte, was westliche Geheimdienste längst vermuteten: Das Al-Qaida-Netzwerk hatte seine erste Niederlassung in Syrien.

Die »Eröffnung« dieser neuen Niederlassung wurde von einem Medienrummel begleitet, der eher zur Vorstellung eines neuen Automodells oder des neuesten iPhones gepasst hätte. Zwei Tage lang lief auf verschiedenen Islamisten-Webseiten Bannerwerbung, die auf eine »besondere Ankündigung« hinwies, während eine Uhr rückwärtstickte. Als die Zeit abgelaufen war, präsentierte sich die Al-Nusra-Front mit einem 16-minütigen Video, in dem die Gruppe sich selbst und ihre besonderen Möglichkeiten vorstellte. Der Anführer Abu Mohammed al-Dschaulani – jener Mann, den die Zentrale des Islamischen Staates im Irak fünf Monate zuvor nach Syrien geschickt hatte – verkündete: »Hiermit überbringen wir der islamischen Nation die frohe Botschaft von einem Ereignis, auf das wir lange gewartet haben.« Ein Hilferuf habe sie erreicht, sagte Dschaulani in begeistertem Tonfall, wobei er genau darauf achtete, dass man sein Gesicht nicht sah. »Was könnten wir anderes tun, als diesem Hilferuf zu folgen?«

Zu dem Zeitpunkt, als das Video ausgestrahlt wurde, hatte Dschaulanis Bande bereits drei Monate lang ihre Dienste angeboten. Einige Wochen zuvor waren vor einem der Sicherheitsbüros des Assad-Regimes in Damaskus zwei perfekt synchronisierte Autobomben explodiert und hatten 44 Menschen getötet. Jedem war klar: Hier schaltete sich eine neue Partei in die Auseinandersetzungen ein. Später übernahm die Al-Nusra-Front die Verantwortung; die Terrorexperten hatten zuvor bereits festgestellt, dass die Täter höchstwahrscheinlich von Al-Qaida stammten oder aber zumindest in deren Methoden ausgebildet waren.

Die eigentlichen Konfliktparteien verurteilten unisono die Selbstmordattentate. »Wir haben von Anfang an gesagt: Hier handelt es sich um Terroristen«, kommentierte Faisal al-Miqdad, der Sprecher des syrischen Außenministeriums. Die Anführer der wichtigsten Rebellenarmee kritisierten scharf die Verwendung von Waffen, die wahllos Menschen töteten. Die Freie Syrische Armee »benutzt keine Autobomben – das hat sie nie getan und wird sie auch nie tun«, erklärte ihr Sprecher, Ammar al-Wawi. Dennoch gingen von diesem Tag an regelmäßig Autobomben hoch und fügten dem Katalog des Schreckens, dem die Syrer ausgesetzt waren, eine neue furchtbare Facette hinzu – gefolgt von Lkw-Bomben, Sprengstoffgürteln und improvisierten Sprengkörpern.

Hin und wieder veröffentlichte Dschaulani eine neue Videobotschaft und behauptete, seine Al-Nusra-Front kämpfe ausschließlich gegen die Angehörigen des Regimes und nicht gegen Zivilisten, nicht einmal gegen Assads Alawiten. Und er behauptete, dass seine Methoden funktionierten, während vieles andere, das man ausprobiert habe – vom gewaltlosen Widerstand über Guerilla-Blitzangriffe bis hin zum blinden Vertrauen auf Hilfe aus dem Westen und ein entsprechendes Friedensabkommen –, rein gar nichts ausgerichtet hätte.

»Die Al-Nusra-Front sieht es als ihre Aufgabe an, die Waffe der muslimischen Nation in diesem Land zu sein«, so Dschaulani, »und übernimmt entsprechende Verantwortung.« Es werde ein schwieriger Feldzug sein, aber auch ein heiliger, sagte er. Daher seien alle frommen Syrer aufgerufen, sich ihnen anzuschließen, »unter dem ›Es-gibt-keinen-Gott-außer-Allah‘-Banner« – der schwarzen Flagge, die in grauer Vorzeit die Armee des Propheten Mohammed getragen hatte und die inzwischen von den Dschihadisten übernommen worden war.

Außerhalb Syriens traf das Video allerdings durchaus auf offene Ohren – auch bei jenen Muslimen, die Dschaulani wahrscheinlich ohnehin als Zielgruppe anvisiert hatte. In den ersten Monaten des Jahres 2012 fanden die Dschihadisten unter den gläubigen Muslimen in den sunnitischen Staaten am Persischen Golf und in Nordafrika viele Tausende neue Anhänger; immerhin war es der Al-Nusra-Front gelungen, dem Tyrannen in Syrien zum ersten Mal ein paar echte Niederlagen beizubringen. Junge Männer aus Saudi-Arabien, Libyen und Tunesien, die Abend für Abend die arabischsprachigen Nachrichtensender einschalteten und fassungslos mitansehen mussten, wie Assad seine muslimischen Landsleute abschlachtete, pilgerten in den Süden der Türkei, um sich dort der Al-Nusra-Front und anderen islamistischen Milizen anzuschließen, die in den Städten an der Grenze neue Rekruten anwarben. Weitaus mehr arabische Sympathisanten spendeten den syrischen Islamisten Geld, goldenen Schmuck und allgemeine Versorgungsgüter. Mehrere arabische Regierungen schickten heimlich noch ganz andere Hilfe, zumeist Waffen.

In Kuwait startete einer der wichtigsten privaten Finanziers der Gruppe, ein Prediger namens Hadschadsch al-Adschmi, eine Twitter-Kampagne und rief seine 250.000 Follower dazu auf, Geld auf eigens für die Rebellen eingerichtete Bankkonten zu überweisen. »Geben Sie Ihr

Geld denen, die es für den Dschihad verwenden, nicht für humanitäre Hilfe«, mahnte al-Adschmi die potenziellen Spender in einer 2012 auf YouTube veröffentlichten Videobotschaft. Andere Unterstützer hielten auf Twitter »Auktionen« ab und verkauften Autos, Boote und Ferienhäuser, um mit dem Erlös den syrischen Rebellen zu helfen. Ein paar besonders wohlhabende Spender arrangierten Besuche auf dem Schlachtfeld, wo sie eigenhändig Koffer voll mit Bargeld übergaben; manch einem wurde danach die Ehre zuteil, als Namensgeber für eine bestimmte Rebellenbrigade auserkoren zu werden.

»Der Ausgang dieses Spiels ist völlig offen«, bekannte damals ein Nahost-Diplomat, nachdem er eingeräumt hatte, dass zu den Wohltätern der Extremisten auch ein paar seiner eigenen Landsleute gehörten. »Verschiedene Akteure versuchen, sich ihre eigenen Milizen aufzubauen. Die Lage ist außer Kontrolle.«

Einige Länder versuchten schließlich (wenn auch reichlich spät), die privaten Finanzströme zu den Dschihad-Gruppen zu unterbinden. Saudi-Arabien und die Vereinigten Arabischen Emirate verschärften die Einschränkungen für illegale Spenden und erhöhten die Kontrolle der Auslandsüberweisungen. Andere Staaten schienen weniger daran interessiert, den Dschihadisten den Geldhahn zuzudrehen: In Katar und Kuwait – beides extrem reiche Golfkönigreiche und Verbündete der USA – saßen einige Geldgeber der Islamisten sogar in der Regierung; sie glaubten, dass man dem Assad-Regime nicht anders beikommen könne. Offiziell verurteilten beide Regierungen den Extremismus, auch wenn einzelne Minister im Privaten bestimmte Rebellengruppen verteidigten, die bei westlichen Regierungen als Terroristen galten.

Dazu gehörte laut US- und Nahost-Beamten, die an entsprechenden Unterredungen teilnahmen, auch die Al-Nusra-Front. »Ihrer Meinung nach ist Assad das Problem,

und Gruppen wie Al-Nusra sind die Antwort«, sagte ein hochrangiger Nahost-Geheimdienstoffizier, der mit beiden Ländern eng bei der Koordinierung der Syrien-Politik zusammenarbeitete. »Deshalb finden sie es in Ordnung, dass Geld und Waffen an Al-Nusra geschickt werden. Sie sind die besten Kämpfer, und sie sind ebenfalls Sunniten. Wenn sie sich durchsetzen, wird die neue Regierung mehr wie sie sein.«

Katar beobachtete den Konflikt aus 1800 Kilometer Entfernung und konnte es sich leisten, Risiken einzugehen. Ganz anders Jordanien: Nach König Abdullahs II. Meinung kamen die Männer mit den schwarzen Fahnen und den vom Golf aus finanzierten Waffen und Bomben seinem Land bereits unangenehm nah. So nah, dass jordanische Grenzsoldaten manchmal von ihren Beobachtungstürmen an der Grenze zu Syrien aus die Kämpfe beobachten konnten.

Im Sommer 2012 näherten sich die Islamisten noch mehr. Der jordanische Geheimdienst fing Nachrichten ab, laut derer Kämpfer ins Land gekommen waren, die offenbar die Revolution auch auf das Haschemitenreich ausdehnen wollten. Teams vom Muchabarat beobachteten mehrere Wochen lang, wie die zur Infiltration des Landes geschickten Teams konspirative Wohnungen bezogen und begannen, Vorräte anzulegen. Anscheinend hatten sie den ehrgeizigen Plan, an verschiedenen Orten in ganz Amman zuzuschlagen.

Der Zugriff erfolgte, als die Terroristen ihre Vorbereitungen nahezu abgeschlossen hatten. Elf Verdächtige nahm der Muchabarat bei mehreren Razzien in Gewahrsam und stellte Maschinengewehre, Mörser, Autobomben und Sprengstoff sicher. All das war eigens für die geplanten Anschläge nach Jordanien geschmuggelt worden. Aus Notizen und Verhören stückelte die Behörde die ungefähren Umrisse eines Planes zusammen, nach dem in der Hauptstadt fast zur gleichen Zeit mehrere zivile und

staatliche Ziele angegriffen werden sollten, unter anderem die US-Botschaft und ein nobles Einkaufshaus im Stadtzentrum. Hätten die Terroristen ihren Plan ausgeführt, wären Dutzende, vielleicht sogar Hunderte Menschen getötet worden.

Die Mitarbeiter des Muchabarat hatten kaum ihre Arbeit beendet, als an der Landesgrenze Probleme auftauchten: Eine Patrouille hatte zufällig eine weitere Gruppe bewaffneter Islamisten beim Versuch erwischt, illegal die Grenze nach Syrien zu überqueren. Es war zu einer heftigen Schießerei gekommen, bei der vier Militante starben sowie ein Soldat – das erste jordanische Todesopfer des syrischen Bürgerkrieges, der nun schon ein Jahr dauerte.

Der König war außer sich. Seit Monaten warnte er alle und jeden – die Amerikaner, die Europäer, seine arabischen Verbündeten, sogar Assad selbst – vor den Folgen, die ein ausgewachsener Bürgerkrieg in Syrien haben würde. Ein sektiererischer oder ethnischer Konflikt würde zwangsläufig auch Syriens Nachbarstaaten erfassen. Das war bereits mit dem Irak passiert, und jetzt passierte es schon wieder.

»Das ist alles andere als abstrakt; es ist echt«, sagte der König zu seinen leitenden Adjutanten. »Bei unseren Nachbarn herrscht Krieg, und wenn er noch länger dauert, dann klopft der Krieg irgendwann auch an unsere Tür.«

Ende 2011 und auch noch 2012 gab sich der Monarch alle Mühe zu verhindern, dass sich der Konflikt noch mehr ausweitete. Syrische Flüchtlinge strömten bereits zu Tausenden über die Grenze; allein das Lager Zaatari, das Mitte 2012 bereits 30.000 Menschen beherbergte, wuchs binnen eines Jahres auf 156.000 Flüchtlinge an und wurde somit die viertgrößte Stadt Jordaniens. Abdullah verstärkte das Sicherheitspersonal des Landes und ließ an den Grenzübergängen Erstaufnahmezentren errichten, um zu gewährleisten, dass die Flüchtlinge geordnet in die neuen

Zeltstädte entlang der Grenze geleitet und dabei sorgfältig überwacht wurden. Er traf sich mit amerikanischen, britischen und arabischen Militärs, um detaillierte Notfallpläne für potenzielle Krisen auszuarbeiten. Die Szenarien reichten dabei von einem Angriff mit chemischen Waffen innerhalb Syriens bis hin zur Verletzung fremden Luftraumes durch Assads Militärjets. Er kooperierte mit amerikanischen und britischen Generälen, um spezielle Teams aufzustellen, die im Falle eines plötzlichen Zusammenbruches des syrischen Regimes in aller Eile Assads Giftgas-Depots sichern sollten.

Die westlichen Regierungen waren bereit, an Planungsübungen teilzunehmen, zögerten jedoch, Ressourcen bereitzustellen. Die humanitäre Hilfe aus dem Ausland war ein Tropfen auf den heißen Stein, und Abdullah sah sich gezwungen, auf eigene Faust die nötigen Mittel zur Versorgung der vielen Flüchtlinge an seiner Grenze aufzubringen. Es begannen schwierige Verhandlungen über ein Trainingscamp auf jordanischem Boden, wo heimlich säkulare Rebellen ausgebildet werden sollten – der Kern einer späteren »Südfront«, die in Richtung Damaskus vorrücken konnte, während Assads Armee in Kämpfe im Norden und Osten seines Landes verstrickt war. Abdullah gab seine Zustimmung, auch wenn er starke Vorbehalte hatte und eigentlich um jeden Preis vermeiden wollte, dass Jordanien bei den Auseinandersetzungen in Syrien zwischen die Fronten geriet. Das Trainingscamp nahm 2013 seine Arbeit auf, genau wie eine ähnliche Einrichtung im Süden der Türkei, die von der CIA unterstützt wurde. Nachdem das Weiße Haus das dortige Programm genehmigt hatte, verhängte es jedoch strikte Obergrenzen für den Umfang der Ausbildungsmaßnahmen und für die Menge an Waffen und Munition, die den Kämpfern ausgehändigt wurden. Die von der CIA unterstützten Kämpfer erhielten 100 bis 150 Dollar im Monat – weniger als die Hälfte dessen, was die

Islamisten bezahlten. Und sie erhielten so wenig Munition, dass sich ein Kommandant beschwerte, seine Soldaten hätten im Durchschnitt gerade einmal 16 Kugeln pro Monat zur Verfügung. Viele neuen Rekruten liefen zu anderen Einheiten über und nahmen ihre Waffen kurzerhand mit. »Wir glaubten, wenn wir uns an Amerika hielten, würden wir uns automatisch für die militärische Übermacht entscheiden«, sagte einer der von der CIA ausgerüsteten Kommandanten. »Aber da haben wir uns verrechnet.«

Am schwierigsten gestalteten sich allerdings die Gespräche mit anderen arabischen Staatschefs. Jordanien verfügte, im Gegensatz zu den Nachbarstaaten, weder über Öl-, noch über Gasvorkommen und war allein schon deshalb gezwungen, in wirtschaftlichen Krisenzeiten die reichen Golfstaaten um Hilfe zu bitten. Dieses Mal allerdings erwarteten einige der Scheichs vom Golf für ihre Großzügigkeit eine Gegenleistung: Geld- und Waffenlieferungen an die islamistischen Milizen in Syrien sollten Jordanien ungehindert passieren dürfen.

Abdullah konnte es kaum fassen. Warum würde jemand Dschihadisten mit Waffen versorgen, deren vornehmliches Ziel es war, im Herzen des Nahen Ostens eine Theokratie im Stil des 7. Jahrhunderts einzurichten?

»Wo werden diese Aufstände alle hinführen?«, fragte er einen seiner Kollegen vom Golf bei einem privaten Gespräch.

»Ich hoffe, dass die Aufstände im Nahen Osten weitergehen«, sagte der Staatsmann, der bereits öffentlich zugegeben hatte, einige religiöse Ansichten der Islamisten zu teilen. »Ich habe diesen Gruppen Geld gegeben, und jetzt schulden sie mir die Treue.«

»Aber so funktioniert das nicht!«, blaffte Abdullah. »Sie stehen jetzt vielleicht nicht mehr ganz oben auf der Liste. Aber am Ende werden auch Sie an die Wand gestellt.«

Geld und Waffen flossen auch weiterhin mehr oder weniger ungehindert nach Syrien. In privaten

Unterredungen entwickelten Abdullah und seine Adjutanten verschiedene mögliche Szenarien für die Zukunft. Eine Möglichkeit war, dass Assad – mit dem Iran und Russland hinter sich – mithilfe brutaler Gewalt als Sieger aus dem Konflikt hervorgehen würde. Dies schien im Moment genauso unwahrscheinlich wie die Vorstellung, dass die »Verrückten« – die radikalen Islamisten – in Damaskus die Kontrolle übernehmen würden. Eine dritte Möglichkeit war, eine Lösung auszuhandeln, die Assads Rücktritt und die Machtübergabe an eine syrische Einheitsregierung vorsah. Diese Regierung würde freie Wahlen abhalten, könnte aber zugleich die wichtigsten staatlichen Institutionen übernehmen und so für Ruhe und Ordnung sorgen. Die syrischen Bürger wären wieder sicher.

Es gab aber noch ein viertes Szenario, und dieses war leider das wahrscheinlichste: Die Gewalt konnte immer weitergehen, ohne dass es zu einer Lösung kommen würde. Dann würde sich das Land, das bis jetzt noch Syrien hieß, auflösen in einem Mahlstrom, der nach und nach weitere Länder mit sich in den Abgrund reißen würde; die gesamte Region wäre jahrzehntelang destabilisiert. In ihren Gesprächen entwickelten Abdullah und seine Berater die Schreckensvision eines zerfallenen Syrien, das in einzelne Zonen aufgeteilt war, die jeweils von Sunniten, Alawiten und Kurden kontrolliert wurden; diese würden dann ihrerseits von ausländischen Partisanen unterstützt werden. Tatsächlich zeichneten sich die Konturen eines gespaltenen Syrien immer deutlicher ab – das Regime verschanzte sich in Defensivstellungen rund um die Hauptstadt und in den Städten an der Küste und überließ das ausgedörrte Binnenland den Islamisten. »Man konnte quasi zusehen, wie ein Patt entstand«, erzählte ein Adjutant des Königs.

Schon bald veränderte sich die Realität allerdings ein wenig: Die Extremisten wurden immer stärker, und im

gleichen Maße wuchs der Druck ihrer Verbündeten auf Jordanien, die Extremisten zu unterstützen – wenn nicht aktiv, dann zumindest passiv. Doch Abdullah winkte ab. Er saß allein in seinem Büro und klickte sich durch die tägliche Liste an Videos, die immer neue Grausamkeiten zeigten: Nahaufnahmen der Hinrichtung gefangener Soldaten; Priester und Imame, die wie Vieh abgeschlachtet wurden; bleiche junge Körper, die man aus den Trümmern zerbombter Mietshäuser zog. Hin und wieder schickte er die entsprechenden Links an seine leitenden Berater, zusammen mit dem eindringlichen Hinweis, so etwas dürfe niemals auf jordanischem Boden geschehen.

»Es gibt bestimmte Grenzen, die ich nicht überschreiten werde«, sagte er, wie sich ein Adjutant später erinnerte. »Ich werde nicht zulassen, dass wir die Radikalen unterstützen, denn das wird sich später einmal rächen und auf die Bürger meines Landes zurückfallen.«

Im Mai 2012 wurde Robert Ford in den siebten Stock des State Department gerufen, zu einer privaten Unterredung mit der Frau, die seit drei Jahren zumindest auf dem Papier seine Vorgesetzte war. Ford war Hillary Clinton zwar schon mehrfach über den Weg gelaufen, aber dass ein Diplomat mittleren Ranges allein in den Fahrstuhl stieg, der zur eleganten Mahogany-Row-Suite führte – dem persönlichen Büro der US-Außenminister –, kam dennoch nicht alle Tage vor.

Ford war im Moment sozusagen ein Botschafter ohne Botschaft. Offiziell war er nach wie vor Chefdiplomat der USA in Syrien, aber im Oktober des Vorjahres hatte das State Department ihn nach Washington zurückbeordert, da man sich ernsthaft um seine Sicherheit sorgte. Die Attacke im Juli, bei der er sich im obersten Stockwerk der Botschaft verschanzt hatte, war bereits eine Grenzerfahrung gewesen, doch in den Wochen danach hatte es noch weitere Vorfälle gegeben. Offenbar konnte der syrische

Staat den Schutz ausländischer Diplomaten nicht mehr garantieren – zumindest nicht seinen.

Das schlimmste Erlebnis hatte Ford an einem Tag, als er sich in Damaskus mit dem Anführer einer der wenigen offiziell anerkannten syrischen Oppositionsparteien traf. Als der US-Diplomat vor dem Gebäude ankam, in dem sich das Büro des Mannes befand, warteten auf dem Gehweg etwa 75 Assad-Anhänger auf ihn. Ford und seine Helfer wurden mit Eiern und Tomaten beworfen. Die Amerikaner erreichten den Eingang nur Sekunden vor dem Mob; sie schoben einen Tisch vor die Tür, um sie zu verbarrikadieren, und dann wandte sich Ford seinen Gastgebern zu. »Wir sind von der amerikanischen Botschaft«, sagte er, ein zynisches Lächeln auf den Lippen. Als das Treffen beendet war, waren die Autos der Botschaft irreparabel demoliert worden. Als er zu seinem Wagen lief, war Ford überzeugt davon, nicht ohne gebrochene Knochen und ausgeschlagene Zähne davonzukommen. »Ich ging nicht davon aus, dass sie mich umbringen würden«, erinnerte er sich später, »aber ich dachte schon, dass sie mich zusammenschlagen würden«. Irgendwie gelang es ihnen, unversehrt zu entkommen, doch als Ford das nächste Mal die Botschaft verließ und ins Auto stieg, ging die Fahrt zum Flughafen, von wo eine Maschine ihn in die Staaten flog. Er kehrte nicht mehr zurück; drei Monate später wurde die Botschaft geschlossen.

Hillary Clinton wusste, was Ford durchgemacht hatte, doch bei ihrem Treffen an jenem Nachmittag im Mai ging es mehr um die größeren Machtkämpfe, die sich in Syrien ereigneten: die Iraner und ihre wachsende Unterstützung für Assad, die neuesten Tendenzen auf dem Schlachtfeld, die verschiedenen Rebellenfraktionen und ihre politische Loyalität. Ford wollte gerade in die Details gehen, als Clinton ihn unterbrach.

»Sie wissen, wohin diese Reise führt? Das Ganze kann sich zu einer regionalen Katastrophe entwickeln«, sagte

sie. Sie zählte eine ganze Liste möglicher Folgen auf: ein Überschwappen der Gewalt in den Libanon, nach Jordanien und in den Irak; gigantische Flüchtlingsströme; ein sektiererischer Krieg, der »sich vom Libanon bis in den Irak erstreckt«.

Ford war genau ihrer Meinung, auch wenn er sich bemühte, optimistisch zu klingen. Vielleicht konnte eine solche Krise trotz allem noch abgewendet werden, gab er zu bedenken, wenn die neue Friedensinitiative, die Kofi Annan als Sondergesandter der Vereinten Nationen für Syrien vor Kurzem ins Leben gerufen hatte, zu greifen begann.

»Falls wir erfolgreich verhandeln und eine Übergangsregierung aufstellen können – also falls wir die Opposition genug stärken können, so dass sie eine solche Verhandlung durchsteht –, können wir das vielleicht noch verhindern«, sagte Ford.

Die Außenministerin antwortete nicht. Sie sah nachdenklich aus.

Beiden war klar: Von allen möglichen Szenarien für Syrien war diejenige, bei der Assad freiwillig über eine Beendigung seiner Präsidentschaft verhandelte, am wenigsten wahrscheinlich.

»Sie glaubte einfach nicht, dass das mit Assad jemals funktionieren würde«, sagte Ford hinterher.

In jenem Sommer (sowie noch zwei weitere Jahre) spielte Ford weiterhin eine Schlüsselrolle bei den von der UNO vermittelten Verhandlungen. Unter den unzähligen Hindernissen, die einer Lösung im Weg standen, gab es eine Konstante: Syrien weigerte sich, eine Regelung, bei der Assad sein Amt aufgeben müsste, auch nur in Betracht zu ziehen.

Dennoch zeichnete sich unter den zahlreichen Problemen, denen sich das Syrien-Team im Weißen Haus gegenübersah, bereits ein neues ab. Dieses Problem sollte bald alles andere in den Schatten stellen: Die winzigen

Dschihadisten-Banden, die von den Geheimdiensten beobachtet wurden, hatten sich zu einer kleinen Armee vereinigt. Die bei Treffen des Nationalen Sicherheitsrates herumgereichten Landkarten zeigten auf einmal großflächige Gebiete, die von den Dschihadisten kontrolliert wurden – nicht zuletzt von der Al-Nusra-Front, einer Gruppierung mit eindeutigen Beziehungen zu Al-Qaida.

Bei den Geheimdienst-Briefings gab es bald regelmäßig aktuelle Informationen zu den unzähligen islamistischen Gruppen, die inzwischen dem sich ständig verändernden Netzwerk der Rebellen angehörten. Einige dieser Gruppen waren komplett syrischer Herkunft und kollaborierten mit den säkularen Befehlshabern der Freien Syrischen Armee. Andere, wie die Al-Nusra-Front, taten dies nicht. Was den Spezialisten aber noch größere Sorgen bereitete: Junge Muslime aus der ganzen Welt strömten über die Türkei nach Syrien, um sich den Islamisten anzuschließen. Die Situation erinnerte stark daran, wie in den Jahrzehnten zuvor massenhaft freiwillige Kämpfer in Afghanistan und in den Irak eingefallen waren. Sie folgten dem Aufruf der Anführer der Al-Nusra-Front, die sie über Twitter und Facebook mit allem versorgten, was die jungen Leute zur Ermutigung brauchten – von aufmunternden theologischen Vorträgen bis hin zu ganz praktischen Hinweisen dazu, was sie mitbringen und was sie anziehen sollten.

Darunter traten Ausländer in Erscheinung, die den Geheimdiensten bekannt waren, weil sie entweder direkt aus einem anderen Krisengebiet kamen oder in einem US-Straflager eingesessen hatten.

»Bei einigen Briefings«, erinnerte sich der leitende Sicherheitsberater, »bekamen wir zu hören: ›Raten Sie mal, wer gerade [in Syrien] aufgetaucht ist.‹ Und beim nächsten Mal hieß es dann: ›Wenn Sie dachten, dass die *letzte* Gruppe übel war, dann machen Sie sich auf was gefasst …‹«

Andere Neuankömmlinge gaben Anlass zur Sorge, gerade *weil* sie nirgendwo im Vorstrafenregister auftauchten. Aus Westeuropa kamen erst Hunderte, bald Tausende junge Leute, größtenteils Muslime, die allesamt Pässe besaßen, mit denen sie ungehindert in der gesamten Europäischen Union und in Nordamerika herumreisen konnten. Plötzlich ging es im West Wing nicht mehr nur um die Risiken eines Bürgerkrieges, der den Nahen Osten destabilisierte, sondern um einen Bürgerkrieg, der möglicherweise dafür sorgte, dass später Tausende radikalisierte junge Menschen über die Kontinente verstreut wurden. Ein wahrer Flächenbrand stand bevor. Selbst den erfahrensten Mitarbeitern im Weißen Haus bereitete die Situation schlaflose Nächte, wie der leitende Sicherheitsberater erzählte: »Wir gingen nicht davon aus, dass uns Al-Nusra nächste Woche angreifen würde. Was uns aber beunruhigte, war vielmehr die Tatsache, dass so viele ausgebildete Dschihadisten zurück nach Europa kommen würden – mit einem gültigen Reisepass in der Tasche. Langsam kippte die Stimmung im Situation Room.«

Bedenken dieser Art wurden in diversen offiziellen Berichten geäußert, von der CIA bis hin zum Pentagon. Das Syrien-Team des State Department, dem inzwischen auch Ford und weitere Mitarbeiter der geschlossenen US-Botschaft in Damaskus angehörten, arbeitete ein Dokument für Staatssekretär William J. Burns aus, in dem versucht wurde, die neuesten Ereignisse und Tendenzen in ihrem Kontext zu betrachten. Der geheime Bericht wurde nie veröffentlicht, aber wie Ford sich später erinnerte, ging es darum, dass Syrien in einen Zustand der Gesetzlosigkeit abgedriftet war, den nun einige äußerst gefährliche Gruppierungen zu ihrem Vorteil nutzten.

»Das Regime verlor immer mehr die Kontrolle über Ostsyrien – vor allem die Grenzübergänge – und über einige der Grenzübergänge zur Türkei hin«, so Ford, als er später versuchte, die grundsätzlichen Aussagen des

Berichtes wiederzugeben. »Das sind große Gebiete, aber die Extremisten werden versuchen, sie unter ihre Kontrolle zu bringen, genau wie in Afghanistan und Somalia. Und es ist wichtig, eine moderate syrische Opposition aufzubauen, die es mit diesen Leuten aufnehmen kann, aber eben auch mit Assad.«

Gemäß der Analyse des State Department gehörten die meisten dieser »Extremisten« der Al-Nusra-Front an, die immer gefährlicher zu werden schien, während sich das Jahr 2012 seinem Ende näherte. Die Gruppierung führte nicht nur Verbindungen zu den Terroristen von Al-Qaida, sondern schien auch unter allen Rebellengruppen eine der effektivsten militärischen Organisationen zu sein und besonders viele ausländische Kämpfer anzuziehen. Selbst das – an den Standards von Al-Qaida gemessen – relativ moderate Verhalten der Al-Nusra-Front bot Anlass zur Sorge. Auch wenn ihre Anführer in allen »befreiten« Dörfern auf die strikte Einhaltung der Scharia-Regeln achteten, verzichteten sie weitgehend auf Gewalt gegen muslimische Zivilisten. Einige Einheiten von Al-Nusra gingen sogar ganz demonstrativ Müll sammeln und sorgten dafür, dass zerstörte Gemeinden Nahrung und Wasser erhielten, was ihnen eine Menge Respekt und Bewunderung einbrachte.

Was würde passieren, fragten sich die Analysten, wenn sich diese neue Art von »Dschihad *light*« durchsetzte? Was, wenn Syrien – ein Nachbarstaat Israels und einer der Dreh- und Angelpunkte des Nahen Ostens – als erster Dominostein im Arabischen Frühling kippen würde, weil sich eine Regierung durchsetzte, die letztlich nichts anderes war als Al-Qaida unter anderem Namen?

Seit Beginn des Aufstandes hatte sich die gesamte Abteilung für Nationale Sicherheit im Weißen Haus stets unisono gegen eine direkte Einmischung der USA in die inneren Konflikte in Syrien ausgesprochen. Im Spätsommer

2012 begann sich in gewisser Hinsicht eine neue Linie abzuzeichnen: Die wichtigsten Mitglieder des inneren Kreises um Präsident Obama gelangten zur Überzeugung, dass über kurz oder lang kein Weg daran vorbeiführen würde, die gemäßigten syrischen Rebellen mit Waffen zu versorgen. In einer langen Liste geradezu katastrophaler Optionen schien dies noch das kleinste Übel zu sein.

Zu den Kabinettsmitgliedern, die in Sachen Syrien auf ein aggressiveres Vorgehen drängten, gehörte Obamas beliebter und weithin respektierter Verteidigungsminister. Als ehemaliger CIA-Direktor verfügte Leon E. Panetta über einen außerordentlichen Erfahrungsschatz: Er hatte mitgeholfen, den Kampf gegen die Vorgänger des IS im Irak zu organisieren und den Aufstand in Libyen zu koordinieren. Der 74-jährige Panetta, ein redseliger Sohn italienischer Einwanderer, der unter Bill Clinton Stabschef im Weißen Haus gewesen war, war alles andere als ein Hardliner. Dennoch hatte er in Langley und im Pentagon häufig den Einsatz von Taktiken genehmigt, mit denen mutmaßliche Terroristen in ihren Verstecken getötet wurden – von den getarnten Drohnen der CIA bis hin zu Raketenangriffen und Überfallkommandos. Gerade einmal ein Jahr zuvor war Panetta einer der Köpfe der Operation gewesen, mit der sie den bekanntesten Terroristen der Welt, Osama bin Laden, zur Strecke gebracht hatten.

Jetzt musste er mit wachsendem Unbehagen zusehen, wie sich die Terroristen neue Zufluchtsorte suchten, die in dem Chaos im Anschluss an den Arabischen Frühling entstanden waren. Im Fall von Syrien hatte er sich anfangs vor allem um die Stabilität der Region Sorgen gemacht: Die sektiererischen Auseinandersetzungen in Syrien konnten sich im Handumdrehen über die Landesgrenzen ausbreiten und die Türkei, den Libanon oder noch ganz andere Länder erfassen. Aber durch das Auftauchen hartgesottener Dschihadisten war der Syrien-Konflikt noch viel gefährlicher geworden, wie er glaubte. »Die

geheimdienstlichen Erkenntnisse waren, ehrlich gesagt, äußerst besorgniserregend«, erinnerte Panetta sich später. »Wir beobachteten eine Menge extremistischer Elemente, die ins Land kamen, sich organisierten und allmählich ziemlich effektiv wurden. Dass sie dort Fuß fassten und Syrien zur Basis ihrer Operationen machten, war wirklich das Letzte, was wir wollten.«

Doch das Weiße Haus hielt an seinem Vorgehen fest, die Opposition nur mit zivilen Mitteln zu unterstützen und diplomatischen Druck auf Assad auszuüben, um ihn zum Rücktritt zu bewegen und eine neue Übergangsregierung zu installieren. Aber die Ergebnisse waren enttäuschend. Kofi Annan, der ehemalige Generalsekretär der UNO, der die Friedensverhandlungen leitete, trat frustriert von seinem Amt zurück, nach einem Sommer, der nichts als Rückschläge gebracht hatte – nicht zuletzt, weil Russland nach wie vor durch sein Veto den UN-Sicherheitsrat daran hinderte, Maßnahmen gegen Assad ergreifen zu können. Im Land nahmen die Kämpfe zu, doch keine der beiden Seiten konnte einen entscheidenden Vorteil erringen. Der syrische Präsident verstärkte seine kampfmüden Truppen durch Hisbollah-Kämpfer aus dem Libanon und nutzte seine Luftwaffe, um Stellungen der Aufständischen zu bombardieren und zu beschießen. Die Türkei und die Golfstaaten versorgten die Rebellen weiterhin mit Geld und Waffen und rüsteten auf diese Weise eine Armee aus, die immer mehr von Islamisten dominiert wurde. Für die Amerikaner schien, wie Hillary Clinton es später ausdrücken sollte, »jede neue Option schlimmer als die vorige«.

Hinter verschlossenen Türen begann Clinton auf eine »sorgfältig geprüfte und ausgebildete Streitmacht« zu drängen, die »aus gemäßigten Rebellen« bestand, »denen man vertrauen kann« – und die man mit amerikanischen Waffen ausrüsten konnte. In ihrem Buch *Entscheidungen* beschreibt sie, wie sie im Juli 2012 CIA-Direktor David

Petraeus zu sich nach Hause zu einem Arbeitsessen einlud, um sich gemeinsam mit ihm darüber Gedanken zu machen, wie eine solche Streitmacht aussehen könnte und wie man die Kämpfer rekrutieren sollte. Falls Amerika »endlich bereit wäre, aktiv in den Konflikt einzugreifen, könnte man die Extremisten in Syrien viel effektiver isolieren und die gemäßigten Kräfte stärken«, schrieb sie.

Als sich der Sommer seinem Ende neigte, war Clinton nach vielen langen Treffen mit ihren NATO-Kollegen und den Rebellenführern »recht zuversichtlich«, eine wirksame Strategie auf den Weg bringen zu können, wie sie sagte. Petraeus ließ von der CIA einen Plan ausarbeiten, der die Ausbildung und Bewaffnung einer Armee aus gemäßigten Rebellen vorsah – einer Armee, die in der Lage sein sollte, das Regime zu stürzen und sich in jenen Provinzen zu etablieren, die im Moment de facto von den Islamisten kontrolliert wurden. Ende August wurde der Plan bei einem Treffen im Weißen Haus Präsident Obama unterbreitet. Panetta gehörte zu seinen einflussreichsten Verfechtern.

»Momentan sind wir aus dem Spiel«, so Panetta. »[Die syrischen Gemäßigten] halten uns für unglaubwürdig. Wir geben ihnen keine Waffen, und sie sterben.«

Panetta war nicht naiv, und ihm war klar, dass diese Strategie große Risiken barg. Auch eine noch so sorgfältig geprüfte Rebellengruppe konnte sich irgendwann entschließen, die Seiten zu wechseln oder mit amerikanischen Gewehren ein Massaker anzurichten. Jede Waffe, die man einem verbündeten Kämpfer gab, konnte in die Hände des Feindes geraten. »Ein Restrisiko bleibt«, gab er zu bedenken. Dennoch schloss er sich Clinton und Petraeus an und teilte dem Präsidenten mit: »Ich glaube, wir kriegen das hin.« Die Alternative – dem Konflikt weiterhin freien Lauf zu lassen – brachte genauso viele Risiken mit sich. Wenn sie nichts täten, würden sie einem noch größeren Chaos Tür und Tor öffnen, und die

Extremisten würden weiter an Boden gewinnen, so sein Argument.

Wie Beamte, die bei der Sitzung dabei waren, hinterher berichteten, hörte Obama nachdenklich zu. Dann begann er, die Schwachstellen im Plan der CIA aufzuzählen. Es gab mehrere Fälle in der US-Geschichte, als die Entscheidung, eine Guerillabewegung zu bewaffnen, ganz fürchterlich nach hinten losgegangen war, erklärte der Präsident laut Clintons Bericht. Warum sollte es dieses Mal anders laufen?

Benjamin Rhodes schrieb die mangelnde Bereitschaft des Präsidenten, militärisch zu intervieren, seiner Angst zu, die USA könnten sich erneut in einen Krieg im Nahen Osten verstricken und damit hoffnungslos verzetteln.

»Er war bereit, mehrere Optionen zu prüfen, aber seine Frage war immer die gleiche: ›Was passiert als Nächstes? Was passiert am Tag, nachdem wir die Landebahnen in Syrien zerstört haben?‹«, wie sich Rhodes erinnerte. »Er sah nicht, wohin uns eine militärische Intervention führen würde, wenn nicht immer tiefer hinein in einen Konflikt, der außergewöhnlich komplex ist und bei dem es keine Anzeichen dafür gibt, dass er sich überhaupt mit militärischen Mitteln lösen lässt.« Rhodes wies allerdings auch darauf hin, dass die Unstimmigkeiten zwischen dem Präsidenten und seinen Beratern in puncto Syrien weit weniger dramatisch seien, als man es in den Nachrichten hörte.

»Offen gesagt glaube ich, dass viele Leute diese Debatte genutzt haben, um sich selbst für die Nachwelt in ein besseres Licht zu rücken und es so aussehen zu lassen, als hätten sie sich in der Syrienfrage engagiert. Dabei hat das, was sie tatsächlich getan haben, kaum einen Unterschied gemacht«, so Rhodes. Der Plan, den man Obama präsentierte, habe den Eindruck gemacht, als sei er »nicht komplett zu Ende gedacht«. Und dass die Lösung darin bestand, die Rebellenmilizen zu bewaffnen – vorausgesetzt,

dass man vertrauenswürdige Verbündete unter ihnen fand –, davon war der Präsident schlichtweg nicht überzeugt.

»Das ist ein schwieriges Problem, dessen Wurzeln in einem zehn Jahre dauernden Krieg im Irak sowie in jahrzehntelangen sektiererischen Spannungen in diesem Teil der Welt liegen«, erklärte Rhodes. »Wir glauben mitunter, mehr Handlungsspielraum zu haben, als es tatsächlich der Fall ist.« Am Ende entschloss sich Obama, der sein Amt ja immerhin mit dem Versprechen angetreten hatte, Amerikas militärisches Engagement in den Kriegen im Nahen Osten zu beenden, den Plan der CIA zu verwerfen. Zwar gab der Präsident zu, dass sich die Situation irgendwann ändern konnte, vor allem wenn Assad den schmalen Grat verließ, auf dem er sich befand, indem er seine Bestände an chemischen Kampfstoffen an andere weitergab oder selbst verwendete. Aber zumindest in diesem Moment würden die USA den syrischen Rebellen kein militärisches Gerät schicken.

Die Diskussion sollte später wieder aufflammen, doch fürs Erste hatte man eine Chance vertan. Hillary Clinton war enttäuscht und machte sich wieder daran, an einer diplomatischen Einigung zu arbeiten, um den Konflikt zu beenden, was eigentlich zwecklos schien. Immerhin vereinbarte sie, der syrischen Opposition mehr humanitäre Hilfe zu schicken – mehr Decken, Lebensmittel, Computer, Handys.

»Aber all diese Schritte waren nur Notbehelfe«, schrieb sie. »Der Konflikt ging weiter.«

Fünf Monate nach der Sitzung im August trat Panetta als Verteidigungsminister zurück. Im Rückblick, mehr als zwei Jahre später, hielt er die Entscheidung der Obama-Administration für einen großen Fehler. »Durch die Aktionen in Pakistan und Afghanistan haben wir viel darüber gelernt, wie wir es mit Al-Qaida und den daran angeschlossenen Organisationen aufnehmen können«, so

Panetta. »Wir wissen im Grunde genau, wie das geht. Aber wir müssen auch bereit sein, es zu tun.«

21

»Jetzt gab es überhaupt keine Hoffnung mehr«

Die schwarzen Flaggen kamen aus dem Osten, wie es im Hadith verheißen war, und die Männer, die sie trugen, hatten lange Haare und lange Bärte und nannten sich nach den Städten ihrer Geburt. Sie kamen allerdings nicht, wie prophezeit, zu Pferde, sondern in Pick-up-Trucks, manchmal mehrere Dutzend zugleich. Schon von Weitem sah man, wie ihre Fahrzeuge den Staub aufwirbelten, während sie durch die irakische Wüste fuhren. Ein Jahr, nachdem der syrische Zweig des IS seine Arbeit aufgenommen hatte, trat Abu Bakr al-Baghdadi höchstpersönlich auf den Plan, um die Kontrolle über das Projekt zu übernehmen, das in seinen Augen komplett an die Wand gefahren worden war. Baghdadi würde seinen widerspenstigen syrischen Aposteln (und dem Rest der Welt) schon zeigen, was es heißt, ein Kalifat anzuführen.

Um unbehelligt über die Grenze zu gelangen, übertrug Baghdadi einem seiner schillerndsten Leutnants die Aufgabe, alle Schnellstraßen zu sichern, die von der irakischen Provinz al-Anbar bis zur syrischen Grenze führten. Der extravagante IS-Kommandant Anbar Schaker Wahib al-Dulaimi – oder auch Abu Wahib genannt –, einer der aufsteigenden Männer der Terrororganisation und vollkommen besessen von seinem Image in der Öffentlichkeit, war bereits eine lokale Berühmtheit. Der 27-

jährige ehemalige Computer-Programmierer nannte sich bewusst nach seinem Helden, Abu Mus‘ab az-Zarqawi, unter dem er kurze Zeit gedient hatte, bevor er 2006 verhaftet worden und ins Straflager Camp Bucca gewandert war. Offenbar hatte er sich vorgenommen, seinem Idol, so gut es ging, nachzueifern – vom strähnigen schwarzen Haar, der Kappe und dem Bart bis hin zu Zarqawis Vorliebe, sich unmaskiert vor der Kamera in Pose zu werfen, wie eine Art Dschihad-Superheld.

Einige der geschnittenen Szenen seiner Videos sind unfreiwillig komisch, etwa wenn Abu Wahib versucht, sich wie ein Karatekämpfer zu bewegen, oder durch die Luft zu hechten, während er seine Waffe abfeuert. Andere Bilder zeigen ihn schlicht als kaltblütigen Verbrecher.

Im Frühjahr 2013 filmten Abu Wahibs Männer ihren Anführer, wie er mit dem Gewehr im Anschlag mitten auf einer Schnellstraße in der irakischen Wüste stand und einen aus Syrien kommenden Konvoi von Sattelschleppern anhielt. Nachdem die Lkws zum Stehen gekommen waren, ließ Abu Wahib drei der Fahrer antreten. Er forderte sie auf, sich auszuweisen, um festzustellen, ob es sich um Schiiten handelte. Die gesamte Unterhaltung wurde auf Video festgehalten.

Die Männer waren Syrer, zwischen Ende 20 bis Mitte 40, und offenbar wussten sie, welche Folgen eine falsche Antwort für sie haben würde. Alle drei stritten vehement ab, schiitischen Glaubens zu sein oder irgendetwas mit dem syrischen Regime zu tun zu haben.

»Ihr seid Schiiten, nicht wahr?«, fragte Abu Wahib.

»Wir sind Sunniten, aus Homs«, sagte der jüngste der Männer, ein hochgewachsener, gut aussehender Junge mit weißer Jeans und kurzärmeligem Hemd.

»Bist du sicher?«

»Wir wollen einfach nur leben«, sagte der ältere. »Wir sind hier unterwegs, um unseren Lebensunterhalt zu verdienen.«

Abu Wahib gab sich damit nicht zufrieden. »Was beweist mir denn, dass ihr Sunniten seid?«, fragte er. »Wie oft fallt ihr beim Morgengebet auf die Knie?«

Die Männer wurden immer nervöser. »Vier«, antwortete einer von ihnen.

»Drei«, sagte ein anderer.

»Fünf«, korrigierte der dritte.

Abu Wahib lachte bitter. »Nach dem, was ihr da erzählt, seid ihr offenbar Polytheisten« – also Schiiten –, verkündete er. Er ließ die Männer auf dem sandigen Mittelstreifen zwischen den Fahrbahnen niederknien. Dann schoss er, das Gewehr an der Hüfte, allen dreien mit kurzen Salven in den Rücken. Als sie noch versuchten, fortzukriechen, schoss er jedem von ihnen aus kurzer Distanz in den Kopf.

»Die internationale Schnellstraße befindet sich in der Hand des Islamischen Staates!«, brüllte einer von Abu Wahibs maskierten Komplizen.

Sie steckten die Lastwagen in Brand und ließen die Leichen der Fahrer mit dem Gesicht nach unten liegen, ihr Blut versickerte im gelben Wüstensand. Am Ende des Videos hatte man eine Audioaufnahme von Zarqawi eingespielt. »Hier im Irak wurde der Funke gezündet«, hörte man den verstorbenen Anführer sagen, »der zu jener Flamme wird, die die Armeen der Kreuzritter in Dabiq verbrennen wird.«

Dies waren die Männer, mit deren Hilfe Baghdadi nun sein islamisches Kalifat errichten wollte. Die erste Gruppe, die er nach Syrien geschickt hatte, hatte ihn schwer enttäuscht. Sie waren einfach zu lasch, und zumindest im Vergleich zu ihren Kollegen im Irak stimmte das sicherlich. Außerdem konzentrierten sie sich viel zu sehr auf Syrien und waren für Baghdadis Geschmack höchstwahrscheinlich auch zu beliebt. Baghdadi war bereit für einen Neuanfang. Dieses Mal würden Leute wie Abu Wahib vorne stehen, und Baghdadi persönlich würde den Ton angeben.

Am 9. April 2013 postete Baghdadi auf mehreren islamistischen Webseiten eine 21 Minuten lange Audiobotschaft, die eine umfassende Umstrukturierung der Organisation verkündete. Die Gruppe mit dem Namen Al-Nusra-Front werde offiziell abgeschafft, hieß es darin. An ihre Stelle trete ein neues Netzwerk, das Baghdadi den »Islamischen Staat im Irak und in al-Scham« nannte. Der Begriff »al-Scham« lässt sich in etwa mit »Levante« übersetzen und bezeichnet die Länder des östlichen Mittelmeeres vom Süden der Türkei über Syrien, den Libanon und Jordanien bis nach Israel. Im Westen bezeichnete man die neue Organisation daher als »ISIL« oder »ISIS«.

Um die Neuerungen zu erklären, zählte Baghdadi die früheren Inkarnationen der Gruppe auf, beginnend mit ihrem Gründer Zarqawi, dem verehrten »Mudschahed-Scheich«. Er erzählte, wie Zarqawi damals, als er Osama bin Laden die Treue schwor, seinen Anhängern in privaten Gesprächen dargelegt habe, er habe dies nur aus strategischen Gründen getan und nicht etwa aus echter persönlicher Hingabe. »›Ich schwöre bei Allah, dass ich von ihm weder Geld noch Waffen oder Soldaten brauchte. Für mich war er lediglich ein Symbol‹«, zitierte Baghdadi Zarqawis Worte.

Jetzt gebe es eine ähnliche Situation; dieses Mal sei es aus strategischen Gründen notwendig, dass sich der syrische Ableger symbolisch mit der Mutterorganisation vereinige: »Die Al-Nusra-Front war bloß eine Erweiterung des Islamischen Staates im Irak und ist ein Teil von ihm«, so Baghdadi. »Daher erklären wir hiermit, in Vertrauen auf Allah, dass der Name ›Islamischer Staat im Irak‹ und der Name ›Al-Nusra-Front‹ nicht länger existieren und dass beides unter einem neuen Namen zusammengeführt wird: Islamischer Staat im Irak und in al-Scham. Und diese Organisation hat ein einheitliches Banner, die Flagge des Islamischen Staates.«

Die westlichen Regierungen nahmen diese Nachricht mit großer Sorge auf. Die dortigen Analysten hatten längst geahnt, dass die Al-Nusra-Front ein Ableger des Islamischen Staates war, wenn auch ein Ableger, der (zumindest fürs Erste) beschlossen hatte, relativ gemäßigt aufzutreten. Nun stellte Baghdadi in aller Öffentlichkeit klar, dass die beiden Organisationen ein und dasselbe waren. Und nicht nur das: Ab sofort übernahm die weitaus gefährlichere irakische Seite das Kommando.

Die heftigste Reaktion kam indes von recht überraschender Seite: von Baghdadis mutmaßlichem Partner bei der Fusion. Es hatte sich nämlich bis dahin niemand die Mühe gemacht, die Zustimmung der Al-Nusra-Front einzuholen. Und wie sich herausstellte, dachte man dort überhaupt nicht daran, einfach so sang- und klanglos zu verschwinden. Der Anführer von Al-Nusra, Abu Mohammed al-Dschaulani, veröffentliche zwei Tage später seinerseits eine Botschaft, in der er alles, was Baghdadi gesagt hatte, abstritt. »Das Banner der Al-Nusra-Front bleibt bestehen«, verkündete Baghdadis alter Kamerad und ehemaliger Freund. »Daran wird sich nichts ändern.«

Um den Disput zu schlichten, rief Dschaulani den prominentesten Dschihadisten der Welt an: den Anführer von Al-Qaida, Aiman az-Zawahiri. Wie jeder wusste, hatte sich der langjährige Stellvertreter von Osama bin Laden damals mit Zarqawi über die vielen Enthauptungen und andere Schock-Taktiken gestritten; über Zarqawis Nachfolger war der alte Ägypter ebenfalls unglücklich. Am 9. Juni 2013 ließ Zawahiri einen Brief veröffentlichen, in dem er den sofortigen Abbruch der Fusion der beiden Gruppen verfügte und Baghdadi dafür schalt, so etwas überhaupt zu versucht zu haben, ohne es mit ihm zu besprechen. Am erstaunlichsten war, dass er eine zwölfmonatige Bewährungszeit für Baghdadi anordnete: Nach Ablauf eines Jahres werde Zawahiri entscheiden, ob Baghdadi Anführer des Islamischen Staates im Irak bleiben

könne oder ob er »einen neuen Emir ernennen« werde, hieß es in dem Brief.

Schließlich kündigte Zawahiri noch an, er werde einen persönlichen Emissär nach Syrien senden, der darauf achten werde, dass zwischen den zwei Gruppierungen keine Kämpfe ausbrechen. Dieser Emissär, ein altgedienter Al-Qaida-Angehöriger namens Abu Chalid al-Suri, werde bei allen künftigen Streitigkeiten als Vermittler dienen.

»Das Blut von Muslimen ist für andere Muslime tabu«, verkündete Zawahiri. »Ich rufe alle meine Muslimbrüder und die Mudschaheddin auf, diesen Streit und die Agitation unter den Mudschaheddin zu beenden. Sie sollen Harmonie und Einigkeit suchen, und dabei sollen sie die Herzen der Muslime gewinnen und auch diese einen.«

Es war eine bemerkenswerte und erstaunlich öffentliche Fehde, die hier zwischen den einzelnen Zweigen des Al-Qaida-Netzwerkes ausgetragen wurde. Sie erinnerte nicht nur an den früheren Streit zwischen Zarqawi und bin Laden, sondern auch an die Auseinandersetzung zwischen Zarqawi und seinem einmaligen Mentor, Abu Muhammad al-Maqdisi. Die Zankerei dauerte mehrere Monate an, und immer mehr islamistische Gelehrte und Experten aus aller Welt bezogen in Internet-Foren und Chaträumen Stellung und stritten darüber, welcher der Anführer die Bewegung in Zukunft am besten vertreten könne.

Baghdadi reagierte auf die Ratschläge von Al-Qaida genauso wie Zarqawi: Er ignorierte sie. In einer neuen Erklärung verkündete er, ausschließlich den Befehlen einer höheren Macht zu folgen: »Ich gehorche lieber Allah als jemandem, der Allah widerspricht.« Und dann fuhr er fort, den vereinten Islamischen Staat im Irak und in al-Scham in Stellung zu bringen, als ob die Al-Nusra-Front überhaupt nicht existierte.

Das ganze Jahr 2013 über schwärmten fast überall in Syrien Banden von IS-Kämpfern aus – von den gesetzlosen Gebieten der östlichen Wüste über die besiedelten

Korridore entlang der türkischen und der jordanischen Grenze bis hin zu den Außenbezirken von Damaskus. Aber bevor die eigentlichen Kämpfe beginnen konnten, musste Baghdadi im Irak ein paar Dinge klären.

Zunächst stand eine umfassende Umstrukturierung der Organisation auf dem Programm: Er ernannte regionale Gouverneure, Scharia-Berater und Militärkommandanten, die die Aktivitäten im Irak und Syrien vor Ort überwachen sollten. Der Islamische Staat sollte wie eine echte Regierung funktionieren, mit Ablaufdiagrammen für die Einholung erforderlicher Genehmigungen und mit einzelnen Sonderabteilungen für Social Media, Logistik, Finanzen, Ausbildung, Rekrutierung und sogar für die Beaufsichtigung von Kandidaten für Selbstmordattentate, die man von den regulären Kämpfern abschirmte, um sie besser indoktrinieren zu können.

Als Nächstes sorgte Baghdadi dafür, dass die Gewalt im Irak wieder zunahm. Er veranlasste mehrere Wellen von Bombenanschlägen, bei denen so viele Leichen unbescholtener Zivilisten die Leichenschauhäuser des Irak füllten, wie seit Zarqawis Zeiten nicht mehr. Die Selbstmordattentäter des IS nahmen Sporthallen und Fußballplätze ins Visier, sie jagten sich in Moscheen, in Cafés und auf Marktplätzen in die Luft. Als ein IS-Rekrut im Oktober 2013 einen mit Sprengstoff beladenen Lastwagen auf den Spielplatz einer Grundschule in der Provinz Ninawa lenkte und 13 Kinder während ihrer Schulpause tötete, waren selbst die Iraker entsetzt, die geglaubt hatten, an das Blutvergießen bereits gewöhnt zu sein.

Der letzte Schritt war eine Operation, die Baghdadi die »Zerstörung der Tore« nannte. Bereits 2012 hatte es einen Probelauf für diese Aktion gegeben, als seine Kämpfer in ein kleines Gefängnis in der Nähe der irakischen Stadt Tikrit eingebrochen waren und 100 Gefangene befreit hatten. Die Hälfte davon waren Terroristen, die auf ihre

Hinrichtung gewartet hatten. In der Nacht des 21. Juli 2013 griff der IS mit mehreren Selbstmordattentätern und Dutzenden Mörsergranaten gleichzeitig zwei der größten Gefängnisse des Landes an. So befreiten sie aus dem berüchtigten Gefängnis Abu Ghuraib mehr als 500 Insassen, darunter viele Veteranen von Zarqawis Terrornetzwerk.

Jetzt besaß Baghdadi alles, was er für seine neu aufgestellte IS-Armee brauchte. Einige seiner Kämpfer waren bereits dabei, Dörfer und Kleinstädte im Norden und Osten Syriens unter ihre Kontrolle zu bringen – jetzt erhielten sie Verstärkung durch kampferprobte, disziplinierte und ideologisch bestens geschulte Kämpfer, die geradewegs aus den übelsten Haftanstalten des Irak kamen. Einige Städte, in die sie einfielen, befanden sich bereits fest im Griff anderer Rebellenmilizen, darunter auch die Al-Nusra-Front. Wenn sie auf solche Rebellen trafen, stellten die IS-Kämpfer sie vor die Wahl: fliehen, kämpfen oder zum IS überlaufen. Wenn sie auf Widerstand stießen, zögerten die Iraker keine Sekunde, ihr Gegenüber zu töten.

Die Kluft zwischen IS und Al-Nusra-Front vergrößerte sich immer mehr. Zawahiris persönlicher Friedensstifter, Abu Chalid al-Suri, blieb noch eine Zeit lang in Syrien. Er hoffte weiterhin auf eine Möglichkeit, den Streit beizulegen. Anfang 2014 befand er sich in der Zentrale einer islamistischen Miliz in Aleppo im Nordwesten Syriens, als fünf Männer das Gebäude stürmten und wild um sich schossen. Dann drückte einer der Angreifer auf den Auslöser seines Sprengstoffgürtels, woraufhin al-Suri sowie sechs weitere Männer getötet wurden.

Auch wenn hinterher niemand die Verantwortung für den Anschlag übernahm, wollte Al-Qaida ab diesem Zeitpunkt nichts mehr mit dem IS zu tun haben und forderte seine Anhänger zum ersten Mal nicht nur auf, sich nicht dem Islamischen Staat anzuschließen, sondern ihn aktiv zu

bekämpfen. Doch das machte inzwischen kaum noch einen Unterschied. Baghdadi hatte die am schwersten bewaffneten und erfahrensten Kämpfer der gesamten syrischen Opposition auf seiner Seite. Und sie wurden immer stärker.

Syriens östliche Provinzhauptstadt ar-Raqqa ist eine heruntergekommene Kleinstadt am Euphrat, die im Laufe ihrer langen Geschichte viele Male von Invasoren aus dem Ausland überrannt wurde. Zuerst kamen die Griechen, dann unter anderem die Römer, Perser, Mongolen und Osmanen – und jetzt waren die Dschihadisten an der Reihe. Vom Frühjahr bis Frühsommer 2013 rollten IS-Konvois aus weißen Pick-ups in die Stadt, vertrieben nach und nach die letzten Kämpfer der Freien Syrischen Armee und richteten das offizielle syrische Hauptquartier der Terrororganisation ein. Mit seinen 220.000 Einwohnern war ar-Raqqa die erste Stadt, deren gesamte Bevölkerung sich den Regeln des Islamischen Staates unterwerfen musste.

Sobald sie die Stadt unter Kontrolle hatten, beeilten sich die Neuankömmlinge, ihre neue Gesellschaftsordnung zu etablieren. Die neuen Machthaber drapierten ein riesiges IS-Banner rund um den Uhrenturm auf dem al-Dschalaa-Platz (den sie in »Platz der Freiheit« umbenannten) und hängten Listen in der Stadt aus, auf denen verkündet wurde, welche Verhaltensweisen ab sofort nicht mehr toleriert würden.

Ein mutiger junger Mann, der sich Abu Ibrahim nannte, schoss heimlich Fotos von den Erlässen des IS. Mit ein paar Bekannten dokumentierte er, wie sich ar-Raqqa im Laufe der folgenden 18 Monate veränderte. Er stellte immer wieder Foto- und Videoaufnahmen ins Netz, und so wurde die ganze Welt Zeuge, was in dieser Stadt passierte.

Noch lange hinterher erinnerte sich Abu Ibrahim lebhaft an den Siegeszug des IS in ar-Raqqa. Den Auftakt bildete eine Woche voller heftiger Straßenkämpfe, die mit

zahllosen Toten endete, deren Leichname man einfach auf der Straße liegen ließ. Die meisten Zivilisten wagten sich nicht mehr vor die Tür, aus Angst vor Heckenschützen. Geschäfte und Bäckereien blieben geschlossen; vielen Familien ging die Nahrung aus. »Wenn du ein Brot hattest, war das so viel wert wie eine Million Dollar«, erinnerte er sich. »Das war unsere schwierigste Zeit.«

Die Kämpfe ließen allmählich nach, als die letzten Milizionäre, die die Stadt gegen den IS verteidigt hatten, geflohen waren oder die Seiten gewechselt hatten. Mit einem Mal füllten ausländische Kämpfer die Straßen – die meisten von ihnen Iraker, wie Abu Ibrahim später erfuhr. Die Fremden hissten auf Regierungsgebäuden ihre schwarzen Flaggen und ernannten ar-Raqqa zur neuen Hauptstadt des Islamischen Staates.

»Sie liefen umher mit den Waffen im Anschlag und verkündeten: Jetzt wird alles gut«, erzählte er. »Sie fingen sogar an, die Leichen fortzuschaffen, die noch immer in den Straßen herumlagen.« Viele in ar-Raqqa wussten zunächst nicht so recht, was sie von den Neuankömmlingen zu halten hatten, so Abu Ibrahim. Manch einer war einfach nur erleichtert, dass nicht mehr gekämpft wurde. Die Geschäfte öffneten wieder, und man konnte sich in der Stadt endlich wieder sicher fühlen.

Doch dann begannen die Hinrichtungen.

Der Erste, dessen Hinrichtung Abu Ibrahim mitbekam, war ein junger Mann, den die IS-Kommandanten als Verbrecher bezeichneten, auch wenn sich niemand die Mühe machte, klarzustellen, was er eigentlich verbrochen hatte. Der Verurteilte musste sich auf dem zentralen Platz der Stadt vor einem Tribunal aufstellen, das sein Todesurteil verlas. Dann schoss man ihm in den Kopf, während ein paar Umstehende zuschauten. Hinterher banden die IS-Soldaten den Toten mit den Armen wie bei einer Kreuzigung an einem Balken fest und ließen den Leichnam drei Tage lang auf dem Platz vor sich hin faulen.

Eine zweite »Kreuzigung« gab es wenige Tage später. Dann folgte eine Gruppenhinrichtung, bei der IS-Soldaten sieben Männer und Jugendliche töteten, wieder auf demselben Platz im Zentrum von ar-Raqqa. Offenbar waren einige der Hingerichteten Nachzügler einer der besiegten Milizen, aber es waren auch ein paar Jugendliche dabei, denen noch nicht einmal ein Bart gewachsen war. Diesmal schnitten die Soldaten den Leichen die Köpfe ab und steckten sie auf Zaunpfähle am Rande eines Parks.

»Die Leute hatten Angst, und genau das wollten sie erreichen«, so Abu Ibrahim. »Sie wollten, dass jeder Angst vor ihnen hat.«

Nachdem sie sich auf diese Weise der Stadt bemächtigt hatten, begannen die neuen Herren von ar-Raqqa, alles zu beseitigen, was ihre Autorität infrage stellen konnte. Die drei Kirchen der Stadt wurden geschlossen, Kreuze und andere christliche Symbole wurden zerstört oder abgedeckt. Eine schiitische Moschee mit einer eleganten türkisfarbenen Kuppel wurde in die Luft gejagt. Zigaretten und Alkohol – Symbole westlicher Korruption – wurden konfisziert, zu Haufen aufgeschichtet und verbrannt.

Dann brachte der Islamische Staat seine eigenen Symbole an. Eine Polizeidienstelle wurde von oben bis unten schwarz angemalt und zum Verwaltungsgebäude sowie Scharia-Gericht umfunktioniert. Ab sofort richtete der IS in diesem Gebäude über Missetäter und verhängte entsprechende Strafen. Die Bürger von ar-Raqqa sahen sich mit einem Mal einer grotesken Liste neuer Vorschriften ausgesetzt, über deren Einhaltung die vom IS ernannte Hisba, eine Art religiöse Polizei, wachte, die alle Gesetze so interpretierte, wie sie es gerade für richtig hielt.

Die Liste der neuen Regeln, die von nun an in der Stadt galten, begann mit der verbindlichen Einhaltung religiöser Bräuche; beispielsweise mussten alle Ladeninhaber während der täglichen Gebete ihr Geschäft schließen. Es folgten Vorschriften für persönliche Kleidung und

Verhalten. Der IS verbot nicht nur Tabak und Alkohol, sondern auch westliche Musik und das Präsentieren westlicher Kleidung in Schaufenstern. Frauen durften ihre Häuser nur verlassen, wenn sie sich vollständig verschleierten, und selbst dann riskierte jede Frau, die vor die Tür trat, von der Polizei auf erniedrigende Weise kontrolliert zu werden, ob ihre Abaja auch komplett blickdicht war und so locker saß, dass sie jeden Hinweis auf die körperlichen Formen der Trägerin verbarg.

Wer gegen diese Regeln des IS verstieß, wurde bestraft, und die Strafen reichten von einer öffentlichen Rüge über eine Geldstrafe bis hin zur Auspeitschung – und Schlimmerem. Ein unverheiratetes Paar wurde verprügelt, weil es zusammen auf einer Parkbank gesessen hatte. Ein Mann wurde öffentlich ausgepeitscht, weil er vor Ablauf der obligatorischen dreimonatigen Wartezeit eine geschiedene Frau geheiratet hatte.

Jede Übertretung der Gesetze konnte aber auch zur Hinrichtung führen. Bald wurden die Menschen aufgrund nichtigster Anlässe umgebracht, schon fast aus einer Laune heraus, wie Abu Ibrahim erzählte: »Manchmal vergehen eine Woche oder zwei ohne Hinrichtung, und dann gibt es plötzlich fünf auf einmal. Für die einfachen Leute gibt es jetzt für alles Mögliche Geldstrafen und Gebühren: dafür, dass man einen Laden betreibt, dass man sein Auto parkt, dass der Müll abgeholt wird. Sie nehmen dir dein Geld ab und bezahlen damit ihre ausländischen Söldner. Und die Menschen haben Angst, zu widersprechen, weil sie immer Gefahr laufen, getötet zu werden.«

Am meisten beunruhigte Abu Ibrahim aber, wie die Besatzer von ar-Raqqa die Kinder ihrer neuen Untertanen behandelten. Nach der Machtübernahme durch den IS blieben die Schulen mehrere Monate lang geschlossen. Als sie dann endlich wieder öffneten, war nichts mehr wie früher. Die alten Lehrbücher und Lehrpläne – »Bücher der Ungläubigen«, wie der IS verkündete – waren

verschwunden und durch religiöse Schriften ersetzt worden. Hunderte verwaiste Kinder und Jugendliche verfrachtete man in Militärlager außerhalb der Stadt, wo man ihnen beibrachte, ein Gewehr abzufeuern und bei einem Selbstmordkommando den Lastwagen zu fahren. Abu Ibrahim sah die blutjungen IS-Rekruten manchmal in Militärkonvois mitfahren, riesige Gewehre vor dem Bauch und viel zu große Uniformen am Leib.

»Einige der Jungen sind noch nicht einmal 16«, sagte er. »Als die Schulen geschlossen waren, hatten sie nichts zu tun. Sie sehen diese harten Kerle mit ihren Kalaschnikows, und das beeindruckt sie natürlich. Sie wollen dazugehören.«

Der IS prahlte regelmäßig mit seinen Jugendcamps. Auf Social-Media-Seiten gab es virtuelle Touren von Einrichtungen wie dem »Az-Zarqawi-Camp«. Auf Twitter gepostete Fotos und Videos zeigten Jungen beim Manöver, die noch nicht einmal in der Pubertät waren, aber Militäruniformen trugen und Waffen abfeuerten. Andere junge Rekruten wurden angewiesen, Gefangene mit Kopfschüssen hinzurichten.

Abu Ibrahims Ansicht nach stellten diese Lager den Versuch des IS dar, das Überleben der Bewegung sicherzustellen und sich auf mögliche militärische Rückschläge vorzubereiten. Die Organisation investierte massiv in Kader fanatischer junger Anhänger, die bereit waren, andere zu töten oder ihr eigenes Leben zu opfern, wenn man es ihnen befahl. »Da findet eine Gehirnwäsche statt«, so Abu Ibrahim über den IS-Nachwuchs, »um eine Armee treuer Anhänger für die Zukunft aufzustellen.«

Dabei machte die eigentliche Armee des IS inzwischen ihrerseits enorme Fortschritte. Schon wenige Monate nach der Invasion des Islamischen Staates in Syrien verkündete die Organisation, mittlerweile über fast 10.000 Kämpfer zu verfügen, darunter viele ausländische Freiwillige, die aus weltweit 50 Ländern nach Syrien strömten. Die anderen

Rebellengruppen, von der Al-Nusra-Front bis hin zur säkularen Freien Syrischen Armee, klagten darüber, dass der IS das Rennen um neue Rekruten gewann – nicht nur, weil er höhere Gehälter bezahlte, sondern auch, weil er behauptete, für etwas zu kämpfen, das größer war als Syrien.

Auf Twitter und Facebook veröffentlichte die Gruppe begeisterte Berichte von Freiwilligen aus Europa, Nordafrika und dem Nahen Osten, die davon schwärmten, welche Belohnungen der Dschihad ihnen brachte, sowohl auf Erden wie später im Himmel. Im August 2013 verbreitete jemand über Soziale Medien, der sich Nasruddin al-Schami nannte, er habe das Gefühl gehabt, Teil einer »globalen Zusammenkunft« zu werden, als er sich dem Islamischen Staat anschloss. »Ich wollte Soldat unter diesem Banner sein, denn es war arabisch und nicht-arabisch zugleich«, schrieb er. »Da waren Leute von der Halbinsel, aus dem islamischen Maghreb, Ägypter und Iraker. Ich lernte Menschen aus der Levante und der Türkei kennen, Franzosen, Briten und Pakistaner. Die Liste ist lang. Sie waren alle meine geliebten Brüder, die die Religion unterstützen wollen.«

»Es ist eigentlich ganz lustig«, erzählte ein britischer IS-Rekrut einem Reporter aus seiner Heimat. »Wie heißt das [Video-]Spiel nochmal? ›*Call of Duty*‹! Genau so ist das, aber in 3D, wissen Sie? Man kann alles, was passiert, vor sich sehen. Es ist absolut echt. Wissen Sie, was ich meine?«

Als die Besatzer vom Islamischen Staat begannen, sich dauerhaft in ar-Raqqa einzurichten, sah man auf den Märkten in der Innenstadt schon bald mehr bewaffnete bärtige Ausländer als Einheimische. Finanziell ging es den Terroristen ausgezeichnet, nicht nur dank der vielen Gebühren und Schmiergelder, die sie in der Stadt kassierten: Der IS verkaufte täglich mehr als 40.000 Barrel Rohöl aus den Ölquellen, die er bei seinem Marsch durch die syrische Wüste unter seine Kontrolle gebracht hatte.

So schnell die Dschihadisten ein paar Monate zuvor ar-Raqqa auch eingenommen hatten, schienen sie sich jetzt nicht eben zu beeilen, weitere Gebiete oder Städte zu erobern, wie Abu Ibrahim bemerkte. Die Soldaten des Islamischen Staates gaben sich aggressiv, wenn es galt, Strafen zu verhängen, doch Abu Ibrahim beobachtete, wie sie zwischen Hinrichtungen und Auspeitschungen ganz entspannt in Restaurants saßen, sich in Internet-Cafés westliche Webseiten anschauten oder in der Drogerie gefälschtes Viagra kauften.

Für die Besatzer war der Islamische Staat endlich Wirklichkeit geworden, zumindest in kleinem Maßstab. Die Bewaffneten schienen mit dem Status quo zufrieden zu sein, immerhin hatten sie in der Stadt das Sagen. Allen anderen Menschen in ar-Raqqa, schrieb Abu Ibrahim, blieb nichts als eine »Kultur der Rückständigkeit und des Schreckens, nachdem das Licht des Geistes ausgelöscht war«.

Kurz bevor Baghdadi im April 2013 seine Umstrukturierungsmaßnahmen verkündete, reiste Mouaz Moustafa illegal nach Syrien ein; dafür schlüpfte er, wie schon viele Male zuvor, bei Hatay im Süden der Türkei durch ein Loch im Grenzzaun. Das Gebiet ganz im Norden Syriens war seit fast einem Jahr von Assads Einfluss befreit, sodass Moustafa unbehelligt blieb und gut vorankam. Er lief zu Fuß bis Chirbet al-Dschos, einer ländlichen Kleinstadt, wo seine Syrian Emergency Task Force eine Art Basisstation besaß. Der ehemalige US-Kongressberater und sein Team hatten es sich zur Aufgabe gemacht, dafür zu sorgen, dass in diesem Ort die öffentlichen Einrichtungen wieder funktionierten, die noch immer von den monatelangen Kämpfen und Plünderungen gezeichnet waren. Nachdem Mouaz Moustafa mitgeholfen hatte, die Polizeidienststelle wieder aufzubauen, plante er, sich mit Einheimischen treffen, die eine Magistratur einrichten wollten, um kleinere Rechtsstreitigkeiten zu

klären. Nicht einmal im Traum hätte er daran gedacht, wer da noch auftauchen würde.

Zum Treffen erschien ein gut gekleideter Rechtsanwalt, der sich als Muhammad vorstellte. Er erklärte, er vertrete einen Mandanten, der sich nach Assads Absetzung um die Justizverwaltung im Land kümmern wolle. Sie mussten mehrfach nachfragen, aber schließlich verriet er, wer ihn geschickt hatte.

»Ich bin hier, um den Islamischen Staat zu vertreten«, sagte er.

Alle im Raum waren fassungslos, die amerikanischen Besucher genauso wie die christlichen und muslimischen Geistlichen, die seit dem Abzug der Regierungstruppen inoffiziell die Stadt regierten.

»Das war ein echter Schock«, erzählte Moustafa. »Der Mann war glatt rasiert, um die 50, trug einen Anzug. Wir waren sprachlos, wir wussten überhaupt nicht, wie wir weitermachen sollten.« Der Mann vom IS trug sonst kaum etwas zur Diskussion bei, er schien vor allem zuzuhören und sich Notizen zu machen. An einer Stelle warf er ein, sein Mandant neige dazu, die Scharia über die säkularen Rechtsordnungen zu stellen.

»Wir versuchten gar nicht erst, zu diskutieren«, so Moustafa, »wir wollten nur, dass er wieder geht.«

Schließlich ging der Mann auch, doch er hinterließ einen bleibenden Eindruck. Er hatte nicht nur den Beweis geliefert, dass der IS in Syrien präsent war, sondern auch, dass die Gruppe vorhatte, sich auf mikroskopischer Ebene in die Regierungsstrukturen einzuschleichen.

Moustafa machte seinen Job jetzt seit zwei Jahren, er war stärker im syrischen Bürgerkrieg involviert, als er es selbst jemals für möglich gehalten hatte, und das Auftauchen des Anwaltes war eine weitere unheilvolle Wendung in diesem Konflikt. Anfang 2013 hatte Moustafa die Hoffnung auf eine großangelegte Intervention der USA in Syrien bereits aufgegeben. Nun kümmerte er sich die meiste Zeit um ganz

praktische Dinge und versuchte, den Syrern in den Gebieten des Landes, die Assad nicht mehr kontrollierte, ein besseres Leben zu ermöglichen. Aber für jeden Schritt nach vorn ging es zwei Schritte zurück: Da waren die Querelen zwischen den einzelnen Rebellengruppen, die allumfassende Korruption (die mitunter durch Geld geschürt wurde, das arabische Regierungen kofferweise nach Syrien schickten), eine wachsende sektiererische Kluft, die die Zusammenarbeit behinderte und hin und wieder zu Rachemorden führte.

Doch jetzt tauchte ein neues Problem auf, das schon bald alle anderen in den Schatten stellen sollte: der Islamische Staat. Die Präsenz schwer bewaffneter Extremisten, die alle anderen als Feinde ansahen und die das bestehende Rechtssystem durch ihr eigenes ersetzten, erschwerte die Bemühungen der gemäßigten Oppositionellen, Unterstützung im Westen zu finden, ganz gewaltig.

Moustafa beobachtete Syriens Zusammenbruch aus der ersten Reihe. Er reiste ständig nach Syrien und war dort oft nur ein paar Kilometer von den Frontlinien unterwegs, die sich ständig veränderten. Er traf sich regelmäßig mit Kommandanten der Rebellen, die zu seinem persönlichen Netzwerk gehörten, das immer weiter wuchs und zu dem inzwischen auch Journalisten, Mitarbeiter internationaler Hilfsorganisationen, ausländische Diplomaten und reiche Geldgeber zählten. Jetzt, wo die US-Botschaft in Damaskus geschlossen war, ermöglichten Moustafas Berichte aus Syrien wichtige und nützliche Einblicke in Teile des Landes, die die Amerikaner nicht mehr direkt überwachen konnten. Als in jenem Frühjahr das Gerücht aufkam, das Assad-Regime habe in geringem Umfang chemische Waffen eingesetzt, fragte man Moustafa, ob er nicht über irgendwen aus seinem Netzwerk Blut- und Gewebeproben besorgen könne, die man auf entsprechende Kampfstoffe testen könne. Er konnte, und man testete.

Im Mai 2013 stand Moustafa neben dem republikanischen Senator John McCain aus Arizona, der Syrien einen unangekündigten Besuch abstattete, um sich mit Rebellenführern zu treffen. Man eskortierte McCain zu einem von Rebellen kontrollierten Grenzübergang und danach zu einem niedrigen Gebäude, das als Kommandozentrale der Freien Syrischen Armee diente. Mit ernster Miene saß er einem Dutzend Rebellenkommandanten gegenüber, die sich darüber beklagten, dass sich Washington nach wie vor weigerte, sie mit Waffen zu versorgen. Vor allem benötigten sie dringend Flugabwehrraketen gegen Assads Kampfjets, die zivile Enklaven bombardierten. Anstatt der Waffen und Bomben, die sie brauchten, erhielten die Milizen überschüssige Armee-Rationen – die beim Militär allgegenwärtigen, in Kunststoff verpackten Fertigmahlzeiten.

»Soll ich die Flugzeuge etwa mit Pizzen bewerfen?«, fragte einer der Offiziere. Später erfuhr McCain, dass von den zwölf Offizieren, die er kennengelernt hatte, zehn im Kampf gestorben waren.

»Wir brauchen etwas, das die Kräfteverhältnisse verändert«, sagte McCain in einem Fernseh-Interview nach seiner Rückkehr in die USA, »und zwar keine amerikanischen Militärstiefel auf syrischem Boden, [sondern] eine Sicherheitszone, und die müssen wir schützen, und wir müssen Waffen an die richtigen Leute in Syrien liefern, diejenigen, die offensichtlich für das kämpfen, woran wir glauben.«

Aber im Weißen Haus beharrte der Präsident auf seinem Standpunkt: Wenn sie noch mehr Waffen nach Syrien schafften, würde alles nur noch schlimmer werden. »Ich glaube nicht, dass irgendjemand in der Region … der Meinung ist, dass unilaterale Aktionen der USA an sich bereits für eine bessere Lösung sorgen könnten«, verkündete Obama auf einer Pressekonferenz. Die USA würden höchstens dann militärisch eingreifen, wenn Assad

chemische Waffen verwendete, »die von der zivilisierten Welt geächtet werden«.

Moustafa musste seinen verzweifelten Freunden klarmachen, dass aus Washington keine Hilfe zu erwarten war. Der Konflikt, der nun schon über ein Jahr dauerte, würde weitergehen wie bisher. Während keine der Armeen nennenswerte Fortschritte machte, wuchs das Leid der Zivilbevölkerung unaufhörlich. Die einzige nennenswerte Veränderung war, dass die Gefahr eines gewaltsamen Todes nun von mehreren Seiten zugleich drohte. Zwei syrische Mitarbeiter einer Hilfsorganisation wurden von Assads Truppen gefangen genommen und später umgebracht. Zwei andere junge Männer, die Moustafa gut kannte, verschwanden, nachdem sie an einer Straßensperre des IS angehalten worden waren. Wie Angehörige der Task Force später erfuhren, entdeckten die Terroristen auf den Notebooks der Männer Hinweise darauf, dass sie für eine westliche Hilfsorganisation tätig waren. Beide wurden hingerichtet, ihre Leichen in eine Grube geworfen.

Im Spätsommer griff das Assad-Regime in Ghuta, einem Vorort von Damaskus, Zivilisten mit Giftgas an, und für kurze Zeit wuchs in Syrien die Hoffnung auf eine militärische Reaktion des Westens. Nachdem die US-Geheimdienste Beweise veröffentlicht hatten, die eindeutig zeigten, dass Assads Armee am 21. August mehrere Wohnviertel mit dem chemischen Kampfstoff Sarin beschossen hatte, signalisierte Obama, er werde Assad dafür bestrafen, dass er die Grenze überschritten hatte, die Amerika ihm gesetzt hatte. Doch so empört man im Weißen Haus über die vielen Toten auch war: Obama gelang es nicht, die politische Unterstützung zu sammeln, die für einen Militärschlag nötig war. Der Kongress blockierte die Abstimmung über eine Resolution für Luftangriffe gegen Assad, und das Parlament in Großbritannien – das bei einer Militäraktion ein wichtiger Verbündeter gewesen wäre – lehnte einen ähnlichen Vorschlag ab, den die Tory-

Regierung von Premierminister David Cameron eingebracht hatte. Immerhin erzielte Präsident Obama eine Einigung mit Russland darüber, alle chemischen Waffen aus Syrien zu entfernen. Doch die Hoffnung auf eine militärische Intervention war wieder einmal dahin.

Für die syrischen Oppositionsführer war der Rückzieher der Westmächte nach dem Angriff auf Ghuta ein schwerer psychologischer Schlag und fast schlimmer als der Giftgasangriff selbst, so Moustafa. Einige Rebellengruppen, die zuvor mit der gemäßigten Freien Syrischen Armee kooperiert hatten, gaben auf und schlossen sich den Islamisten an. Wenigstens zahlten jene besser.

»Die Leute waren euphorisiert, als sie endlich Anlass zur Hoffnung hatten, dass die USA handeln würden«, sagte Moustafa. »Das war einer jener Momente, bei denen sich jeder später genau erinnert, wo er sich gerade befand, als er davon erfuhr. Das Regime hatte Angst. Wir erhielten Berichte darüber, wie Menschen aus Damaskus flohen. Selbst die Aussicht darauf, dass bald Bomben fallen würden, schüchterte die Leute nicht ein. Eher hieß es: ›Gott sei Dank! Selbst wenn wir dabei draufgehen – wenigstens wendet sich jetzt das Blatt!‹ Und dann, als wieder nichts passierte – war es das. Jetzt gab es überhaupt keine Hoffnung mehr.«

In Washington hatte die Debatte darüber, wie man auf den Giftgasangriff reagieren sollte, zu großen Meinungsverschiedenheiten geführt. Syriens »schlimmes Problem«, wie Außenministerin Hillary Clinton es nannte, entzweite den Nationalen Sicherheitsrat und sorgte dafür, dass mehrere altgediente Berater des Präsidenten zurücktraten. Frederic C. Hof, der hochrangige Diplomat, der geholfen hatte, die Reaktion der Obama-Administration auf den Syrienkonflikt zu koordinieren, legte Ende 2012 sein Amt nieder. Und auch Robert S. Ford, der aus Damaskus geflohene US-Botschafter, erwog ernsthaft, seinen Posten zu räumen.

Ford hatte sich innerhalb der Regierung immer wieder vergeblich für konkrete Maßnahmen eingesetzt, die gemäßigte Opposition zu stärken und so ein Gegengewicht zu den Islamisten zu schaffen. Diese kontrollierten inzwischen rund ein Viertel des syrischen Staatsgebietes, einschließlich der Grenzübergänge zum Irak und zur Türkei. Er hatte nach Assads Giftgasangriff auf Ghuta im August 2013 Luftangriffe befürwortet, und als sie ausgeblieben waren, hatte er darauf gedrängt, die bekannten und sorgfältig überprüften gemäßigten Milizen direkt zu unterstützen: »Bauen Sie die Hilfsmaßnahmen aus! Tun Sie mehr!«

Doch obwohl das Weiße Haus nach Ghuta versprochen hatte, das CIA-Training für die Rebellen in Jordanien und im Süden der Türkei auszuweiten, waren alle Anstrengungen letztlich zu gering und langwierig, um tatsächlich etwas verbessern zu können. »Wir tun eigentlich überhaupt nichts«, sagte Ford. Was die Sache für ihn persönlich noch schlimmer machte: Ford wurde regelmäßig zu den Kongressanhörungen auf Capitol Hill zitiert, um die Maßnahmen der Regierung zu verteidigen. Die Republikaner, die Morgenluft witterten, überschütteten Ford bei den im Fernsehen übertragenen Sitzungen mit Beleidigungen; sie wollten den Diplomaten zum Symbol des Unvermögens der Regierung stilisieren, mit der Krise umzugehen. Bei einer dieser Anhörungen stellte McCain Fords Expertise in Sachen Syrien infrage und klagte den Diplomaten implizit an, er nehme billigend in Kauf, dass Assad sein eigenes Volk weiter abschlachte.

»Mir scheint, Sie sind mit dem Ergebnis ganz zufrieden«, sagte McCain.

Ford blieb ruhig, aber innerlich kochte er. »Muss ich mir das antun?«, dachte er bei sich.

In Fords Augen war der Kongress in Wirklichkeit genauso gespalten wie die Regierung. Hardliner wie McCain wollten den Rebellen generell Waffen in die Hand drücken, doch es

gab auch Republikaner, die nur die Gruppierungen militärisch unterstützen wollten, die gegen den IS kämpften. Andere Abgeordnete – Republikaner wie auch Demokraten – sahen jede US-Beteiligung in Syrien kritisch. Letzteres entsprach auch der Meinung der großen Mehrheit der amerikanischen Wähler.

Im Herbst 2013 war Ford so weit, das Handtuch werfen zu wollen. Kollegen aus dem State Department überredeten ihn, weitere sechs Monate im Amt zu bleiben, aber als er Anfang 2014 schließlich doch sein Rücktrittsgesuch einreichte, versuchte niemand mehr, ihn aufzuhalten. Zu diesem Zeitpunkt erschienen ihm all seine Bemühungen innerhalb der Regierung zunehmend aussichtslos, und die parteistrategischen und äußerst persönlichen Angriffe seitens des Kongresses hatten ihn seiner letzten Entschlossenheit beraubt, hier noch irgendetwas ausrichten zu wollen.

»Mir macht es nichts aus, zu kämpfen«, sagte er, »aber wenn Leute meine Integrität infrage stellen, die überhaupt keine Ahnung davon haben, was eigentlich vor sich geht, dann ist das einfach nur lachhaft.«

Am 28. Februar 2014 kündigte Ford offiziell seinen Rücktritt an. Ein paar Tage später ließ McCain beim ehemaligen Botschafter anfragen, ob er nicht noch einmal in seinem Büro vorbeischauen könne. Er wolle ihm persönlich für seine Dienste danken.

Ford überlegte einen Moment, dann antwortete er ganz höflich: »Nein.«

22

»Das ist eine Stammesrevolte«

In den zehn Jahren seit der Gründung der Dschihadisten-Organisation hatte man Abu Mus‘ab az-Zarqawis Anhänger als Terroristen, Aufständische und militante Islamisten bezeichnet. Jetzt waren sie eine vollwertige Armee. Im späten Frühjahr 2014 überrannten die Truppen des Islamischen Staates den Westen des Irak. Plötzlich kannten den IS Millionen Menschen in aller Welt. Das Islamisten-Heer rückte mit bemerkenswerter Geschwindigkeit vor, besiegte vier irakische Armeedivisionen und besetzte mindestens ein halbes Dutzend militärische Einrichtungen, darunter die größte in jenem Teil des Landes. Am Ende kontrollierte der Islamische Staat fast ein Drittel des irakischen Staatsgebietes.

Analysten und Experten beschrieben den Feldzug des IS als plötzlichen und überraschenden Überfall, gleich einem heftigen Sandsturm, der wie aus dem Nichts kommt und über die Wüste fegt.

Doch das war mitnichten der Fall. Bei den Eroberungen des IS im Juni 2014 handelte es sich um eine sorgfältig geplante und orchestrierte Aktion, ganz wesentlich von Irakern unterstützt, die mit dem IS gar nichts zu tun hatten und auch überhaupt kein Interesse daran hatten, unter dem Gesetz der Scharia zu leben. Der größte militärische Erfolg der Bewegung reflektierte weit weniger die militärisch-strategischen Fähigkeiten des IS als vielmehr

jene tiefen Gräben, die sich seit der US-Invasion im Jahr 2003 durch die irakische Gesellschaft zogen und das Land spalteten.

Die dramatischen Ereignisse in jenem Frühjahr gründeten auf einem Konflikt zwischen der schiitischen Regierung des Irak und einem sunnitischen Stamm, dem Dulaimi-Clan. Diesem Clan gehörte die Familie von Zaidan al-Dschabiri an – dem Scheich und Viehzüchter aus Ramadi, der fast zehn Jahre zuvor in den Kampf gegen Zarqawi verstrickt gewesen war. 2004 war Zaidan zum ersten Mal Zeuge geworden, wie Angehörige seines Stammes, die über die Besatzung erzürnt waren, gegen die Amerikaner zu den Waffen gegriffen hatten. Später hatte er eine wichtige Rolle beim »Erwachen Anbars« gespielt, als Stammesmilizen mithalfen, gegen Zarqawi vorzugehen und die Aufständischen aus ihren Dörfern zu vertreiben. Nun hatte sich das Blatt einmal mehr gewendet, und Zaidan sah wohlwollend zu, wie sich sein ganzer Stamm gegen eine irakische Regierung erhob, die viele im Dulaimi-Clan als größere Bedrohung ansahen, als es Zarqawi je gewesen war.

Zaidan war inzwischen 50 Jahre alt und etwas füllig um die Hüften, aber sein Gesicht wurde immer noch von derselben schwarzen Mähne umrahmt wie früher. Er war ein erfolgreicher Geschäftsmann, der im Maßanzug eine genauso gute Figur machte wie in Dischdascha und Kufiya, die er zu traditionellen Anlässen trug. Er hatte drei Ehefrauen und ein Haus aus Backstein, das ebenso gut in einem der schicken Vororte von San Diego hätte stehen können. Doch seit etwa 2010 war Zaidan der festen Überzeugung, die irakische Regierung führe Krieg gegen Sunniten wie ihn. Die sunnitische Minderheit hatte das Land regiert, bis die USA in den Irak einmarschiert waren und die Macht in die Hände der Schiiten legten. Jetzt, nachdem die amerikanischen Truppen wieder fort waren, begannen die Schiiten, ihre alten Rechnungen zu

begleichen. So zumindest sah es der Dulaimi-Clan. Ganz objektiv stimmte es zwar, dass die Sunniten zahlreiche wichtige Positionen in der Regierung und in der Armee hatten räumen müssen, und es gab auch zahlreiche dokumentierte Fälle, in denen schiitische Wehrpflichtige unter dem Vorwand von Anti-Terror-Aktionen Sunniten in deren eigenen vier Wänden brutal behandelt hatten. Doch in Zaidans Vorstellung war das Ganze ein vom Iran gesteuerter Plan, der sicherstellen sollte, dass der Irak niemals wieder Teherans Interessen in der Region bedrohen würde.

»Die jetzigen Staatslenker waren einst Diebe, Banditen und religiöse Sektierer«, sagte Zaidan über die Regierungsmannschaft, die an der Macht war, seit Ministerpräsident Nuri al-Maliki 2010 ganz knapp die Wahl gewonnen hatte. »Man kann über die Amerikaner sagen, was man will, aber sie haben nie Menschen in Moscheen getötet, und sie haben unsere Religion respektiert. Diejenigen, die sich auf die Seite der Iraner geschlagen haben, tun das nicht. Sie wollen alles loswerden, was irgendwie sunnitisch ist. Ich will nicht sagen, dass ich die Amerikaner großartig fand, aber sie waren zumindest besser als diese hier.«

Ende 2012 geschah etwas, das die angespannten Beziehungen der Sunniten zur Zentralregierung noch einmal drastisch verschärfte: Am 21. Dezember überfielen Sicherheitskräfte der Regierung das Haus des ehemaligen irakischen Finanzministers Rafi al-Issawi, eines beliebten sunnitischen Politikers und freimütigen Kritikers der Regierung Maliki. Tausende Angehörige des Dulaimi-Clans gingen in Falludscha auf die Straße. Einige von ihnen trugen Fahnen mit der Aufschrift: »Der Widerstand steckt uns noch immer im Blut.« Ihr ziviler Ungehorsam entwickelte sich schließlich zu einem Protest aller Sunniten, die über Monate hinweg in mehreren Städten Woche für Woche demonstrieren gingen.

Ein Jahr lang nahm Maliki die Protestmärsche hin, dann hatte er genug. Am 30. Dezember 2013 schickte er seine Sicherheitskräfte nach Ramadi, um die Demonstration zu beenden und eine Zeltstadt niederzureißen, die die Protestler auf einem der Plätze in der Stadt errichtet hatten. Es kam zu heftigen Zusammenstößen, und am Neujahrstag 2014 zündeten Demonstranten in Ramadi vier Polizeidienststellen an. Am 2. Januar erfassten die Ausschreitungen das benachbarte Falludscha, und am 3. Januar tauchte ein Konvoi bewaffneter IS-Kämpfer in der Stadt auf. Die Dschihadisten verbündeten sich mit den Stammesmilizen, und zusammen besiegten sie Polizei und Soldaten in einer Straßenschlacht, bei der mehr als 100 Menschen starben. Am 4. Januar flohen die überlebenden Regierungstruppen und die Stadtverwaltung aus Falludscha. Die Islamisten hissten auf dem Verwaltungsgebäude der Stadt die schwarze Flagge des IS.

Das Bündnis zwischen dem Dulaimi-Clan und dem Islamischen Staat fand schnell die Unterstützung anderer sunnitischer Stämme, und auch einer undurchsichtigen Organisation ehemaliger Baathisten, die sich selbst als Naqschbandi-Orden bezeichnete. Um die Kontrolle von Ramadi und fünf anderen Städten lieferten sich die Sunniten noch mehrere Wochen lang Schlachten mit der Armee, doch in Falludscha, wo der IS das Stadtzentrum fest im Griff hatte, herrschte fast so etwas wie eine unbehagliche Stille. Zum ersten Mal hatte die Terrororganisation eine irakische Stadt ganz offiziell und komplett in ihrer Gewalt.

Der IS nutzte die Gunst der Stunde, um auf Twitter eine wahre Flut von Propagandabildern zu posten, auf denen zu sehen war, wie die siegreichen Truppen durch das Zentrum eben jener Stadt paradierten, aus der die US Marines zehn Jahre zuvor Zarqawis Männer vertrieben hatten. Unter den Kämpfern, die für die Fotos posierten, befand sich auch Abu Wahib al-Dulaimi, der schillernde, publicitybesessene

IS-Kommandant für die Provinz al-Anbar, der auf der Schnellstraße die drei syrischen Lkw-Fahrer erschossen hatte. Auf einem Bild sieht man ihn neben einem brennenden Polizeiauto, ein Gewehr in der Hand und das Gesicht zu einer Grimasse verzogen. Mit seinem schwarzen Mantel und den Stiefeln sieht er aus wie ein Revolverheld in einem Western. Auf einer anderen Aufnahme läuft er durch eine vom IS besetzte Polizeistation und trägt einen Stapel mit Akten, wie ein Büroangestellter vom Jüngsten Gericht. Iraker, die sich diese Bilder ansahen, könnten den Familiennamen des Mannes wiedererkannt haben: Abu Wahib war offenbar ein Angehöriger des Dulaimi-Clans, also verwandt mit denen, die die Proteste in Falludscha organisiert hatten. Die früheren Feinde kämpften nun Seite an Seite.

Im Weißen Haus betrachteten Präsident Obamas Sicherheitsberater diese Bilder mit großer Bestürzung. Regierungsvertreter verkündeten in aller Eile, die versprochene militärische Hilfe für die Regierung Maliki – unter anderem die neuartigen Hellfire-Raketen – möglichst schnell zu liefern. Zwar lag die Sicherheit der Iraker jetzt in den Händen von Maliki, worauf er selbst bestanden hatte; doch dass Terroristen im Irak eine komplette Stadt übernahmen, konnten die USA nicht hinnehmen.

Zaidan allerdings hielt den Aufstand für eine innere Angelegenheit seines Landes (und viele seiner Landsleute sahen das genauso). Seiner Meinung nach schätzten die Amerikaner und die Regierung in Bagdad die Lage wieder einmal völlig falsch ein.

»Das ist eine Stammesrevolte«, teilte Ali Hatim al-Suleiman, der Anführer des Dulaimi-Clans, der in London ansässigen arabischsprachigen Zeitung *Asharq Al-Awsat* mit. Und Tarik al-Haschimi, der sunnitische Politiker und Freund von US-Botschafter Robert Ford, sprach sogar vom »Irakischen Frühling«. Er selbst befand sich mittlerweile

im Exil in der Türkei, nachdem Maliki versucht hatte, ihn zu verhaften.

Die Sunniten gaben freimütig zu, dass die Stämme dem Islamischen Staat die Provinz al-Anbar überlassen hatten, sprachen dabei aber von einer lediglich vorübergehenden Maßnahme. Der IS sorge nur für zusätzliche Feuerkraft, die die Sunniten benötigten, um sich ihre lang ersehnte Unabhängigkeit von der irakischen Zentralregierung zu erkämpfen, die ihre Macht missbrauche. Außerdem handele es sich bei diesen Dschihadisten um sunnitische Patrioten und nicht etwa um vom Töten besessene Verbrecher, wie sie zu Zarqawis Zeit die Organisation dominiert hätten.

»Sie haben sich verändert«, sagte Zaidan über den IS. »Die Führungsriege besteht jetzt aus Irakern, und ihr Programm hat sich komplett verändert. Die Regierung behauptet, dass Baghdadi ein Terrorist ist, aber das ist er nicht. Er verteidigt 15 Millionen Sunniten. Er steht beim Kampf gegen die Perser an vorderster Front.« Es stimmte, Zarqawi war damals auf Ablehnung gestoßen, als er nach der Invasion der USA mit seiner kleinen Gruppe militanter Sunniten in die Provinz al-Anbar einfiel. Zarqawi war zwar ebenfalls ein Stammesangehöriger, jedoch von einem anderen Stamm. Baghdadi hingegen war in Samarra aufgewachsen und ein echter Iraker, wie Zaidan anmerkte. Ihn konnten sie in Schach halten, wenn nötig.

»Er wagte es gar nicht erst, von der Scharia zu reden«, so Zaidan, »denn er weiß genau: Die Stämme werden die Scharia nicht akzeptieren. Diese Leute haben ihre Lektion gelernt. Sie werden nicht die gleichen Fehler begehen wie beim letzten Mal.«

Währenddessen fing der IS bereits an, ein paar alte Rechnungen zu begleichen, und das ausgerechnet in jenen Gegenden von al-Anbar, in denen man die Dschihadisten mit offenen Armen empfangen hatte. Einer von Zaidans Nachbarn in Ramadi, der sunnitische Stammesscheich Abd

al-Razzaq al-Suleiman, befand sich gerade auf einer Geschäftsreise, als ein Laster voll mit schwarz gekleideten Kämpfern die Auffahrt zu seinem Haus hinauffuhr. Die Dschihadisten erschossen einige von Suleimans Leibwächtern, zerstörten seine Autos und machten dann sein Haus mit mehreren Sprengladungen dem Erdboden gleich. Suleimans Vergehen war, dass er acht Jahre zuvor der Anführer der Bewegung »Erwachen von Anbar« gewesen war, die mit den US-Truppen kooperiert hatte, um die Anhänger von Zarqawi aus der Provinz zu vertreiben.

»Sie haben alles, was in meinem Haus war, gestohlen, bevor sie es in die Luft jagten«, sagte Suleiman, der hinterher seinen Wohnsitz zu seiner eigenen Sicherheit nach Jordanien verlegte. »Es war meine Pflicht und zugleich auch eine Ehre für mich, als Stammesführer mit den Amerikanern zusammen den Terrorismus zu bekämpfen. Doch jetzt habe ich den Eindruck, dass sie uns im Stich lassen. Sie lassen uns einfach im Regen stehen.«

Am 11. Februar 2014 betraten zwei führende US-Geheimdienstler einen Anhörungssaal des Senats, um das alljährliche »Worldwide Threat Assessment« zu präsentieren. Dieser Katalog globaler Probleme und Sicherheitsrisiken ist traditionell eine der bedrückendsten Präsentationen des politischen Jahres in Washington, und in jenem Jahr wirkte er besonders düster. James Clapper, der Nationale Geheimdienstdirektor, und General Michael Flynn, Direktor der Defense Intelligence Agency, umrissen eine ganze Reihe neuer Gefahrenquellen, unter anderem Cyber-Terrorismus, das neuerdings wieder ziemlich aggressive Russland, Nordkoreas Kernwaffenprogramm, diverse globale Pandemien sowie einen Zusammenbruch der Regierungsbehörden im Nahen Osten und in Nordafrika, der sich als katastrophal erweisen könnte. Doch als sie zum Thema Syrien und IS kamen, traf Flynn eine Prognose, die die Anwesenden aufhorchen ließ.

»ISIL wird 2014 wahrscheinlich versuchen, große Gebiete im Irak und in Syrien zu erobern, um zu zeigen, wozu die Organisation imstande ist«, so Flynn. (Er benutzte das Akronym für den Islamischen Staat, das die Regierung bevorzugte.) Die schwarzen Flaggen wehten bereits über Falludscha, sagte er, und der IS würde vermutlich noch weitere Städte unter seine Kontrolle bringen. Damit wollten die Islamisten demonstrieren, dass sie immer stärker wurden, und ihre Fähigkeit unter Beweis stellen, »mehrere sichere Zufluchtsorte gleichzeitig zu unterhalten«. Dem Anlass einer Kongressanhörung entsprechend wählte Flynn seine Worte sehr sorgfältig. Seine private Einschätzung der Lage war noch um einiges düsterer. Er hatte zehn Jahre zuvor gegen eben diese Terroristen gekämpft und wusste besser als die meisten, wozu der IS fähig war.

Als ehemaliger Geheimdienstleiter für General Stanley McChrystal gehörte Flynn einst zu den wichtigsten Personen im Irak bei der Jagd nach Zarqawi. Ihm war klar, dass der IS auf der gleichen vertrauten Ideologie aufbaute und die gleichen Taktiken anwendete. Nach den Gefängnisausbrüchen im Jahr zuvor erkannte er sogar viele der Namen wieder.

»Das hier sind die Kinder von Zarqawi«, sagte Flynn. »In den 18 Monaten nach Zarqawis Tod gelang es uns, viele Kommandanten aus der mittleren bis obersten Führungsriege festzunehmen. Die meisten waren Iraker, und viele von denen, die im Gefängnis landeten, waren früher beim Militär gewesen. Jetzt sind sie alle auf freiem Fuß.«

Aber unter Baghdadi lernte der IS auch dazu und passte sich neuen Gegebenheiten an, wie Flynn erklärte. Baghdadi war ein Mann, der seine nächsten Schritte stets genau plante. Er brachte große Geduld auf und zeigte strategisches Geschick, wenn es darum ging, Allianzen aufzubauen und sich zu vernetzen. Kurzum: Die jüngsten Erfolge des IS im Irak waren alles andere als ein Zufall.

»Sie sind besser geworden, weil sie darauf geachtet haben, wo sie angreifbar waren«, sagte Flynn. »Zarqawi versuchte, möglichst schnell einen Bürgerkrieg anzuzetteln, um die Lage im Irak zu seinem Vorteil zu nutzen. Aber er hat einen entscheidenden Fehler begangen: Er hat nicht daran gedacht, die Stämme in al-Anbar auf seine Seite zu ziehen. Stattdessen nahm er ihnen die Autorität, und dann missbrauchte er seine neu gewonnene Macht, weil er ein hinterhältiger Typ war. Genau das wissen die neuen Leute beim IS, und deshalb gehen sie ganz anders vor.«

Langsam gelang es Baghdadi, die Beziehungen zu den sunnitischen Stämmen wiederherzustellen, wie Flynn erzählte (und damit die Einschätzung von Zaidan und den anderen Stammesangehörigen bestätigte). Der Anführer des IS nutzte den Aufstand in Syrien dazu, seine Finanzen zu verbessern, frische Rekruten ins Land zu holen und für eine neue ideologische Motivation zu sorgen. Außerdem schuf er eine Organisationsstruktur, der Experten aus ganz unterschiedlichen Bereichen angehörten, beispielsweise für Wohnraum, Transportlogistik oder strategische Kommunikation.

»Die, die jetzt dabei sind, denken langfristig«, so Flynn. »Sie sehen das Ganze als generationsübergreifende Aufgabe.«

Und sie würden bald wieder zuschlagen. Die Geheimdienste beobachteten beim IS deutliche Anzeichen der Mobilisierung für eine Offensive. Aber was war das Ziel? Ging es gegen Bagdad? Gegen Damaskus?

Die US-Geheimdienste, die die Vorbereitungen aus der Ferne beobachteten (zum Beispiel über Satellit), waren überzeugt, dass der IS einen Vorstoß ins irakische Kernland plante, um am Ende Bagdad anzugreifen. Pflichtschuldig reichten die CIA-Analysten ihre Berichte ein, die über das Büro des Direktors ihren Weg ins Weiße Haus fanden. Die Berichte warnten davor, dass jeder IS-Kämpfer, der die

Grenze zum Irak überquerte, einer deutlich geschwächten staatlichen Armee gegenüberstand, die gegen die Aufständischen in Falludscha und anderswo zuletzt kaum noch einen Erfolg errungen hatte. Wie geschwächt sie aber wirklich war, konnten die USA indes kaum beurteilen – nachdem die letzten US-Truppen das Land verlassen hatten, hatte die Regierung von Ministerpräsident Maliki die Kooperation mit den US-Geheimdiensten größtenteils eingestellt.

Dennoch hatte in Washington niemand geahnt, welche Katastrophe das Land in den folgenden Wochen heimsuchen sollte, wie ein hochrangiger Geheimdienstler bestätigte, der damals die Ereignisse im Irak genau verfolgte. »Obwohl amerikanische Geheimdienst-Analysten immer wieder darauf hinwiesen, in welchen Schwierigkeiten sich die irakischen Sicherheitskräfte befanden, hatte kaum jemand voraussehen können, wie schnell sie auf einmal kollabierten«, so der Beamte.

Die große Offensive begann mit einem Angriff auf die Vaterstadt ihres Anführers Baghdadi. Kurz nach Mitternacht am 5. Juni 2014 jagte ein Sonderkommando des IS südlich der Stadt Samarra – Heimat mehrerer Generationen des al-Badri-Clans –, eine Polizeidienststelle in die Luft. Wenige Stunden später kamen etwa 150 Kämpfer in Pick-up-Trucks in die Stadt gefahren, auf denen großkalibrige Geschütze montiert waren. Die Dschihadisten besetzten die wichtigsten Verwaltungsgebäude und die Hochschule von Samarra. Dann lieferten sie sich Gefechte mit der örtlichen Polizei, die sich rund um die al-Askari-Moschee verschanzte – jenes alte Gotteshaus, dessen ikonische goldene Kuppel Zarqawi acht Jahre zuvor hatte zerstören lassen. Die irakische Armee schickte Truppen aus Bagdad, und bald zogen sich die Invasoren wieder zurück. Zu diesem Zeitpunkt hatten sich die Kämpfe allerdings bereits auf viele weitere Städte entlang der Schnellstraße

ausgebreitet, die von Falludscha bis zur syrischen Grenze verlief.

Währenddessen rückte die zentrale Kolonne der IS-Armee, etwa 1500 Mann, auf Mossul vor und brachte sich am Rande der Stadt in Stellung. Zum Schutz der Stadt, die 1,8 Millionen Einwohner zählte, waren 25.000 Angehörige der irakischen Sicherheitskräfte abgestellt – zumindest theoretisch. In Wirklichkeit waren es wohl eher 10.000, wie der für die Provinz Ninawa zuständige Einsatzleiter später zugab; viele Männer hatten bereits desertiert, oder es waren Jobs, die zwar auf den Gehaltslisten der Polizei auftauchten, aber eigentlich nur auf dem Papier existierten, so Generalleutnant Mahdi al-Gharawi nach der Schlacht gegenüber Reuters. Die, die noch vor Ort waren, um die Stadt zu verteidigen, waren zudem alles andere als gut ausgestattet: Ein Großteil der Panzerfahrzeuge und der schweren Waffen war im Januar nach Süden verlegt worden, um Ramadi und andere Städte in der Provinz al-Anbar zurückzuerobern.

»In meinem ganzen Bataillon haben wir nur ein einziges Maschinengewehr«, teilte Oberst Dhijab Ahmed al-Assi al-Obeidi, einer der Bataillonskommandanten von Mossul, dem Pressedienst mit. Als der IS am 6. Juni vor Sonnenaufgang in seinem Bezirk auftauchte, »hatten die auf jedem Pick-up ein Maschinengewehr.«

Die ersten Invasoren rasten mit Humvees und Pick-up-Trucks in das Stadtviertel Tammoz im Norden von Mossul und beschossen die defensiven Stellungen der irakischen Armee mit Maschinengewehren. Gleichzeitig wurden mehrere mit Granaten und Scharfschützengewehren bewaffnete IS-Zellen aktiv, die sich bereits in der Stadt befanden. Die Verteidiger hielten dem Druck nicht stand, und binnen weniger Stunden rückten Kolonnen von IS-Fahrzeugen ins Zentrum von Mossul vor, bis sie nur noch ein paar Häuserblocks von dem Hotel entfernt waren, wo Generalleutnant Gharawi seine Kommandozentrale hatte.

Um 16:30 Uhr erfolgte der entscheidende Schlag. Ein mit Sprengstoff voll gepackter Wassertransporter raste in das Hotel, und die Explosion tötete zahlreiche hochrangige Offiziere der irakischen Armee; einige kamen mit schweren Verletzungen davon.

»Der Knall war in ganz Mossul zu hören«, erzählte Bataillonskommandant Obeidi, der bei dem Angriff ein Bein verlor.

Bald gab die Armee ihren Widerstand auf. Gegen Abend hatten sich Polizisten und Soldaten ihrer Uniformen entledigt und flohen in Zivilkleidung vom Schlachtfeld. Alle, die dem Islamischen Staat in die Hände fielen, wurden gruppenweise an die Wand gestellt und erschossen.

Zur Mittagszeit am 10. Juni, vier Tage nach Beginn der Offensive, kontrollierten die Dschihadisten den Flughafen und den Großteil des Stadtzentrums von Mossul. Sie raubten die Banken in der Innenstadt aus und nahmen aus einer Militärbasis Waffen und Ausrüstung im Wert von mehreren Millionen Dollar mit – alles »made in USA«. Dann besetzten sie das große Gefängnis in Mossul. Sie befreiten die sunnitischen Insassen, alle anderen – etwa 670 Schiiten, Kurden und Christen – töteten sie. Am Ende jenes Tages war die zweitgrößte Stadt des Irak komplett in der Hand des IS.

Die irakische Armee brachte sich wieder in Stellung und startete eine Gegenoffensive, die immerhin verhinderte, dass der IS auf Bagdad vorrückte, auch wenn die Islamisten in anderen Landesteilen weiter an Boden gewannen. Bis Ende Juni kontrollierte die Terrororganisation vom Westen Syriens bis zum Zentralirak ein Territorium, das größer war als Israel und der Libanon zusammen.

Damit gehörte dem Mann an der Spitze der Bewegung weit mehr als nur Land und Immobilien: Er besaß jetzt Ölquellen, Raffinerien, Krankenhäuser, Universitäten, Kasernen, Fabriken und Banken. Wie Analysten später

bestätigten, belief sich Baghdadis Bar- und Kapitalvermögen beinahe auf eine halbe Milliarde Dollar.

Es gab zwar noch keine echte funktionierende Regierung, aber in einem sehr konkreten Sinn hatten die Islamisten nun ihren Staat.

Am 4. Juli 2014, einem Freitag, dem traditionellen muslimischen Tag des Gebetes, erschien Baghdadi mit seinen Leibwächtern in der Gebetshalle von Mossuls al-Nuri-Moschee, die für ihr »schiefes Minarett« berühmt ist. Eine örtliche Legende besagt, Prophet Mohammed selbst sei für die außergewöhnliche Form des Turmes verantwortlich, weil er darüber hinweggeflogen war, als er in den Himmel aufstieg.

Manche Besucher des Gottesdienstes mögen sich in eine andere Zeit zurückversetzt gefühlt haben, als der Chef des Islamischen Staates in der Moschee vor sie trat und die Wiederherstellung des Kalifats verkündete. Ein paar Tage zuvor hatte der IS bereits eine ähnliche Erklärung abgegeben, aber jetzt machte Baghdadi es sozusagen offiziell, und das auch noch von der Minbar einer der heiligsten Stätten Mossuls.

Der ehemalige Schüler Zarqawis hatte sich vorher ganz offensichtlich einige Gedanken über seinen ersten öffentlichen Auftritt gemacht und bediente sich zahlreicher symbolischer Gesten, die jedem frommen Muslim vertraut waren. Baghdadis Kleidung – schwarzes Gewand und Turban – entsprach dem, was Allahs letzter Prophet am Tag seiner letzten Predigt trug. Langsam stieg er die Treppe zur Minbar empor. Er hielt vor jeder Stufe kurz inne, genau wie Mohammed es getan hatte. Als er oben war, begann er nicht sofort mit seiner Predigt, sondern zog zunächst einen Miswak aus der Tasche, ein geschnitztes Stück Holz, das zur Mundhygiene diente, und begann, sich die Zähne zu reinigen. Auch diese Handlung war eine bewusste Referenz an Mohammed, der, wie es in einem alten Hadith hieß,

seinen Anhängern riet, »regelmäßig den Miswak zu benutzen, denn wahrlich, er reinigt den Mund, und das gefällt dem Herrn«. Als er dann so weit war, sich seinem Publikum zuzuwenden, verkündete er formell den Sieg des Islamischen Staates. Das Kalifat, das die Bewegung seit Zarqawis Zeit angestrebt hatte, war endlich Wirklichkeit geworden.

»Allah hat euren Mudschaheddin-Brüdern nach so vielen Jahren des Dschihad, des geduldigen Wartens und des Kampfes gegen die Feinde Allahs die Gnade des Sieges und der Eroberung verliehen. Er hat ihnen den Erfolg gewährt und sie dazu befähigt, ihr Ziel zu erreichen«, sagte er, »also haben sie sich beeilt, das Kalifat auszurufen und einen Imam einzusetzen, denn dies ist die Pflicht der Muslime – eine Pflicht, die mehrere Jahrhunderte lang verloren war und fern von der Wirklichkeit dieser Welt.«

In seiner Predigt und in einer separat veröffentlichten Audiobotschaft erklärte Baghdadi, er sehne sich nicht gerade danach, »diese überaus große Verantwortung« zu übernehmen: »Ich wurde eingesetzt, um mich um euch zu kümmern, und ich bin nicht etwa besser als ihr.« Dennoch verfügte er, dass gläubige Muslime in aller Welt ihm in allen Angelegenheiten zu gehorchen hätten; immerhin sei er als Anführer des Islamischen Staates der Garant einer neuen Ordnung, die schon bald auch alle Nicht-Muslime akzeptieren müssten, ob sie wollten oder nicht.

»Wisset, dass ihr heute die Verteidiger der Religion und die Wächter des Islamischen Landes seid!«, verkündete Baghdadi. »Euch erwarten Trübsal und große Schlachten. Wahrlich, ihr könnt euer Blut nicht an einem besseren Ort vergießen als auf dem Weg, um die Muslime zu befreien, die hinter den Mauern der Götzenbilder gefangen sind. Also greift zu den Waffen, und rüstet euch mit Frömmigkeit! Lest den Koran, versteht, was er euch sagt, und setzt seine Lehren in die Tat um! Das ist mein Rat an

euch. Wenn ihr ihn befolgt, werdet ihr Rom erobern und die Welt besitzen.«

Als er mit seiner Predigt fertig war, stieg der selbst ernannte Kalif Baghdadi die Stufen der Minbar genauso vorsichtig und gemächlich hinab, wie er sie emporgestiegen war. Er hielt kurz inne, um zu beten, und dann marschierte er mit seinen Leibwächtern aus der Moschee, um zu kämpfen und danach, so Allah es wollte, zu regieren.

An jenem Tag im Juni, als Mossul dem IS in die Hände fiel, saß Abu Haytham in seinem Büro und nahm die Telefonanrufe gestresster Abgeordneter entgegen, die Mühe hatten, mit den neuesten Entwicklungen Schritt zu halten. In der Ecke stand ein kleiner Fernseher, bei dem der Ton stumm geschaltet war und der in einer Endlosschleife die siegreichen IS-Kämpfer zeigte. Einige grinsten und winkten von der Ladefläche von Pick-up-Trucks herunter, andere liefen durch die Hauptstraßen von Mossul, vorbei an verrammelten Schaufenstern und brennenden Polizeifahrzeugen. An Autoantennen und provisorischen Fahnenmasten flatterten schwarze Flaggen.

Niemand hatte einen so schnellen Zusammenbruch der irakischen Armee vorhergesehen, nicht einmal hier beim jordanischen Geheimdienst, der sich rühmte, er lasse sich niemals überraschen. Mit blutunterlaufenen Augen blickte Abu Haytham immer wieder auf den Fernsehschirm. Die Finger seiner großen Hände bearbeiteten energisch die Perlen einer Gebetskette. Zwar hatten sie diesen Zeitpunkt längst kommen sehen, dennoch war nun alles verdammt schnell gegangen. »Diese Möglichkeit bestand leider von Anfang an«, sagte er. Seine Stimme klang müde.

Seit fast drei Jahrzehnten gehörte er nun der Anti-Terror-Abteilung an, und inzwischen war er Brigadier, ein ranghoher Offizier. Abu Haytham war schon immer ein ernster Mann gewesen, doch mit der Zeit war er immer

trübsinniger geworden und die Last auf seinen Schultern immer schwerer. Sein Büro war stets aufgeräumt und frei von jeglichem Zierrat, mit Ausnahme einer Prunkausgabe des Korans und eines Fotos, das ihn in jungen Jahren und mit einem inzwischen selten gewordenen Lächeln im Gesicht zeigte, wie er dem König seines Landes die Hand schüttelte. An einem Bügel neben der Tür hing ein Ersatzanzug für jene Tage, an denen er so viel zu tun hatte, dass er es nicht mehr nach Hause schaffte.

Diese Tage häuften sich nun. Der Muchabarat befand sich schon seit Beginn des Aufstandes in Syrien in höchster Alarmbereitschaft. Damals hatten sie noch Katz und Maus gespielt mit Waffenschmugglern und Dschihad-Rekruten, die versuchten, illegal über die Grenze zu kommen. Jetzt waren es die Dschihadisten, die auf der anderen Seite die Grenzposten kontrollierten. In Jordanien selbst schien es zwar im Großen und Ganzen ruhig, doch es gab einige Anzeichen dafür, dass sie sich dessen nicht allzu sicher sein durften. In der Stadt Ma‘an im Süden des Landes, einer Brutstätte für Islamisten unweit des längst verlassenen Gefängnisses Al-Dschafr, sprühten Vandalen ab und zu Slogans des IS auf die Hauswände oder brachten am Platz im Zentrum des Ortes schwarze Flaggen an. In Amman kam so etwas zwar nicht vor, aber natürlich beobachtete man mit zunehmender Sorge, was in den Nachbarstaaten passierte.

Einige Iraker, vor allem die Nachkommen der Stämme am Ostufer des Jordan wie Zaidan al-Dschabiri, waren bereit, sich auf einen Deal mit dem IS einzulassen, um sich vom Joch der schiitischen Herrschaft zu befreien. Aber die Islamisten, die Falludscha und Mossul eroberten, entpuppten sich als genauso brutal wie ihre Kollegen in ar-Raqqa. Gefangen genommene irakische Soldaten mussten vor den Kameras vorbeimarschieren, wurden erschossen und in Gruben geworfen. Mutmaßliche Ungläubige wurden auf offener Straße ermordet, und altbabylonische Artefakte

von unschätzbarem Wert, auf die die Iraker seit vielen Generationen stolz waren, wurden kurz und klein geschlagen. Eine kleine Anzahl religiöser Konservativer, deren Ansichten denen der Islamisten entsprachen, begrüßte diese Maßnahmen, doch von all jenen Irakern, die von der militärischen Stärke der Islamisten profitiert hatten, waren nur wenige an einer islamistischen Herrschaft interessiert. Nur war es jetzt leider zu spät, die Einladung rückgängig zu machen.

Abu Haytham war selbst ein Stammesangehöriger, und er konnte die Ressentiments der irakischen Sunniten gut nachvollziehen. Es überraschte ihn nur, wie effektiv es dem IS gelang, diese Ressentiments zu seinem Vorteil zu nutzen.

»Das ist ein Schneeballeffekt«, sagte er. »Alles beginnt damit, dass viele Leute unzufrieden sind, weil sie von ihrer Regierung nicht vertreten werden.« Daesch bzw. der IS »wusste genau, wie man von solchen Gefühlen profitieren kann. Das geht nun schon seit zwölf Jahren so, seit Beginn des Irak-Konfliktes 2003.« Und nicht nur im Irak: In mehreren anderen Ländern hatten bereits selbst ernannte »Wilajats«, Provinzen, des IS ihre Existenz verkündet, und schon bald sollte es neue lokale Gruppen in Saudi-Arabien, Libyen, Algerien, Nigeria, im Jemen, in Afghanistan und Pakistan geben. Überall versprachen die Islamisten, die Bevölkerung vom tyrannischen Regime zu befreien und eine gerechte Gesellschaft aufzubauen, die sich an gottgefälligen Grundsätzen orientierte. In Wirklichkeit bauten sie eine bewaffnete Diktatur auf, gekennzeichnet von Korruption, Grausamkeit und Mordlust.

Dem Muchabarat waren die Hände gebunden. Die Geschichte ließ sich nicht umkehren, an den vielen Fehlern, die bis zum heutigen Tage begangen worden waren, ließ sich nichts mehr ändern. Den Jordaniern blieb nichts weiter übrig, als sich selbst so gut es ging gegen eine gewalttätige Bewegung zu wehren, der bereits vor Jahren der Sprung über die Landesgrenze gelungen war.

»Sehen Sie, wie die sich vermehrt haben!« Abu Haytham wies auf den Fernsehschirm. »Wir tun alles, um sie zu stoppen. Manchmal werden sie krank, aber sie sterben einfach nicht!«

Epilog

Der Funke, der den Zorn der Araber entfachte, wurde nicht im Irak gezündet, wie Abu Mus‘ab az-Zarqawi vermutet hatte, sondern auf einem Trümmergrundstück in ar-Raqqa im Osten von Syrien. Hier hatten die Männer vom Islamischen Staat am kühlen, dunstigen Morgen des 3. Januar 2015 hinter einem zerbombten Gebäude ihre Videokameras installiert und einen Metallkäfig aufgestellt.

Mindestens zwei Dutzend Komparsen, alle in identischen Masken und Uniformen, nahmen ihre Plätze ein, einige bildeten eine Gasse, andere taten so, als stünden sie Wache. Dann wurde die Hauptperson hereingeführt: Mu‘adh al-Kasasba, 26 Jahre alt und Kampfflieger aus Jordanien. In einer locker sitzenden orangefarbenen Tunika und Hose, lief er ohne Begleitung und ohne Fesseln durch das neblige Filmset, als wandere er durch seinen eigenen Traum.

Die erste Aufnahme von Kasasba seit seiner Verschleppung am 24. Dezember zeigte einen jungen Mann mit verquollenem Gesicht, das deutliche Anzeichen von Misshandlungen aufwies. Bevor er auf das Filmset geführt worden war, hatte er sich vor eine andere Kamera setzen und seine Geschichte erzählen müssen. Oder zumindest jene Teile davon, die der IS von ihm hören wollte.

»Ich bin der Erste Leutnant Mu‘adh al-Safi Jusef al-Kasasba, Jordanier aus Karak«, begann er, »Offizier der königlich-jordanischen Luftstreitkräfte.« Was Kasasba dann erzählte, entsprach im Großen und Ganzen den tatsächlichen Ereignissen vom 24. Dezember. Der

Jordanier, der seit fast drei Jahren F-16 flog, hatte den Befehl erhalten, in einem bestimmten Raster von Koordinaten, das die Stadt ar-Raqqa beinhaltete, Stellungen des IS zu bombardieren. Sein Flugzeug war Teil einer Armada arabischer und westlicher Flugzeuge, die Angriffe gegen den IS flogen, seit Präsident Barack Obama im September 2014 Luftschläge angeordnet hatte, um die Terrororganisation aus ihren Rückzugsorten im Irak und in Syrien zu verjagen.

Bereits ein paar Wochen vorher hatte Obama US-Kampfflugzeuge und Drohnen in den Irak beordert, um zu verhindern, dass der IS auf die Mossul-Talsperre und die kurdische Hauptstadt Erbil vorrückte. Dann hatte er verkündet, ab sofort werde eine breitere Koalition die Luftangriffe übernehmen, der Flugzeuge aus Jordanien und fünf weiteren arabischen Staaten angehörten, unter anderem Saudi-Arabien, den Vereinigten Arabischen Emiraten und Katar. »Dieser Anti-Terror-Feldzug wird sich auszeichnen durch stetige, unermüdliche Anstrengungen, den Islamischen Staat zu vernichten, wo auch immer er sich aufhält«, verkündete Obama in einer Fernsehansprache.

Am 24. Dezember war Kasasba zu einem Routineflug aufgebrochen, einem von vielen Bombardements im Rahmen dieser kollektiven Mission. Der Pilot hatte sein Ziel im Visier und die Nase seines Kampfjets bereits abgesenkt, als sein Wingman bemerkte, dass das Heck in Flammen stand. Nahezu im selben Augenblick leuchtete eine Lampe auf der Instrumententafel auf und zeigte einen Motorschaden an, und das Flugzeug verließ seine Bahn. Der Pilot riss sofort am Schleudersitz-Hebel und wurde aus dem Cockpit katapultiert, während seine F-16 in Richtung Euphrat abstürzte.

»Ich war abgesprungen und fiel in den Fluss«, sagte er auf dem Video.

Für einen Rettungsversuch hatten seine Kameraden keine Zeit mehr – Kasasba kämpfte noch immer mit dem Gurt vom Schleudersitz, als sich ihm ein stämmiger Mann mit schwarzem Bart und gestrickter Kappe näherte.

»Seitdem bin ich ein Gefangener der Mudschaheddin«, sagte Kasasba.

Der IS verschwendete keine Zeit, diesen Glücksfall für seine Propaganda zu nutzen. Binnen neun Tagen nach dem Absturz – beide Seiten hatte gerade mit den Verhandlungen über einen möglichen Gefangenenaustausch begonnen – hatte die Medienabteilung der Gruppe bereits den Entwurf für ein neues Hinrichtungsvideo ausgearbeitet. Am Rande von ar-Raqqa in der Nähe des Flusses fand man einen geeigneten Standort und beschaffte einen würfelförmigen Käfig aus dünnen Metallstäben mit einem offenen Boden von der Größe einer großen Bettdecke. Die Crew installierte mehrere Kameras auf Stativen und parkte in der Nähe einen mit Sand und Geröll beladenen Bagger. Am Morgen des 3. Januar war das Filmset einsatzbereit.

Das Video ist eine komplett professionelle Produktion, viel besser und zeitgemäßer als damals die verwackelten Heimvideos von Abu Mus‘ab az-Zarqawi. Die endgültige Schnittfassung beginnt mit einer langen, sauber produzierten Einleitung mit Computergrafiken und einer Reihe Clips von Jordaniens König Abdullah II. bei öffentlichen Auftritten und beim Händeschütteln mit Präsident Obama. Dann zeigt eine 3-D-Animation einen F-16-Jet, der auseinanderbricht; die Einzelteile setzen sich neu zusammen und bilden arabische Schriftzeichen, die den Titel des Videos darstellen. Darunter steht, in recht kryptisches Englisch übersetzt: *Healing the Believers’ Chests* – »die Brust der Gläubigen heilen«.

Der Kern des Propagandafilmes ist eine Montage von Videobildern des verschleppten Piloten neben den Leichnamen von Kindern und anderen angeblichen Opfern der Bombardements. Dann zeigt die Kamera Kasasba, wie

er langsam eine Reihe maskierter IS-Kämpfer entlangschreitet, in der kalten Januarluft sieht man seinen Atem. Plötzlich befindet er sich im Inneren des Käfigs. Er steht aufrecht und hält den Kopf gesenkt, vielleicht betet er. Die orangefarbene Tunika des Piloten, die eben noch trocken war, ist jetzt mit Benzin getränkt.

Ein maskierter Soldat – ein Untertitel identifiziert ihn als Anführer einer IS-Einheit, die bei einem der Luftangriffe der Koalition bombardiert worden ist – nimmt eine lange Fackel und entzündet damit eine Pulverspur, die durch die Metallstäbe führt. Sekunden später steht Kasasba in Flammen. Er springt umher und wirft sich herum, aber es gibt kein Entrinnen. Schließlich umklammert er das Gesicht mit beiden Armen und sinkt auf die Knie, dann sieht man nur noch die Flammen. Ein paar Augenblicke darauf sieht man noch, wie sein verbrannter Leichnam umkippt, bevor der Bagger Käfig und Pilot unter Schutt und Staub verschwinden lässt.

Zu guter Letzt zeigt die Kamera in Nahaufnahme eine schwarze, verbrannte Hand, die aus den Trümmern herausragt. Und ganz am Schluss, anstelle des üblichen Abspanns, zeigt das Video Fotos und Namen weiterer jordanischer Kampfpiloten und verspricht eine Prämie von 100 Dinar in Gold für jeden, der einen dieser Männer aufgreift und tötet. »Gute Nachrichten für jeden, der sich für seinen Glauben einsetzt«, hört man den Sprecher, »und sich durch eine Tötung vor dem Feuer der Hölle rettet.«

Am späten Vormittag war das grausige Werk für die Filmcrew vollbracht. Jetzt ging der Film ins Studio zur Postproduktion; bis das Video für die Veröffentlichung bereit war, würde es noch ein paar Wochen dauern. Später an jenem Tag und in den Tagen, die folgten, diskutierte man beim IS, ob man Kasasba nicht lieber hätte freilassen sollen, wenn die Jordanier sich auf einen Deal eingelassen hätten.

—

Es war nicht das erste Mal, dass der IS versuchte, die Welt mit einer extrem grausamen Aktion zu schocken. Vier Monate vor Kasasbas Tod hatte ein Video mit der Enthauptung des entführten Fotojournalisten James Foley westliche Regierungen empört und dafür gesorgt, dass in den USA die öffentliche Unterstützung für ein militärisches Vorgehen gegen den Islamischen Staat wuchs. Kurz nach dem Mord an Foley töteten die Terroristen Steven Sotloff, einen Reporter vom *Time Magazine*, Peter Kassig, einen ehemaligen Ranger der US-Armee, sowie zwei Mitarbeiter einer Hilfsorganisation, die Briten David Haines und Alan Henning. Viele weitere Personen teilten ihr Schicksal, darunter verschleppte syrische und libanesische Soldaten, kurdische Frauen, irakische Videofilmer und mehrere Japaner. Libysche Dschihadisten, die dem IS ihre Treue schworen, filmten die Hinrichtung von Christen, die sie in Gruppen von zwanzig oder mehr Menschen auf einmal umbrachten.

Dennoch war es vor allem der Tod des jungen Piloten, der in der arabischen Welt für besonders heftige Reaktionen sorgte. Von der kosmopolitischen Hauptstadt Jordaniens bis hin zu den Dörfern der konservativen Wahhabiten in Saudi-Arabien ertönte ein Aufschrei des Entsetzens und der Entrüstung. So brutal die Enthauptung von Gefangenen auch war, wurde sie doch vom Koran ausdrücklich gebilligt und von der saudischen Regierung bei ihren offiziellen Hinrichtungen auch regelmäßig angewendet. Aber einen Menschen – noch dazu einen praktizierenden sunnitischen Muslim – bei lebendigem Leib zu verbrennen? Damit hatte der Islamische Staat ein uraltes Tabu gebrochen.

»Nur Gott straft durch Feuer«, schrieb Salman al-Odah, ein weithin verehrter saudischer Gelehrter und Betreiber der beliebten Webseite *Islam Today*, auf Twitter. »Jemanden zu verbrennen, ist ein abscheuliches Verbrechen, das das

Islamische Recht ablehnt, unabhängig von der Begründung dafür.« Der saudische Großmufti Abdul Aziz asch-Schaich, einer der wichtigsten Kleriker seines Landes und als Jurist dazu ermächtigt, rechtliche Angelegenheiten durch eine Fatwa zu regeln, erklärte, der IS sei schlichtweg nicht muslimisch: »Das sind Feinde des Islam.« Doch die erstaunlichste Kritik am IS kam von einem Mann, der aufgrund seiner Lehren lange Zeit zum äußersten Rand des radikalen Spektrums gezählt wurde: Abu Muhammad al-Maqdisi, dem dschihadistischen Gelehrten, der während Zarqawis Zeit im Gefängnis dessen persönlichen Mentor gewesen war. Seit Zarqawis Nachfolger jedoch überall in Syrien und im Westirak für Tod und Verderben sorgten, sah Maqdisi den Islamischen Staat immer kritischer. Bei den Islamisten galt er noch immer als einer der Gründer der Bewegung und einer ihrer wichtigsten Theoretiker. Maqdisi hatte mit Zarqawi gebrochen, als jener begann, unschuldige Schiiten ermorden zu lassen. Nun kritisierte er in aller Öffentlichkeit Abu Bakr al-Baghdadi dafür, Personen wie den Briten Alan Henning hinzurichten, der sich lediglich in Syrien aufgehalten hatte, um den Menschen dort zu helfen. »Henning arbeitete mit einer Wohltätigkeitsorganisation zusammen, die von Muslimen geleitet wird«, schrieb Maqdisi in einem offenen Brief, den er auf seiner Webseite veröffentlichte. »Ist es sinnvoll, ihn damit zu belohnen, dass man ihn entführt und tötet?«

Seit sich nach dem Gefängnisaufenthalt und der Amnestie 1999 seine und Zarqawis Wege getrennt hatten, lebte Maqdisi in Jordanien. Auch wenn er seither viel Zeit in der Haftanstalt des Muchabarat verbracht hatte, fuhr er fort, seine Ansichten zu aktuellen Themen zu verbreiten, in offenen Briefen und im Internet. Hin und wieder gab es unter den Islamisten Zweifel, ob Maqdisi wirklich immer seine eigene Meinung kundtat oder nicht manches von dem, was er von sich gab, ihm inzwischen vom Muchabarat vorgegeben wurde. Doch in einem Punkt blieb Maqdisi voll

und ganz seiner Linie treu, und das galt für seine Schriften wie auch für private Gespräche mit Journalisten und Freunden: Das Töten gewöhnlicher Muslime verstieß gegen den Islam, ganz gleich, ob es sich dabei um religiöse Pilger handelte oder um sunnitische Kampfpiloten.

Nach der Entführung von Kasasba bot sich Maqdisi sogar als Vermittler für einen Gefangenenaustausch an – der Pilot sollte gegen Sadschida al-Rischawi, die zum Tode verurteilte gescheiterte Selbstmordattentäterin, übergeben werden. Anfang 2015 tauschte er Nachrichten mit einem Mann aus, bei dem es sich wahrscheinlich um Abu Mohammad al-Adnani handelte, Baghdadis persönlichen Sprecher.

»Ich konzentriere mich gerade darauf, ein Abkommen zu erreichen, das von großem Interesse für Sie sein dürfte«, teilte Maqdisi Adnani in einem ihrer Dialoge mit, der später auf Social-Media-Seiten verbreitet wurde. Falls der IS den Piloten freilasse, so Maqdisi, könnten sie einer »Dschihad-Schwester« das Leben retten und verhindern, dass die Reputation der Gruppe in der arabischen Welt noch weiter litt.

Die Reaktion des IS bestand in dem Video mit der Hinrichtung des Piloten, die bereits einen Monat zuvor stattgefunden hatte. Maqdisi war außer sich.

»Sie haben mich belogen«, sagte er dem jordanischen Sender Roya TV,»dabei haben sie feierliche Eide geschworen! Dann aber wurde mir klar, dass sie den Piloten bereits getötet hatten.«

Maqdisi brach alle Beziehungen zu der Bewegung ab, die er mit aus der Taufe gehoben hatte. Im Interview verdammte er diesen irregeleiteten Zweig der Dschihad-Bewegung, der »die Tradition des Abschlachtens begonnen« habe – eine deutliche Anspielung auf seinen ehemaligen Schüler Zarqawi. »Für sie gibt es Eroberungen und Siege ausschließlich mithilfe von Mord und Totschlag«, sagte er. »Sie schlachten viele ihrer Gegner ab und zeigen

das dann auf dem Fernsehschirm, bis die Leute schockiert sind und fragen: ›Ist das etwa der Islam?‹ Und dann müssen wir wieder den Islam verteidigen und klarstellen, dass das eben *nicht* der Islam ist.«

Als Maqdisi diese Worte sagte, hielt er sich in seiner Wohnung in Amman auf; die jordanische Regierung hatte ihn ein paar Monate vorher aus der Haft entlassen, im Rahmen eines inoffiziellen Waffenstillstandes zwischen der Monarchie und dem Geistlichen, der einst den Sturz eben dieser Monarchie gefordert hatte. Am 4. Februar 2015, dem Tag, an dem Rischawi im Swaqa-Gefängnis hingerichtet wurde, ließ Jordaniens Staatsanwalt alle laufenden Anklagen gegen Maqdisi fallen. Zum ersten Mal, seitdem er mehr als 20 Jahre zuvor zusammen mit Zarqawi verhaftet worden war, hatte Maqdisi ganz offiziell eine weiße Weste.

Prominente muslimische Geistliche und Gelehrte hatten schon früher immer wieder Terrorakte verurteilt, nicht zuletzt die Anschläge vom 11. September 2001. Doch eines war nun anders: Diesmal gaben die höchsten politischen und religiösen Institutionen der arabischen Welt zu, dass es nicht mehr ausreichte, die Dschihadisten bloß zu kritisieren.

Am 1. Januar 2015, eine Woche nach der Verschleppung des jordanischen Piloten, trat der ägyptische Präsident Abd al-Fattah as-Sisi bei einer Versammlung einflussreicher religiöser Autoritäten des sunnitischen Islam auf und forderte eine islamische Reformation – eine »Revolution«, um den Fundamentalisten und Radikalen, die die zentrale Botschaft des Islam ins Gegenteil verkehrt hatten, die alte Religion wieder zu entreißen. Die Gewaltakte, die von Gruppen wie IS und Al-Qaida ausgingen, seien bloß die Symptome einer größeren Krise, mit der sich alle Muslime auseinandersetzen müssten, wie er sagte.

»Wir müssen die Situation, in der wir uns derzeit befinden, genau betrachten«, mahnte Sisi bei der

Versammlung in der Azhar-Universität in Kairo, die seit mehr als 1000 Jahren das geistige Zentrum des sunnitischen Islam darstellt und für Muslime die Standards in Sachen Theologie und religiöse Praxis festlegt. »Wir dürfen nicht hinnehmen, dass die Ideologie, die wir heiligen, dazu dienen kann, unsere ganze Nation zu einer Quelle von Besorgnis, Gefahr, Tod und Zerstörung in aller Welt zu machen.«

Das Problem seien nicht der Islam und seine Glaubensgrundsätze, so Sisi, sondern »die Ideologie – bestimmte Konzepte und Texte, die wir im Laufe der Jahrhunderte immer wieder abgesegnet haben, bis zu dem Punkt, dass wir heute Probleme damit haben, sie überhaupt noch infrage zu stellen.« Als sich der Präsident schließlich direkt an den geistigen Anführer der Azhar-Universität, Ahmed el-Tayeb, richtete und den Großimam aufforderte: »Revolutionieren Sie unsere Religion!«, brandete im ganzen Saal Applaus auf. »Sie tragen die Verantwortung vor Gott«, fuhr Sisi fort. »Die ganze Welt wartet auf Ihr Wort. Denn die islamische Nation ist zerrissen, zerstört und auf dem Weg in die Verdammnis. Wir führen uns selbst in die Verdammnis.«

Einige Wochen später, nachdem das Video von der Hinrichtung des Piloten veröffentlicht worden war, verurteilte der Großimam den Islamischen Staat in einer nie dagewesenen Art und Weise: Der IS sei nicht nur unislamisch, sondern »satanisch«. Nie zuvor hatte ein prominenter Geistlicher so deutliche Worte gefunden. Später ging auch die Azhar-Universität hart gegen extremistische Geistliche vor und entließ mehrere Imame, die Gewalt befürworteten.

Trotzdem war jedem klar, dass der Rauswurf einiger Imame den Islamischen Staat kaum beeindrucken würde – und auch wenig an der Faszination änderte, die noch immer vom IS ausgeht. Unter den Tausenden Freiwilligen gibt es viele junge Männer, die nicht aus religiösen

Gründen mitmachen, sondern vielmehr gegen autoritäre arabische Regimes wie das von Sisi kämpfen wollen. Der libanesische Journalist Rami Chouri hat den Aufstieg und Fall islamistischer Bewegungen über vier Jahrzehnte verfolgt. Er ist der Meinung, dass Zarqawis intensiver Hass weitaus mehr von seinem Aufenthalt im Gefängnis und den dortigen Bedingungen herrührt als von irgendwelchen Predigten oder religiösen Schriften.

»Viele von denen, die erst Al-Qaida und dann den IS aufgebaut haben, wurden in arabischen Gefängnissen radikalisiert«, so Chouri. »Die Kombination von amerikanischen Kampfjets und arabischen Gefängnissen bildete den Nährboden, in dem Al-Qaida und der IS überhaupt erst keimen konnten.«

Als der König aus Washington abgereist war, hatte er geschworen, er werde »in den Krieg ziehen«, und genau das tat er auch. Noch bevor sein Flugzeug in Amman gelandet war, hatten bereits mehrere Schwadronen von Kampfjets der Koalition die Grenze zu Syrien überquert und eine Angriffswelle gestartet, die offizielle Stellen später als größte Attacke auf Stellungen des IS seit Beginn des Feldzuges bezeichnen sollten. Die Bomben trafen Ausbildungscamps, Kasernen und Waffendepots. Schätzungen zufolge starben bei dem Angriff mehr als 50 militante Kämpfer.

Zurück in Jordanien begab sich König Abdullah direkt in eine Sitzung seiner nationalen Sicherheitskräfte, um die nächste Phase zu planen. Das Fernsehen übertrug die Sitzung, bei der der Monarch, der zum Maßanzug die traditionelle karierte Kufiya trug, den Terroristen schwor, man werde den Tod des Piloten rächen.

»Wir führen diesen Krieg, um unseren Glauben, unsere Werte und unsere humanitären Prinzipien zu schützen«, sagte er. Und mit Blick auf den IS – »diese Verbrecher«, wie er sie nannte – fügte er hinzu: »Sie werden eine schwere Niederlage erleiden, mitten in ihren Festungen.«

Vor dem Gebäude erwartete ihn ein ungewohnter Anblick: Tausende Jordanier säumten die Straßen, um die Autokolonne des Königs zu begrüßen. Doch es waren nicht die üblichen älteren Männer, die normalerweise bei Kundgebungen auftauchten, wenn es galt, der Regierung zuzujubeln. Nein, das hier waren junge Leute, und viele blieben bis in den späten Abend hinein auf der Straße, zündeten Kerzen an und hielten Schilder mit handgeschriebenen Slogans in die Höhe. In den Moscheen und Kirchen von Amman kam man zu Trauergottesdiensten zusammen, um des Piloten zu gedenken.

Noch am selben Tag starteten weitere Kampfflugzeuge, und auch sie wurden von der jordanischen Bevölkerung bejubelt. Als kleines Land, das jetzt an zwei Landesgrenzen von einer Armee aus Terroristen bedroht wurde, hatte Jordanien allzu oft versucht, seine Rolle in der Anti-IS-Koalition herunterzuspielen. Man wollte um jeden Preis vermeiden, einen Angriff auf das Königreich zu provozieren. Doch jetzt ließen Militärbasen, die bislang der schärfsten Geheimhaltung unterlagen, Fotografen auf ihr Gelände. Sie machten Aufnahmen von Piloten, die mit Pinsel und Farbe Botschaften auf die Bomben schrieben, die sie später abwerfen würden. »Der Islam hat nichts mit dem IS zu tun«, hieß es auf einem der Sprengkörper. Das Verteidigungsministerium, das sich bislang stets äußerst bedeckt gehalten hatte, wenn es um militärische Einsätze ging, kündigte die neuen Bombardements öffentlich an, mit einer Verlautbarung, bei der man hinter jeder Formulierung zu hören glaubte: »Jetzt erst recht!« Auch wenn das Land nur wenige Flugzeuge besaß und bei allem anderen, von der Artillerie bis hin zum Kraftstoff, vom Ausland abhängig war: Jetzt hielten alle Jordanier zusammen. »Wir opfern alles, was wir haben, um die wahren Werte des Islam zu verteidigen«, hieß es in der Erklärung der jordanischen Streitkräfte. »Dies ist erst der Anfang. Ihr werdet noch merken, wer wir Jordanier sind!«

Als die nächste Riege Bomberpiloten gestartet war, verließ Abdullah Amman und begab sich in den Süden des Landes. Sein Ziel war die Stadt Karak, seit vielen Generationen die Heimat des al-Kasasba-Clans. Wieder hatte sich eine große Menschenmenge versammelt, um die Autokolonne zu begrüßen, während die Wagen die steile Straße zum nahe gelegenen Dorf Ay emporfuhren, wo der König zusammen mit Angehörigen des Piloten trauern wollte. Vor dem Haus der Familie umarmte Abdullah den alten Vater des Piloten, nahm ihn bei der Hand, und dann führten sie Seite an Seite einen langen Trauerzug an. Beide trugen die charakteristische rot-weiße Kufiya, die für Jordanier sowohl die 93 Jahre alte Monarchie symbolisiert als auch die Traditionen der Stämme, die viel älter sind als das Land, das Jordanien genannt wird – sogar älter sind als der Islam.

Währenddessen erschienen am Horizont vier jordanische Kampfjets, die gerade von ihrem Einsatz nördlich der Grenze heimkehrten. Sie flogen in Formation über das Haus des Piloten hinweg, bevor sie in Richtung Westen abbogen, vorbei an der Stadt Karak und den Überresten der dortigen Kreuzritterburg und über die alte Fernstraße hinweg, über die einst aus dem Osten die Ichwan-Reiter eingefallen waren, um zu morden und zu plündern. Die Jets überflogen die Industriestadt Zarqa, wo ein junger Raufbold namens Ahmad zu einem gefährlichen Radikalen herangewachsen war, der sich Zarqawi nannte, und dann landeten sie auf dem Luftstützpunkt Mwaffaq, wo es seit Neuestem ungewohnt hektisch zuging. Kampfflugzeuge aus verschiedenen – hauptsächlich muslimischen – Ländern landeten hier, erhielten Munition und wurden betankt, um Angriffe gegen den Islamischen Staat zu fliegen.

Am nächsten Morgen ging es dann wieder in Richtung Norden, mit neuen Bomben unter den Flügeln.

Nachwort

Der schmalbrüstige junge Belgier mit dem schiefen Lächeln ging noch zur Schule, als Abu Mus‘ab az-Zarqawi im Jahr 2003 begann, Botschaften und Moscheen im Irak zu terrorisieren. Doch hätten sich die beiden als Erwachsene kennengelernt, hätten sie sicherlich gestaunt, wie ähnlich sie einander waren – der berüchtigte Terrorist und der Eleve, der später eine der größten europäischen Städte in die Knie zwingen sollte.

Genau wie Zarqawi kam auch der gebürtige Belgier Abdelhamid Abaaoud aus einer bürgerlichen Familie, die gar nicht übermäßig religiös war. Beide besuchten eine gute Schule, verließen sie aber bereits als Jugendliche und gerieten auf die schiefe Bahn. Von der Kleinkriminalität führte ihr Weg irgendwann ins Gefängnis, und die Zeit in Haft prägte sie stark. Beide reisten später ins Ausland, um auf fremden Schlachtfeldern Erlösung zu finden und ihrem Leben einen Sinn zu geben. Zarqawi war 23 Jahre alt, als er sich den Mudschaheddin in Afghanistan anschloss, Abaaoud nur wenig älter, nämlich 26, als er sich in Syrien den Nachfolgern der alten Organisation von Zarqawi anschloss, die sich inzwischen »Islamischer Staat« nannte.

Beide setzten alles daran, die Schrecken des Krieges zurück in die Heimat zu bringen. Und Abaaoud gelang das auf spektakuläre Weise: Er steckte hinter den Terroranschlägen in Paris vom 13. November 2015, dem ersten Angriff des IS auf eine westliche Großstadt mit mehr als einer Handvoll Todesopfer. Weit mehr. In mehreren Arrondissements im Norden und Osten der Innenstadt

zündeten der Belgier und seine acht Komplizen verschiedene Bomben und schossen auf Unschuldige – ein vierstündiger Amoklauf, bei dem 130 Menschen den Tod fanden und fast 400 verletzt wurden.

Lange Zeit hatten die Beamten der Terrorismusbekämpfung gehofft, dass so ein Szenario niemals eintreten würde und dass sich der IS auch weiterhin darauf konzentrieren würde, im Nahen Osten sein »Kalifat« aufzubauen und zu verteidigen. Doch es gab bereits Anzeichen dafür, dass die gewaltsame Expansion der Gruppe in eine gefährliche dritte Phase eingetreten war: Nachdem sie sich in Syrien etabliert und den Westen des Irak erobert hatten, erschlossen die Terroristen neue Schlachtfelder weitab von der Heimat. Die Fußsoldaten dieses neuen Feldzuges waren keine Araber oder Afrikaner, sondern junge Leute aus Europa und Nordamerika mit entsprechendem Pass, die fließend Französisch, Flämisch, Deutsch oder Englisch sprachen. Ab 2012 strömten sie nach Syrien, und manche verbrachten mehrere Jahre in den Ausbildungscamps des IS, wo sie lernten, wie man als islamistischer Krieger denken, beten und kämpfen soll. So auch Abaaoud.

Jetzt, drei Jahre später, war eine neue Generation des IS einsatzbereit. Und die Vorhut – eine zu allem entschlossene erste Welle von Kämpfern, der mit Sicherheit weitere folgen würden – wurde angeführt von einem jungen Mann, dessen größte bisherige »Leistung« darin bestand, in die Garage seiner Nachbarn eingebrochen zu sein.

Nicht zufällig hatte der IS so intensiv um Abaaoud geworben. Sicher, sein krimineller Lebenslauf war nicht gerade beeindruckend, er war ein Kleinganove ohne militärische Erfahrung oder andere nennenswerte Fähigkeiten. Als er in Syrien eintraf, hatte die Terrororganisation bereits einige Erfolge aufzuweisen, sowohl auf dem Schlachtfeld als auch im Wettlauf um

Kämpfer und Ressourcen. Jeden Monat trafen Hunderte Freiwillige ein, von der Arabischen Halbinsel, aus dem Kaukasus und aus Nordafrika. Bereits 2012 plante die Führungsriege des IS noch größere Projekte und setzte sich noch höhere Ziele. Der amerikanische Journalist Peter Theo Curtis, der von der Al-Nusra-Front entführt worden war, als die Terrorgruppe noch offiziell ein Zweig des IS war, erinnerte sich daran, wie seine Entführer von ihrer Vision sprachen, in Europa und Nordamerika zahlreiche Schläferzellen zu installieren, die dort später auf Abruf Anschläge durchführen würden. Dafür brauchten Zarqawis Anhänger Leute aus dem Westen, genau wie Abaaoud. Und sie zogen los, um diese gezielt zu rekrutieren.

Führende Dschihadisten »luden Menschen aus dem Westen zum Dschihad nach Syrien ein«, wie Curtis schrieb, »gar nicht so sehr, weil sie noch mehr Fußsoldaten brauchten – das war mitnichten der Fall. Sondern weil sie ihnen zeigen wollten, wie sie den Kampf mit nach Hause nehmen konnten, in den Westen, in jedes einzelne Stadtviertel und in jede U-Bahn-Station.«

Abaaoud sollte eine Art Testballon für diese neue Strategie des IS werden. Doch bevor man ihn auf seinen Einsatz schicken konnte, musste man ihn zunächst einmal für sich gewinnen, prüfen und überzeugen. Sämtliche Erkenntnisse deuten darauf hin, dass Abaaoud ein ungewöhnlich eifriger Konvertit war.

Abaaoud war das älteste von sechs Kindern marokkanischer Einwanderer. Er wuchs in Brüssels Arbeiterviertel Molenbeek auf, wo die meisten seiner Nachbarn und Schulkameraden nordafrikanischer oder türkischer Herkunft waren. Abaaoud besuchte ein angesehenes katholisches Gymnasium, brach die Schule aber ab, nachdem er mehrere Verweise wegen schlechter Noten und rüpelhaften Betragens erhalten hatte. Als er ungefähr 16 war, schloss er sich verschiedenen örtlichen Jugendbanden an. Mit 19 Jahren wurde er zum ersten Mal

verurteilt, weil er Diebesgut bei sich zu Hause versteckt hatte. Mit Mitte 20 war die Liste seiner Vorstrafen bereits um einiges länger: Körperverletzung, Einbrüche, Widerstand gegen die Staatsgewalt. Einmal sprang er auf der Flucht vor der Polizei in einen halb zugefrorenen Fluss und musste wegen Unterkühlung behandelt werden. Er wanderte ins Gefängnis, kam wieder auf freien Fuß, wurde erneut festgenommen.

Bei seinem letzten Aufenthalt hinter Gittern lernte Abaaoud eine Gruppe von Islamisten kennen. Die meisten von ihnen waren, wie er selbst, junge Männer nordafrikanischer Abstammung, die wegen Bandengewalt und einiger geringfügiger Delikte einsaßen. Wie Zarqawi und seine Jünger ein paar Jahre zuvor waren sie Straßengangster, die sich einen strengen religiösen Code aneigneten, weil sie in eine noch härtere Gang aufgenommen werden wollten: die der Dschihadisten. Wie ihre Gleichgesinnten in Deutschland, England und Frankreich gehörten sie zu einer Generation unzufriedener muslimischer Jugendlicher, die »erst radikal waren und dann religiös wurden«, so der belgische Anti-Terror-Beamte Alain Grignard, der das Phänomen eingehend untersucht hat. »Früher hatten wir es meistens mit ›radikalen Islamisten‹ zu tun – mit Personen, die durch eine extremistische Interpretation des Islam radikalisiert und in die Gewalt getrieben wurden. Was wir jetzt vor uns haben, sind eher ›islamisierte Radikale‹«, erzählt Grignard. »Sie haben sich als Kleinkriminelle schon früh von der Gesellschaft gelöst, viele gehören Straßengangs an. Was der Islamische Staat mitbrachte, das war eine neue Auslegung des Islam, die ihren radikalen Ansatz legitimierte.«

Anführer der Zelle war ein Marokkaner, der schon im afghanischen Bürgerkrieg gekämpft hatte und dem die belgischen Dschihadisten den Spitznamen »Papa Noël« verpasst hatten. Der 42-Jährige kontrollierte die Finanzen

der Gruppe und versprach, jedem 5000 Dollar zu überweisen, der nach Syrien reisen wollte, um sich dort den islamistischen Milizen anzuschließen, die gegen die Regierung von Präsident Baschar al-Assad kämpften. Mindestens 20 Interessenten meldeten sich, darunter auch Abaaoud, und im März 2013 begann seine erste Reise in den Krieg nach Syrien, später sollte noch eine zweite folgen.

Anfang 2014 trug Abaaoud einen fusseligen Bart, hatte sich einen Kampfnamen zugelegt – Abu Omar al-Baldschiki – und postete Beiträge in Sozialen Medien, in denen er sich als Kämpfer des Islamischen Staates zu erkennen gab. »Es macht keinen Spaß, Blut zu vergießen«, sagte er in einem Video, das er im März 2014 auf seiner Facebook-Seite hochgeladen hatte, »aber von Zeit zu Zeit macht es mir Freude, zu sehen, wie die Ungläubigen bluten. Denn als wir klein waren, haben wir [im Fernsehen] mit ansehen müssen, wie sie uns Muslime bluten ließen.«

Schon bald hatte er, was das Blutvergießen angeht, keinerlei Hemmungen mehr. Bereits auf dem nächsten Video, das er postete, sah man Abaaoud von der Ladefläche eines Pick-ups aus lachend die Leichen toter Soldaten der Freien Syrischen Armee in den Staub werfen. »Früher haben wir damit Jetskis und Motorräder transportiert oder ganze Anhänger mit Geschenken für unsere Ferien in Marokko gezogen«, lautete sein Kommentar. »Jetzt folgen wir, Allah sei Dank, dem Weg Gottes, und wir transportieren Ungläubige, die gegen uns kämpfen.« Zwar hatten die Toten im Grunde genommen auf derselben Seite gekämpft wie der Islamische Staat. Doch der IS betrachtete inzwischen alle nicht-islamistischen Truppen pauschal als Abtrünnige, selbst wenn sie ebenfalls den Kampf gegen den verhassten Assad unterstützten. Tatsächlich schien es dem IS manchmal sogar wichtiger, andere Rebellengruppen zu vernichten, als gegen Assads Soldaten vorzugehen.

Ende 2014 war Abaaoud bereit, eine wichtigere Aufgabe zu übernehmen. Im Oktober tauchte Abaaouds Name auf einer Dschihadisten-Webseite in einer Liste von IS-Soldaten auf, die im Kampf gefallen waren. Die belgische Polizei kam später zur Erkenntnis, dass dieses Pseudo-Martyrium ein Trick war: Ein für tot erklärter Islamist würde von den Watchlists der Regierungen verschwinden, und dadurch hätte Abaaoud es leichter, mit gefälschten Papieren nach Europa einzureisen (und wieder auszureisen). Allem Anschein nach klappte das auch: Im Januar 2015 reiste er illegal in die Türkei ein und dann weiter nach Griechenland. Dort unterstützte er andere europäische Kameraden dabei, einen Terroranschlag auf Abaaouds Heimatland Belgien zu koordinieren, bei dem Sprengstoff und Schusswaffen zum Einsatz kommen sollten und ein Polizeibeamter enthauptet werden sollte. Quasi in letzter Sekunde wurde der Anschlag vereitelt.

Wie Abaaoud bei späteren Auftritten im Internet andeutete, war er noch weiter gereist als nach Griechenland, vielleicht sogar bis nach Belgien, um mit bei den Vorbereitungen zuhelfen, bevor er im Februar nach Syrien zurückkehrte. Nirgendwo, an keiner Landesgrenze, war er aufgehalten oder befragt worden. »Mein Name und mein Foto waren da ständig in den Nachrichten«, prahlte er in einem Interview mit *Dabiq*, der englischsprachigen Zeitschrift des IS, »und trotzdem konnte ich mich in ihrem Land aufhalten, Aktionen gegen sie planen und völlig unbehelligt wieder verschwinden.«

Dieser Umstand ermutigte ihn, wieder nach Europa zurückzukehren, und zwar als Anführer eines ehrgeizigen, mehrgleisigen Anschlages auf die Hauptstadt Frankreichs. Dieses Mal war er persönlich für die Anschlagsserie verantwortlich und koordinierte mehrere Teams von Attentätern, von denen einige sich selbst in die Luft sprengen und einige auf Passanten schießen sollten. Dazu gehörte einer von Abaaouds ältesten Freunden aus Brüssel,

der vorbestrafte, arbeitslose Mechaniker Salah Abdeslam. Er sollte die Aktion als Fahrer und Logistiker unterstützen.

Nachdem alles vorbei war, tauchte Abaaoud an mindestens zwei Tatorten auf, schlenderte an abgedeckten Leichnamen vorbei, an gestressten Polizisten und Horden von Sanitätern, die die Überlebenden verarzteten. Zwei seiner neun Kameraden waren noch am Leben, und mit ihnen versteckte er sich unter einer Autobahnüberführung, bis er zwei Tage später eine Cousine und eine Freundin seiner Familie um Hilfe bat. Sie hatten keine Ahnung, dass Abaaoud etwas mit den Anschlägen in Paris zu tun hatte, aber das sollte sich bald ändern.

Später erinnerte sich die Freundin in einem Interview, dass er vor lauter Stolz kaum an sich halten konnte.

»Die Terrassen? Das war ich«, teilte er ihr breit grinsend mit. Damit meinte er die Schüsse auf die Straßencafés.

Wie sie zu Protokoll gab, schien Abaaoud ganz der Alte zu sein. Erst als das Gespräch etwas ernster wurde, gab er zu, dass es bei der Aktion ein paar Probleme gegeben hatte. Einige der Anschläge waren nicht so gelaufen wie geplant, und Abaaouds Aufgabe bestand jetzt darin, sicherzustellen, dass die nächste Phase der Terroraktion umso glatter über die Bühne gehen würde. Bis dahin waren es nur noch vier Tage. Die Ziele waren ein beliebtes Einkaufszentrum in einem Vorort von Paris sowie eine nahe gelegene Polizeistation und eine Kindertagesstätte, wie Abaaoud ihr erzählte. Damit alles klappte, wollte er diesmal selbst zur Waffe greifen.

Die Freundin war von Abaaouds Kaltschnäuzigkeit schockiert und bezichtigte ihn, unschuldige Menschen getötet zu haben. »Das ist nicht der Islam«, sagte sie.

»Kollateralschäden!«, verkündete der junge Mann und zuckte die Achseln. »Das war noch gar nichts. Du wirst schon sehen.«

In den darauffolgenden Tagen durchkämmten französische Sicherheitsbeamte auf der Suche nach Abaaoud und seinen überlebenden Komplizen die Pariser Vorstädte. Währenddessen kamen ein paar unangenehme Wahrheiten ans Licht.

Frankreich hatte den schlimmsten Terroranschlag seiner jüngeren Geschichte erlitten, und niemand hatte ihn kommen sehen. Obwohl nach dem Anschlag auf die Redaktion von *Charlie Hebdo* in Paris zehn Monate zuvor die Terrorwarnstufe erhöht worden war und trotz der verstärkten Wachsamkeit der französischen Sicherheitsdienste, die zu den besten Europas zählen, waren die Behörden von den Ereignissen komplett überrumpelt worden. Abaaoud und die anderen Rädelsführer hatten es geschafft, quer durch Europa zu reisen, ohne dabei erkannt zu werden. Sie hatten mindestens sieben Selbstmordwesten gebaut, die den Sprengstoff Triacetontriperoxid (TATP) enthielten, den sie wahrscheinlich in einem Keller oder einer Garage hergestellt hatten; die Zutaten dafür sind überall erhältlich. Hierbei waren sie von IS-Kommandanten angeleitet worden, die sich Tausende Kilometer entfernt befanden – und doch war keine ihrer Nachrichten abgefangen worden.

Noch mehr beunruhigte die Öffentlichkeit die Identität und der Werdegang der Täter. Von den neun Terroristen von Paris waren sieben Belgier oder Franzosen. Mindestens sechs von ihnen waren nach Syrien in den Dschihad gezogen, einer war von Islamisten im Jemen ausgebildet worden. Gemeinsam hatten sie eine raffiniert geplante Anschlagsserie durchgezogen, die eine ganze Menge an Koordination voraussetzte. Dafür, dass alles gelang, hatte es versierte Bombenbauer gebraucht und zumindest rudimentäre militärische Fähigkeiten – ganz abgesehen von einer eiskalten Unbarmherzigkeit, der Grundvoraussetzung dafür, aus nächster Nähe Dutzende Zivilisten umzubringen.

Junge Frauen und Männer, die im gleichen Alter waren wie die Terroristen.

Die Experten, die die Profile der neun Täter untersuchten, bescheinigten dem IS eine geradezu geniale Rekrutierungsstrategie. Die alte Erfolg versprechende Formel aus Zarqawis Zeit – gewalttätige junge Männer in noch gewalttätigere junge Dschihadisten zu verwandeln – funktionierte bei den neuen europäischen Rekruten des IS ganz ausgezeichnet. Alain Grignard, einer der für Terrorismusbekämpfung zuständigen belgischen Beamten, glaubt, dass Jugendliche, die in Stadtvierteln mit hohem Migrantenanteil und ausgeprägten Bandenstrukturen aufwachsen, ganz instinktiv den Zusammenhang zwischen Respekt und Furcht verstehen. Der IS bedient sich derselben Codes wie die Gangsterbanden, und zugleich bietet er seinen jungen Rekruten etwas, das die meisten von ihnen zu Hause niemals hatten. »Da drüben in Syrien haben sie endlich einmal das Gefühl, dass sie *jemand sind*«, so Grignard. »Wenn dir da jemand in die Quere kommt, kriegt er kurzerhand eine Kugel in den Kopf. Der Islamische Staat nimmt das Credo der Straßengewalt und legitimiert es.«

Nicht alle westlichen Rekruten des IS sind so konsequent wie Abaaoud. Es gibt immer einige, die vom IS desillusioniert und enttäuscht sind und vor Ort versuchen, zu desertieren oder zu flüchten. Werden sie geschnappt, landen sie im Gefängnis oder werden hingerichtet. Andere kehren ganz still und leise nach Hause und zu ihren Familien zurück und machen einfach mit ihrem Leben weiter wie früher. Aber unter allen europäischen und nordamerikanischen IS-Veteranen (Anfang 2016 schätzte man ihre Zahl auf etwa 4500) gibt es mindestens ein paar Hundert, die bereit sind, dem IS als unsichtbare Armee im Westen zu dienen. Sie halten still und warten auf Anweisungen.

Die schieren Zahlen lassen kaum einen anderen Schluss zu, wie Bruce Hoffman sagt, der in der Regierung von George W. Bush als Berater für Terrorismusbekämpfung tätig war: »Wenn man dermaßen viele Rekruten hat, dann gibt es darunter unweigerlich welche, die sich besonders gut dafür eignen, die westliche Gesellschaft zu infiltrieren. Und wenn sie bereits Blut an den Händen haben, weil sie beispielsweise in Syrien gegen die Hisbollah gekämpft haben, dann gleicht ein Anschlag wie der in der Innenstadt von Paris einem Messer, das durch warme Butter schneidet.«

Laut Hoffman und anderen Terrorismusexperten können verborgene Zellen, die aus jungen Leuten aus dem Westen bestehen, vom Islamischen Staat für Vergeltungsschläge benutzt werden, falls der IS im Irak und in Syrien militärisch weiter unter Druck gerät. Mit ihrer Hilfe würde die Gruppe selbst dann noch gefährlich bleiben, wenn man den IS im Nahen Osten vollständig ausmerzen könnte. So oder so bleiben junge Veteranen wie Abaaoud eine unschätzbar wichtige Waffe für die Terrororganisation, die zunehmend globale Ambitionen zeigt und ganz offen davon spricht, sie werde die Muslime aller Länder dazu zwingen, Partei zu ergreifen. In einem Artikel, der wenige Monate vor den Pariser Anschlägen im *Dabiq* erschien, warnte der IS, er würde bald gezielt westliche Länder ins Visier nehmen, um damit ganz bewusst gewaltsame Reaktionen gegen die dort lebenden Muslime zu provozieren. »Die Muslime im Westen«, so hieß es in dem Artikel, »werden feststellen, dass sie sich schon bald zwischen zwei Möglichkeiten entscheiden müssen: entweder vom rechten Glauben abfallen und die Religion [der Ungläubigen] annehmen … oder in den Islamischen Staat [auswandern] und so der Verfolgung entgehen.«

Abaaoud hatte seine Wahl getroffen, und andere europäische Muslime folgten seinem Beispiel. Am 17. November traf sich der junge Belgier mit mehreren

Komplizen in einer kleinen Wohnung im Pariser Vorort Saint-Denis, um die letzten Vorbereitungen für die geplante zweite Anschlagsserie zu treffen. Genau wie Zarqawi bei den Bombenanschlägen von Amman zehn Jahre zuvor hatte auch er dafür eine Frau rekrutiert: seine 26-jährige Cousine Hasna Ait Boulahcen. Und wie Sadschida al-Rischawi damals war auch Boulahcen von widerstreitenden Gefühlen geplagt – sie hatte erst vor Kurzem ihre westliche Kleidung gegen ein schwarzes Gewand mit Schleier eingetauscht und sich von allen Freunden distanziert, die keine Islamisten waren. Zwar hatte sie von den Pariser Anschlägen nichts gewusst, aber sie hatte schon vorher Freunden erzählt, dass sie gerne nach Syrien gehen würde, vielleicht sogar, um als Selbstmordattentäterin zu dienen.

Nachdem die Polizei das Versteck entdeckt hatte, umstellten mehr als hundert schwer bewaffnete Soldaten und Polizisten den Wohnblock. Es folgte ein heftiger Schusswechsel, und in einer kurzen Pause hörte man draußen die angsterfüllte Stimme einer Frau. »Darf ich bitte gehen?«, rief Boulahcen den Bewaffneten zu. »Ich möchte gehen!«

Bevor einer von ihnen antworten konnte, aktivierte drinnen im Haus einer der Terroristen seinen Selbstmordgürtel und riss Abaaouds Cousine mit in den Tod. Abaaoud starb ebenfalls, und sein Körper wurde von so vielen Kugeln und Granatsplittern verstümmelt, dass die Forensiker zwei ganze Tage brauchten, um seine sterblichen Überreste einwandfrei zu identifizieren.

Die erste Angriffswelle des IS im Westen war vorüber, und neun der bekannten Attentäter waren tot. Die Polizei fand schließlich in einem anderen Vorort östlich von Paris noch das Fluchtauto, das Abdesam, Abaaouds Freund aus Kindertagen, gefahren hatte. Vier Monate später spürte die Polizei schließlich auch Abdesam auf. Er hatte sich in einer Brüsseler Wohnung versteckt, wenige Kilometer von der

Gegend entfernt, wo die beiden Männer aufgewachsen waren.

Wer die anderen Komplizen waren, zu denen mindestens noch ein Waffenlieferant gehörte sowie das Team, das die sieben identischen Selbstmordbomben gebaut hatte, ist nach wie vor ungeklärt.

Danksagung

Das Konzept für dieses Buch über die Ursprünge des IS begann bereits Gestalt anzunehmen, bevor es überhaupt eine Terrororganisation mit diesem Namen gab. Es entstand teilweise aus meinem lange währenden Interesse an Abu Mus'ab az-Zarqawi, dessen Lebensgeschichte mich immer mehr zu faszinieren begann, als ich Material für mein letztes Buch sammelte, *The Triple Agent*. Im Jahr 2011, als ich im Auftrag der *Washington Post* über die Aufstände des Arabischen Frühlings berichtete, fand ich dann immer mehr Hinweise darauf, dass Zarqawis Terrorbewegung – von der viele Experten vermuteten, sie sei am Ende – im syrischen Bürgerkrieg wieder an Schwung gewann. Niemand hätte ahnen können, dass sich die Reste der alten Al-Qaida im Irak einmal zu einer mächtigen Armee entwickeln würde, deren territoriale Ansprüche sich auf hunderte Quadratkilometer erstrecken. Dennoch gab es bereits 2012 in den USA und im Nahen Osten ein paar Offizielle, die die Konturen einer gerade erst entstehenden globalen terroristischen Bedrohung zu erkennen glaubten, und einige äußerten diese Meinung auch ganz freimütig in privaten Gesprächen. Bei diesen Personen (von denen manche hier nicht namentlich genannt werden möchten) möchte ich mich zuallererst bedanken. Dieses Buch wäre nicht entstanden ohne die Hilfe dieser kleinen Gruppe von Freunden und Bekannten aus Geheimdiensten, Exekutive und Diplomatie, die mich mehr als zwei Jahre lang großzügig und geduldig an ihrem

Wissen, ihren Erkenntnissen und ihrer Expertise teilhaben ließen und mir wertvolle Anregungen lieferten.

Zu ganz besonderem Dank verpflichtet bin ich einer ehemaligen Angehörigen des US-Repräsentantenhauses: Jane Harman, die das Woodrow Wilson International Center for Scholars leitet, das mein Projekt entscheidend unterstützte. Mein Aufenthalt als Stipendiat im Wilson Center verschaffte mir die nötige Freiheit, um ohne Ablenkung und in Gesellschaft begabter Schriftsteller und inspirierender Denker aus aller Welt zu arbeiten und zu schreiben. Neben Jane Harman danke ich insbesondere Haleh Esfandiari, Robert Litwak, Aaron David Miller, David und Marina Ottaway, dem ehemaligen Fellow Robin Wright, Andrew Selee, Arlyn Charles sowie dem außerordentlich einfallsreichen Forschungspersonal. Genauso dankbar bin ich für die kompetente Unterstützung durch den Volontär Craig Browne, einen versierten und tatkräftigen Spezialisten für den Nahen Osten, dessen Kenntnisse, harte Arbeit und Sprachkenntnisse von unschätzbarem Wert für mich waren.

Viele der über 200 Personen, die ich für dieses Buch interviewt habe, waren außerordentlich großzügig, was ihre Zeit und ihr Wissen betrifft. Ganz besonders bedanke ich mich bei Nada Bakos, die sich eigens für mich Zeit nahm, obwohl sie gerade dabei war, ihre Memoiren zu verfassen, sowie bei Robert Richer, Michael Hayden, Robert S. Ford, Mouaz Moustafa, General Stanley McChrystal, Lieutenant General Michael T. Flynn, Leon E. Panetta, Jeremy Bash, Michael Morell, Lawrence Wilkerson, Bruce Riedel, William McCants, Juan Zarate, Bruce Hoffman, Hasan Abu Hanieh, Joas Wagemaker, Marwan Muasher, Kael Weston, James McLaughlin, Sam Faddis, Frederic C. Hof, Zaidan al-Dschabiri, Hudhaifa Azzam, James Jeffrey, Abd al-Razzaq al-Suleiman, Jonathan Greenhill, Samih Battikhi, Andrew Tabler, Jeffrey White, Abu Mutaz und Abdullah Abu Roman. Unter denen, die ich

nicht namentlich nennen kann, befinden sich zahlreiche aktuelle und ehemalige Beamte der Regierung und der Nachrichtendienste von Jordanien sowie aktuelle und ehemalige US-Beamte, die mir ihre Unterstützung nur unter der Bedingung zusagten, dass ihr Namen und ihre behördliche Zugehörigkeit nicht enthüllt würden. Wichtige Unterstützung beim Auffinden von Video- und Audiomaterial von Dschihadisten sowie die englische Übersetzung der Fundstücke steuerten Steven Stalinsky vom Middle East Media Research Institute und Rita Katz, Mitbegründerin der SITE Intelligence Group, bei. Ich danke Jean-Charles Brisard dafür, dass er mir Einblick in die Unterlagen zu seinem ausgezeichneten, 2005 erschienenen Buch *Zarqawi: The New Face of al-Qaeda* gewährt hat.

Niemals hätte ich dieses Buch ohne die großzügige Unterstützung meines Arbeitgebers, der *Washington Post*, sowie meiner zahlreichen Kollegen und Freunde bei der *Post* schreiben können. Zu besonderem Dank verpflichtet bin ich Marty Baron, Cameron Barr, Kevin Merida und Peter Finn, die mir freundlicherweise gestatteten, an diesem Projekt zu arbeiten. Des Weiteren möchte ich mich bei Jason Ukman, Julie Tate, Souad Mekhennet, Taylor Luck, David Hoffman, Mary Beth Sheridan, William Booth, Doug Frantz, David Ignatius, Kathryn Weymouth, Donald Graham, Greg Miller, Ellen Nakashima, Adam Goldman, Anne Gearan, Karen DeYoung, Craig Whitlock, Greg Jaffe, Liz Sly, Doug Jehl, Karin Brulliard, Jeff Leen, Scott Wilson, Carol Morello, Anne Kornblut, Walter Pincus, Rajiv Chandrasekaran, Laurie McGinley, Kathryn Tolbert, Juliet Eilperin, Chris Mooney, Darryl Fears und Steven Mufson bedanken.

Ein ganz besonderer Dank geht an Ranya Kadri, eine der wichtigsten Journalistinnen Jordaniens und eine äußerst findige Kollegin und Übersetzerin, die mir mit Rat und Tat zur Seite stand und mich gelegentlich sogar bekochte und beherbergte, wenn ich in den Nahen Osten reiste. Wie

immer bin ich meiner Literaturagentin Gail Ross dankbar für ihre Vorschläge und dafür, dass sie an mich glaubt und mich mit klugen Ratschlägen versorgt; dem gesamten Team der Agentur Ross Yoon danke ich für die viele logistische Unterstützung. Dank schulde ich ebenso der Knopf Doubleday Publishing Group, namentlich Daniel Meyer, Nora Reichard, Michael Goldsmith, Bill Thomas und Amelia Zalcman. Vor allem aber stehe ich tief in der Schuld meiner hervorragenden Lektorin Kris Puopolo, die frühzeitig das Potenzial meiner vagen Idee eines Buches über eine aufkeimende Terrorbewegung erkannte, von der die meisten Amerikaner Anfang 2013 noch nie etwas gehört hatten. Dieses Buch ist ein Tribut an ihre guten Ideen, ihre beispiellosen redaktionellen Fähigkeiten und ihre offenbar grenzenlose Geduld.

Eine große Hilfe für mich waren die Unterstützung und der Zuspruch einer ganzen Reihe von Freunden und Verwandten, allen voran Paul Scicchitano, James Rosen, Connie Kondravy, Shyam Madiraju, Gene and Denise Jordan, Will Jordan, Ed und Gena Fisher, B. H. Warrick und meine Eltern, Eugene und Barbara Warrick. Last, not least, möchte ich der Liebe und Dankbarkeit Ausdruck verleihen, die ich für meine Kinder Victoria und Andrew empfinde, die meine ständige Abwesenheit, mehrere verschobene Urlaubsreisen und meine allgemeine Zerstreutheit hinnehmen mussten, und natürlich für meine Frau, Maryanne, die mich bei diesem Projekt als ebenbürtige Partnerin unterstützte und immer ohne Murren als unbezahlte Forscherin, Korrektorin und Testperson zur Stelle war. Sie war für mich während der vergangenen zwei Jahre eine unentbehrliche Quelle der Kraft und Stabilität.

Es ist schön, wieder zu Hause zu sein.

Anmerkungen

Prolog

18 »Wann darf ich wieder nach Hause?«: Gespräch des Autors mit Rischawis Pflichtverteidiger Hussein al-Masri.

18 Falls sie weinte oder betete: Gespräch des Autors mit einem jordanischen Beamten, der über Rischawis Zeit im Gefängnis und die Tage vor ihrer Hinrichtung informiert war.

20 vom Handy des Piloten aus: Gespräch des Autors mit einem ranghohen jordanischen Beamten, der über den Gefangenenaustausch informiert war.

21 konnte er sich an jedes noch so kleine Detail erinnern: Gespräch des Autors mit einem hochrangigen Geheimdienstoffizier, der an der Untersuchung beteiligt war. Ein zweiter jordanischer Beamter bestätigte wichtige Details des Berichts.

26 »Die schwarzen Flaggen werden aus dem Osten kommen«: Diese Prophezeiung stammt aus der Sammlung alter Texte, die man als Hadith bezeichnet, insbesondere aus dem *Kitab al-Fitan* (»Buch über die Anfechtungen und Gemetzel«), das Nu'aim ibn Hammad zugeschrieben wird (9. Jh.). Eine Erörterung der Passage auf English findet sich unter http://www.islamweb.net/emainpage/index.php?page=showfatwa&Option=FatwaId&Id=101399.

26 »Hier im Irak wurde der Funke gezündet«: »Al-Zarqawi's Message to the Fighters of Jihad in Iraq on September 11, 2004«, Middle East Media Research Institute, 15. Sept. 2004, http://www.memri.org/report/en/print1219.htm.

27 längst in Feindseligkeit umgeschlagen: Gespräche des Autors mit zwei ranghohen Nahost-Beamten, die über die Ansichten des Königs gut informiert waren.

27 »Können wir noch mehr für Sie tun?«: Gespräche des Autors mit Senator John McCain und einem ranghohen Nahost-Beamten, der über die Unterredung gut informiert war.

Kapitel 1

32 »Die Einsamkeit hier ist fürchterlich«: zitiert in Steven Caton, *Lawrence of Arabia: A Film's Anthropology* (Berkeley: University of California Press 1999).

32 »Vorgeschmack auf die Hölle«: Cole Coonce, *Infinity over Zero: Meditations on Maximum Velocity* (Famoso, Calif.: KeroseneBomb Publishing 2002).

32 von Ermittlern der Vereinten Nationen dokumentiert: Vgl. Manfred Nowak, »Report of the Special Rapporteur on Torture«, UN General Assembly Human Rights Council 2007.

33 In dessen Zuständigkeitsbereich fiel auch das Gefängnis: Gespräch des Autors mit dem Arzt Basel al-Sabha, der über seine Begegnung mit Zarqawi und anderen Insassen von al-Dschafr berichtete.

38 »Seine radikale Schlussfolgerung«: Gespräch des Autors mit Hasan Abu Hanieh.

39 »Er ist ein harter Typ«: Gespräch des Autors mit dem jordanischen Journalisten Abdullah Abu Roman, der mit beiden eingesessen hat. stählte er durch das Heben improvisierter Langhanteln: Jean-Charles Brisard, *The New Face of Al-Qaeda* (New York: Other Press 2005), S. 49.

40 »Wir sind hergekommen, um zu sterben!«: Joas Wagemakers, »A Terrorist Organization That Never Was: The Jordanian 'Bay'at al-Imam' Group«, *Middle East Journal*, Jan. 2014.

41 »al-takfiris« – »die Exkommunikatoren«: Mehr zur *takfiri*-Ideologie unter https://www.ctc.usma.edu/v2/wp-content/uploads/2010/06/Vol1Iss7-Art61.pdf.

41 »So Gott will, wird König Hussein euch begnadigen«: Abu Qadama Salih al-Hami, »Knights of the Unfulfilled Duty: Zarqawi and the Afghan Jihad« (unveröffentlicht, 2007).

42 »Oh Schwester, wie viel hast du gelitten«: Will McCants, »Letter from Balqa Jail«, *Jihadica: Documenting the Global Jihad*, 22. Juni 2008, http://www.jihadica.com/letter-from-balqa jail.

44 »Er war kein Kämpfer, der zwischen Kugeln, Raketen und Panzern leben konnte«: Wagemakers, »Terrorist Organization That Never Was.«

46 die sich als Ichwan, »Brüder«, bezeichneten: Eine detaillierte Beschreibung der Ichwan-Bewegung und ihrer Beziehungen zum Hause Saud findet sich in Robert Lacey, *The Kingdom: Arabia and the House of Sa'ud* (New York: Avon 1983).

Kapitel 2

48 »Ich muss dich sehen«: Abdullah, König von Jordanien, *Our Last Best Chance: The Pursuit of Peace in a Time of Peril* (New York: Viking 2011).

50 »Der Magen zog sich mir zusammen«: ebd.

50 »Bald würden wir in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses katapultiert werden«: ebd.

52 Stundenlang harrten sie in der feuchten Kälte aus: Ahmad Khatib, »Jordanians Line Amman's Streets to Bid Farewell«, *Jordan Times*, 9. Feb. 1999.

53 »Das waren das Urteil und der Wille Gottes«: Francesca Ciriaci, »Abdullah Proclaimed King«, *Jordan Times*, 8. Feb. 1999.

54 »Aus reiner Gewohnheit sah ich mich«: Abdullah, *Our Last Best Chance*.

54 Hussein überlebte im Laufe seines Lebens mindestens 18 Attentate: Avi Shlaim, *Lion of Jordan: The Life of King Hussein in War and Peace* (New York: Alfred A. Knopf 2008).

55 »Ich wusste gar nicht, dass Hubschrauber so niedrig fliegen können«: »King Hussein of Jordan«, *ABC News Nightline*, ursprünglich gesendet am 7. Feb. 1999.

56 »Ich habe keine Ahnung«: Abdullah, *Our Last Best Chance.* 56 »Ein Engel bin ich nicht«: ebd.

57 »das Rückgrat des Landes«: »Muslim Brotherhood Meets King«, *Jordan Times*, 19. März 1999.

58 »Eure Majestät, wir sind bei Euch«: ebd.

62 »Jordanien befindet sich an der Schwelle«: Tareq Ayyoub, »The Amnesty Law: Complicated and Incomplete«, *Jordan Times*, 29. März 1999.

62 Mehrere Monate sollten vergehen: Abdullah, *Our Last Best Chance.*

63 »Warum hat das bloß niemand überprüft?«: Gespräch des Autors mit einem Beamten, der damals anwesend war.

64 »Unser ganz spezieller Freund ist zurück«: Gespräch des Autors mit Dr. Sabha.

Kapitel 3

65 »Ich habe doch gar nichts getan!«: Gespräch des Autors mit zwei Beamten, die dabei gewesen waren.

67 »Waffe!«, rief einer der Offiziere: ebd.

68 »Die Ideologie spritzte geradezu aus ihm heraus«: Gespräch des Autors mit Samih Battikhi.

68 eine schlimme Kindheit gehabt: Mehr zu Zarqawis Familie und Kindheit in Jean-Charles Brisard, *Zarqawi: The New Face of Al-Qaeda* (New York: Other Press 2005).

70 Zarqawis große Liebe war und blieb seine Mutter: ebd.

70 »Er war nicht besonders intelligent«: Betsy Pisik, »Mother Denies Suspect Is a Terrorist«, *Washington Times*, 24. Feb. 2003.

71 »Wir alle wussten, wer er war«: Gespräch des Autors mit Hudhaifa Azzam.

71 »Immer, wenn er laut seine Gebete aufsagte«: Abu Qadama Salih al-Hami, »Knights of the Unfulfilled Duty: Zarqawi and the Afghan Jihad.«

73 »Gott schenkte den muslimischen Mudschaheddin«: zitiert in Fu'ad Husayn, *Al-Zarqawi: The Second Generation of al-Qaeda* (unveröffentlicht, 2006).

74 Er las Bücher über die Helden des frühen Islam: ebd.

74 »Wir druckten einige meiner Bücher aus«: zitiert ebd.

74 »Er wollte, dass alles ganz schnell über die Bühne ging«: zitiert ebd.

75 »Eure Strafen stärken nur unser Vertrauen in unseren Glauben«: Jean-Charles Brisard, *The New Face of Al-Qaeda* (New York: Other Press 2005).

78 Ein dritter Offizier, der ein besonderes Interesse am Fall Zarqawi an den Tag legte: Gespräch des Autors mit Abu Mutaz.

Kapitel 4

82 »Die Zeit der Ausbildung ist vorüber«: Ali H. Soufan, *The Black Banners: The Inside Story of* 9/11 *and the War Against Al-Qaeda* (New York: W. W. Norton 2011).

82 »Rob, ich muss Ihnen etwas sagen«: Gespräch des Autors mit Robert Richer.

85 »Trotz allem, was passiert war«: Gespräch des Autors mit einem hochrangigen jordanischen Beamten.

86 »Kurz gesagt: Abu Mus'ab war ein Hardliner«: *The Second Generation of al-Qaeda* (unveröffentlicht, 2006).

91 »Die nächste Schlacht gegen die Amerikaner«: ebd.

Kapitel 5

93 »Ich bin genau da, wo ich sein will«: Marcella Bombardieri und Jana Benscoter, »Slain Envoy Had Boston Ties on Aid Mission; Foley Was ›Doing What I Want to Do‹«, *Boston Globe*, 29. Okt. 2002.

93 Foley brach auf dem Pflaster zusammen: Gespräch des Autors mit zwei hochrangigen jordanischen Beamten, die unmittelbar beteiligt waren.

96 »Ich fragte mich immer wieder: ›Was kann ich bloß tun?‹«: Gespräch des Autors mit Nada Bakos.

98 »scheinen auf Hörensagen zu basieren«: CIA, »CTC Iraqi Support for Terrorism«, unveröffentlichter Bericht, CTC 2003-1000/HS, 29. Jan. 2003.

100 »Eine der besten Analystinnen«: Gespräch des Autors mit einem ehemaligen hochrangigen US-Geheimdienstoffizier.

101 »Ich stellte schwierige Fragen«: Richard B. Cheney, *In My Time: A Personal and Political Memoir* (New York: Threshold Editions 2011).

Kapitel 6

107 innerhalb weniger Wochen kannte Charles »Sam« Faddis: Gespräch des Autors mit Charles Faddis.
108 »Sie zwangen die Frauen«: »Under the Microscope«, Al-Jazeera TV, Doha, 1. Juli 2004.
109 »wenn wir handfeste Beweise dafür vorweisen können«: Gespräch des Autors mit Charles Faddis und Darstellungen in dessen Buch: Mike Tucker und Charles Faddis, *Operation Hotel California: The Clandestine War Inside Iraq* (Guilford, Conn.: Lyons Press 2009).
112 »Von der Dimension her kommt das einer Invasion gleich«: Stanley A. McChrystal, *My Share of the Task: A Memoir* (New York: Portfolio/Penguin 2013).
113 »Er war in der Lage, Bande zwischen«: George Tenet, *At the Center of the Storm: My Years at the CIA* (New York: HarperCollins Publishers 2007).
113 Zu diesem Zeitpunkt zögerte man im Weißen Haus bereits deutlich: Peter Baker, *Days of Fire: Bush and Cheney in the White House* (New York: Doubleday 2013).
114 »Wir ziehen das in Betracht«: Riad Kahwaji, »Jordan and U.S. Discuss Possible Patriot Deployments«, *Marine Corps Times*, 10. Feb. 2003.
114 »auf den Irak fixiert«: Abdullah, König von Jordanien, *Our Last Best Chance: The Pursuit of Peace in a Time of Peril* (New York: Viking 2011).
116 »Aber in einem Punkt war ich mir sicher«: ebd.

Kapitel 7

117 »Im Irak gibt es heute ein tödliches Terrornetzwerk«: Zu Colin Powells Rede vor dem Sicherheitsrat der Vereinten Nationen am 5. Feb. 2003 siehe http://www.washingtonpost.com/wp-srv/nation/transcripts/powelltext_020503.html.
117 Wie versteinert sah sie weiter zu: Gespräch des Autors mit Nada Bakos.
119 »So eine Scheiße!«: Gespräch des Autors mit Samih Battikhi.
120 »Wir hatten die Schnauze voll«: Gespräch des Autors mit Abu Mutaz.
120 »Mit dieser Rede«: Gespräch des Autors mit Hasan Abu Hanieh.

Kapitel 8

124 Zum wiederholten Mal stellte sie die Frage: Gespräch des Autors mit Nada Bakos; ein zweiter US-Beamter, der mit den Vorgängen vertraut war, bestätigte ihre Darstellung.

126 »Wir waren einmarschiert«: Gespräch des Autors mit Nada Bakos.

129 die Vorderfront des Kleinlasters in die Luft flog: Rajiv Chandrasekaran, »Car Bomb Kills 11 in Baghdad«, *Washington Post Foreign Service*, 8. Aug. 2003.

131 »So etwas werden wir noch öfter zu sehen bekommen«: Michael R. Gordon, »Terror Group Seen As Back Inside Iraq«, *New York Times*, 10. Aug. 2003.

131 »Wir haben Fortschritte gemacht«: E. A. Torriero, »Embassy Attack May Have Tie to Al Qaeda«, *Chicago Tribune*, 9. Aug. 2003.

132 »Mit Aktionen wie dem heutigen Bombenanschlag«: Jim Henderson, »Democracy Is Not Easy, Condoleezza Rice Tells Journalists in Dallas«, *Houston Chronicle*, 8. Aug. 2003.

133 »Die Präsenz der Streitkräfte der Koalition«: D'Arcy Doran, »UN Employees' Fears Grew As Security Deteriorated in Baghdad«, Associated Press, 28. Aug. 2003.

134 »Auf einmal flog alles um uns herum in die Luft«: Interview von Gil Loescher mit Jeremy Paxman, *BBC News*, gesendet am 18. Dez. 2003. Das gesamte Interview findet sich unter http://news.bbc.co.uk/2/hi/programmes/newsnight/3330885.stm.

134 »Sie wollen uns dort bekämpfen«: Pressekonferenz von George W. Bush, 23. Aug. 2003, Crawford, Texas. Ausschnitte unter http://www.usembassy-israel.org.il/publish/press/2003/august/082304.html.

135 »heute war Allah uns gnädig«: Gespräch des Autors mit einem hochrangigen US-Beamten, der Kenntnis von der Untersuchung hatte.

135 »Wir müssen uns zusammentun«: »Ayatollah Hakim's Last Sermon«, *BBC News* online, 30. Aug. 2003, http://news.bbc.co.uk/2/hi/middle_east/3193341.stm.

136 »Bagdad ist heute ein geschäftiges Handelszentrum«: Tom Infield, »U.S. General: Hezbollah Linked to Iraq Bombings«, *Philadelphia Inquirer*, 6. Sept. 2003.

138 »brillante Strategie«: Gespräch des Autors mit Bruce Riedel.

Kapitel 9

139 »Das sind alles Tatsachen«: Gespräch des Autors mit Robert Richer.

142 »Kurz vor der Invasion«: Gespräch des Autors mit einem ehemaligen hochrangigen US-Beamten, der dabei gewesen war.
144 »Dass die Aufständischen so ungehindert agieren können«: zitiert in James Risen, *State of War: The Secret History of the CIA and the Bush Administration* (New York: Free Press 2006).
145 »Halten Sie das Ganze für einen Aufstand?«: Gespräch des Autors mit zwei Beamten, die dabei gewesen waren.
147 keinerlei Einschusslöcher: »Violent Response: The U.S. Army in Al-Falluja«, Human Rights Watch 2003, http://www.hrw.org/reports/2003/iraqfalluja.
147 »Wir gingen zu ihnen«: Gespräch des Autors mit Zaidan al-Dschabiri.

Kapitel 10

151 »Auch wenn unsere Körper«: »Zarqawis Brief« an Osama bin Laden, U.S. Department of State, Feb. 2004, http://2001-2009.state.gov/p/nea/rls/31694.htm.
154 »Ich stand wahrscheinlich nicht einmal einen Häuserblock«: Stanley A. McChrystal, *My Share of the Task: A Memoir* (New York: Portfolio/Penguin 2013).
155 »Das war reiner, unverfälschter Hass«: Gespräch des Autors mit Stanley A. McChrystal.
156 »bevor der Irak jene Hölle wurde«: McChrystal, *My Share of the Task.* 158 »Ich gehe davon aus«: »Major Combat Operations Over in Iraq«, *PBS NewsHour*, 14. April 2003, http://www.pbs.org/newshour/updates/military-jan-june03-battles_04-14.
159 »Was ist denn das?«: Gespräch des Autors mit McChrystal.
160 »Im Grunde haben wir keine Ahnung davon«: McChrystal, *My Share of the Task.* 1
162 »Vor allem zwei Dinge zeichnen das Zarqawi-Netzwerk aus«: zitiert in Brian Knowlton, »U.S. Blames Iraq Attacks on Jordanian-Born Sunni Militant«, *New York Times*, 3. März 2004.
163 »Warum habt ihr Amerikaner uns das angetan?«: Vivienne Walt, »Over 150 Killed in Iraq Blasts«, *Boston Globe*, 3. März 2004.

Kapitel 11

164 Für diese Mission hatte er einen Jordanier: Gespräch des Autors mit zwei hochrangigen jordanischen Beamten, die dabei gewesen waren.
167 »Sie benutzen Mittelsmänner«: Gespräch des Autors mit Abu Mutaz.

171 »Als wir sie endlich gefunden hatten«: ebd.
173 »Die Männer im Caprice«: »Al Qaeda Plans Terrorist Attack in Chemical Weapons Against Jordan«, *Petra News Agency*, 27. 2004. April (Kompletter Text des Geständnisses, nicht unterschrieben.)
174 »unvorhersehbaren negativen Folgen«: Abdullah, König von Jordanien, *Our Last Best Chance: The Pursuit of Peace in a Time of Peril* (New York: Viking 2011).
177 »Ja, es gab einen Plan«: Jamie Holguinap, »Terrorist: Wish We Had That Bomb«, Associated Press, 16. April 2004.

Kapitel 12

178 »Islamische Nation, es gibt gute Nachrichten!«: Enthauptung von Nicholas Berg, Video-Transkript im Archiv der University of Georgia, Islamic Studies Department, http://islam.uga.edu/zarqawi.html.
180 »Ich habe begründeten Anlass zur Annahme«: Brief von Nicholas Berg, *Tom's Photography*, 4. Jan. 2004, http://www.nickberg.org/berg/Email_from_Berg/Entries/2004/1/4_Bergs_Email_from_Iraq.html.
180 »Er ging dorthin, wohin sich sonst niemand traute« Michael Powell und Michelle Garcia, »In a Pennsylvania Town, Friends Recall the Pranks and the Promise«, *Washington Post*, 14. Mai 2004.
182 »Niemand wurde aus ihm schlau«: Gespräch des Autors mit Nada Bakos.
185 »Sie wollen uns bei unserer Willenskraft packen«: »President Bush Condemns Brutal Execution of Nicholas Berg«, 12. Mai 2004, http://georgewbush-whitehouse.archives.gov/news/releases/2004/05/text/20040512-2.html.
186 »Jeder, der den Daumen am Puls von Amerika hatte«: David E. Sanger und Richard W. Stevenson, »Bush Supporters Are Split on How to Pursue Iraq Plan«, *New York Times*, 13. Mai 2004.
187 »Zarqawi hielt nichts von irgendwelchen Regeln«: Gespräch des Autors mit Nada Bakos.

Kapitel 13

189 »Das ist kein gutes Zeichen«: Gespräch des Autors mit Robert S. Ford.
192 »Er verbrachte seine gesamte Karriere«: Gespräch des Autors mit Ronald Neumann.

193 »Aufständische und Dschihadisten aus dem Ausland«: »USEB 154: 1st Marine Expeditionary Force Discusses Situation in Al Anbar Province«, Public Library of US Diplomacy, 23. Juli 2004, https://www.wikileaks.org/plusd/cables/04BAGHDAD235_a.html.

197 »Er umgibt sich mit dem letzten Abschaum«: Gespräch des Autors mit Zaidan al-Dschabiri.

197 »schwor, nie persönlich eine Geisel enthauptet zu haben«: Hannah Allum, »Fallujah's Real Boss: Omar the Electrician«, Knight Ridder Newspapers, 25. Juni 2004.

198 »Dies ist ein Hilferuf aus tiefster Tiefe«: »Al-Zarqawi's Message to the Fighters of Jihad in Iraq on September 11 2004«, Middle East Media Research Institute, 15. Sept. 2004, http://www.memri.org/report/en/print1219.htm.

199 die »tödlichsten Waffen, die wir besitzen«: Muhammad Abu Rumman und Hassan Abu Hanieh, *The »Islamic Solution« in Jordan: Islamists, the State, and the Ventures of Democracy and Security* (Amman, Jordanien: Friedrich-Ebert-Stiftung Jordanien und Irak 2013).

200 »Ich höre vom Chaos, das heute im Irak herrscht«: Abu Muhammad al-Maqdisi, »Support and Advice, Hopes and Pains«, offener Brief, Juli 2004, Übersetzung von MEMRI, http://www.memri.org/report/en/print1473.htm.

202 »Wir verurteilen und verdammen jeglichen Extremismus«: Die gesamte »Amman-Botschaft« findet sich auf der »Official Website of the Amman Message«, www.ammanmessage.com.

203 »Die Fähigkeit einiger weniger Extremisten«: Abdullah, König von Jordanien, *Our Last Best Chance: The Pursuit of Peace in a Time of Peril* (New York: Viking 2011).

204 »Die Menschen sollen erfahren«: Bin Ladens Stellungnahme vom 15. Dez. 2004, zitiert in »Bin Laden's Tape: Key Excerpts«, *BBC News*, 27. Dez. 2004.

204 »allen Muslimen, vor allem denjenigen an der Front«: Jeffrey Pool, »Zarqawi's Pledge of Allegiance to Al-Qaeda: From Mu'Asker Al-Battar, Issue 21«, *Terrorism Monitor*, Bd. 2, Nr. 24 (15. Dez. 2004), http://www.jamestown.org/single/?tx_ttnews[tt_news]=27305#.VUdYf5N0v64.

Kapitel 14

206 »Verrat an Allah«: Jeffrey Pool, »Zarqawi's Pledge of Allegiance to Al-Qaeda: From Mu'Asker Al-Battar, Issue 21«, *Terrorism Monitor*, Bd. 2, Nr. 24 (15. Dez. 2004), http://www.jamestown.org/single/?tx_ttnews[tt_news]=27305#.VUdYf5N0v64.

207 »Die lokale Regierung befindet sich in einer schweren Krise«: State Department, »Governor in Trouble-Ridden Anbar Province Held Hostage«, Telegramm, 3. Aug. 2004, abgerufen von https://cablegatesearch.wikileaks.org/search.php?q=governor+in+trouble-ridden+anbar&qo=0&qc=0&qto=2010-02-28.

207 »Wir werden keine Kandidaten für die Wahl aufstellen«: Gespräch des Autors mit Robert S. Ford.

211 »Wir sind überzeugt davon«: »Iraqi Vice-President on Tackling 'Security Chaos,' Coalition Pullout, Government«, Al-Jazeera TV, 29. April 2006.

211 Am frühen Nachmittag erspähte die Drohne: Gespräch des Autors mit einem ehemaligen hochrangigen US-Beamten, der über die Ereignisse informiert war.

212 »Jetzt fahr das Auto schon zu Schrott!«: Gespräch des Autors mit Nada Bakos.

213 »Es gab da eine Präsentation für eine Einsatzbesprechung«: Gespräch des Autors mit einem ehemaligen hochrangigen US-Beamten, der über die Ereignisse informiert war.

216 »Die Mudschahed-Bewegung muss jede Handlung vermeiden«: Brief von Ayman al-Zawahiri an Abu Mus'ab az-Zarqawi, übersetzt vom Combating Terrorism Center in West Point, https://www.ctc.usma.edu/v2/wp-content/uploads/2013/10/Zawahiris-Letter-to-Zarqawi-Translation.pdf.

217 »Er hat kein Monopol auf Wissen«: Zarqawi, »Zarqawi Clarifies Issues Raised by Sheikh Maqdisi«, offener Brief, 21. Juli 2005, abgerufen von http://thesis.haverford.edu/dspace/bitstream/handle/10066/4760/ZAR20050712.pdf?sequence=3.

217 »Al-Qaidas Organisation im Zweistromland«: »Al-Zarqawi Declares War on Iraqi Shia«, Al-Jazeera, 14. Sept. 2005, http://www.aljazeera.com/archive/2005/09/200849143727698709.html.

218 Am Morgen des 29. Juni 2005 saßen die Teilnehmer: Gespräche des Autors mit zwei hochrangigen US-Beamten, die dabei gewesen waren.

220 »Werden Sie ihn kriegen?«: Stanley A. McChrystal, *My Share of the Task: A Memoir* (New York: Portfolio/Penguin 2013).

221 »Das Ganze ist so eingerichtet, dass der Selbstmordattentäter«: Gespräch des Autors mit Stanley A. McChrystal.

222 »Wenn wir sie ununterbrochen unter Beschuss nehmen«: McChrystal, *My Share of the Task.*

224 »gründlich schiefgegangen«: Gespräch des Autors mit einem hochrangigen US-Beamten, der dabei gewesen war.

Kapitel 15

225 »Einen schnallte er mir um, den anderen sich selbst«: »Full Text of Iraqi Woman's Confession«, Associated Press, 13. Nov. 2005, http://www.nbcnews.com/id/10027725/#.VUdcKZN0v64.

225 Kommandant Abu Haytham hörte schweigend zu: Gespräch des Autors mit einem hochrangigen jordanischen Beamten.

230 »Alle erhielten diesen Anruf«: Gespräch des Autors mit einem jordanischen Geheimdienst-Offizier.

231 »Das war ein grausamer, krimineller Akt«: Malmoud al-Abed und Mohammad Ghazal, »Thousands Rally in Unity Against Terror«, *Jordan Times*, 12. Nov. 2005.

232 »Wir gehen in die Offensive«: Abdullah, König von Jordanien, *Our Last Best Chance: The Pursuit of Peace in a Time of Peril* (New York: Viking 2011).

232 »Das ist unser 9/11«: Gespräch des Autors mit Robert Richer.

233 »Leute meldeten sich, die sonst niemals«: Gespräch des Autors mit einem hochrangigen jordanischen Beamten, der Kenntnis von der Untersuchung hatte.

233 »Unsere Brüder kannten ihre Ziele«: »Al-Zarqawi Purportedly Says Wedding Wasn't Targeted«, Associated Press, 18. Nov. 2005.

233 »Wir dürfen nicht nur Menschen sein, die andere töten«: Brief von Atija Abd al-Rahman an Abu Mus'ab az-Zarqawi, Ende 2005, übersetzt vom Combating Terrorism Center in West Point, https://www.ctc.usma.edu/v2/wp-content/uploads/2013/10/Atiyahs-Letter-to-Zarqawi-Translation.pdf.

234 »Im Irak beginnt nun langsam eine Zeit«: »Text of a Document Found in Zarqawi's Safe House«, Associated Press, 6. Juni 2006.

236 »In der Öffentlichkeit wie auch im Privaten«: State Department, »Sectarian Nerves on Edge After Samarra Shrine Explosion«, Telegramm, 23. Feb. 2006, abgerufen von https://www.wikileaks.org/plusd/cables/06STATE29555_a.html.

236 »hatte das Streichholz entzündet«: Peter Baker, *Days of Fire: Bush and Cheney in the White House* (New York: Doubleday 2013).

237 In jeder Szene präsentierte sich: Ausschnitte des Videos auf https://www.youtube.com/watch?v=uB0apnoVf8Y.

237 »meine hochgeschätzte Nation«: Dr. Rusty Shackleford, »Zarqawi Video (with Subtitles) [Updated: Transcripts]«, *e Jawa Report*, 26. April 26 2006, http://mypetjawa.mu.nu/archives/173861.php.

238 »ein paar Fehler gemacht«: Edward Wong und John F. Burns, »Iraqi Rift Grows After Discovery of Prison«, *New York Times*, 17. Nov. 17 2005.

Kapitel 16

240 »Er schien fast erleichtert«: Gespräch des Autors mit einem hochrangigen jordanischen Beamten, der Kenntnis von den Vorgängen hatte.
246 »Wir wollten einfach nur so viel wie möglich von ihnen erfahren«: Gespräch des Autors mit einem hochrangigen US-Beamten, der beim Treffen anwesend war.
247 »Wir tun, was wir können, um Sie hierzubehalten«: Stanley A. McChrystal, *My Share of the Task: A Memoir* (New York: Portfolio/Penguin 2013).
249 »Wir sahen, wie ein ganz in schwarz gekleideter Typ«: Gespräch des Autors mit Stanley A. McChrystal.
251 Bei der Autopsie deutete allerdings nichts auf ein nachträgliches Fremdeinwirken: Finaler Autopsiebericht für Abu Mus'ab az-Zarqawi, Armed Forces Institute of Pathology, 8. Juni 2006.
252 »Warum sind wir da nicht selbst draufgekommen?«: Gespräch des Autors mit Rep. Steny Hoyer; siehe auch Peter Baker, *Days of Fire: Bush and Cheney in the White House* (New York: Doubleday 2013).
253 »Ich war froh und glücklich«: Gespräch des Autors mit Nada Bakos.
253 »Ich hatte noch lange dieses Bild im Kopf«: Gespräch des Autors mit Abu Haytham.
254 »Dein Ende ist nah«: Gespräch des Autors mit Zaidan al-Dschabiri.

Kapitel 17

256 eine kleine Armee in Zivil: Gespräch des Autors mit zwei hochrangigen US-Beamten, die Kenntnis von den Vorgängen hatten.
257 »Wenn sie durch die Tür kommen«: ebd.
258 weil er kein Blut sehen konnte: Joan Juliet Buck, »Asma al-Assad: A Rose in the Desert«, *Vogue*, 25. Feb. 2011.
259 »Ich bin überzeugt davon, dass sich Syrien verändern wird«: »John Kerry Praises Syria in 2011 Speech«, Rede beim Carnegie Endowment for International Peace, März 2011. Die gesamte Rede findet sich unter https://www.youtube.com/watch?v=GHMiLIZ_iwQ.
261 »Das allerletzte Land auf der Welt«: Gespräch des Autors mit Robert S. Ford.
262 27 Verhörzentren: »Torture Archipelago: Arbitrary Arrests, Torture, and Enforced Disappearances in Syria's Underground Prisons Since March 2011«, Human Rights Watch, 3. Juli 2012, abgerufen von http://www.hrw.org/reports/2012/07/03/torture-archipelago-0.
263 »Die Probleme des Landes wurden durch den allgemeinen Eindruck«: Gespräch des Autors mit Frederic C. Hof.
269 »Die Anwesenheit des US-Botschafters«: »Syria Says US 'Interfering' As Ambassador Visits Hama«, *BBC News*, 8. Juli 2011.

270 »Präsident Assad ist nicht unersetzlich«: »Clinton Says Syria's Assad 'Not Indispensable'«, *Voice of America*, 10. Juli 2011, http://www.voanews.com/content/clinton-says-syrias-assad-not-indispensable-125382213/142106.html.

271 »Da ihm das nicht gelungen ist«: Macon Philips, »President Obama: 'The Future of Syria Must Be Determined by Its People, but President Bashar al-Assad Is Standing in Their Way'«, *White House Blog*, 18. Aug. 2011, https://www.whitehouse.gov/blog/2011/08/18/president-obama-future-syria-must-bedetermined-its-people-president-bashar-al-assad.

271 »vom Verhalten des syrischen Regimes«: Gespräch des Autors mit Benjamin Rhodes.

272 »Diese Art von Ideologie lauert in ganz dunklen Ecken«: »Syria Speech by Bashar al-Assad«, 20. Juni 2011, http://al-bab.com/albab-orig/albab/arab/docs/syria/bashar_assad_speech_110620.htm.

Kapitel 18

273 Jetzt wandte er sich notgedrungen direkt an Assad: Gespräch des Autors mit zwei hochrangigen Beamten, die Kenntnis von den Vorgängen hatten.

278 »Es sind nur eine Handvoll echte Al-Qaida-Typen dabei«: Gespräch des Autors mit einem hochrangigen US-Beamten, der Kenntnis von den Vorgängen hatte.

278 »Wo ist denn dieser Islamische Staat«: Cole Bunzel, »From Paper State to Caliphate: The Ideology of the Islamic State«, Brookings Institute, *Brookings Project on U.S. Relations with the Islamic World*, März 2015.

279 »Hier in unserer Mitte«: Wikimedia Foundation, Foreign Affairs Committee, *The ISIS Threat: The Rise of the Islamic State and Their Dangerous Potential* (Google eBook, 25. Sept. 2014).

281 Die tägliche Suche begann mit einer erstaunlichen Palette: Gespräche des Autors mit drei US-Beamten, die damals dabei gewesen waren.

283 »am Rande einer strategischen Niederlage«: Joby Warrick, »U.S. Cites Big Gains Against Al-Qaeda«, *Washington Post*, May 30 2008.

283 »Wir waren nicht wie sie geworden«: Gespräch des Autors mit einem der hochrangigen US-Beamten, die die Aktionen leiteten.

285 »lange, dunkle Nacht und düstere, mit Blut gefärbte Tage«: Steven Lee Myers, »New Qaeda ›War Minister‹ Warns of 'Days Colored in Blood,'« *New York Times*, 14. Mai 2010.

Kapitel 19

286 »Wir waren höchstens sieben oder acht«: »Al-Jazeera Interview with Abu Mohamed Golani, the Head of al-Nusra in Syria«, 18. Dez. 2013, abgerufen von https://www.youtube.com/watch?v=X8uTGdun5Fg.

287 »Er sollte die Organisation in Syrien repräsentieren«: Gespräch des Autors mit einem hochrangigen US-Beamten, der die Geheimdienstprofile für Baghdadi kannte.

289 »Auf dem Gepäckträger seines Fahrrads«: Janine di Giovanni, »Who Is ISIS Leader Abu Bakr al-Baghdadi?«, *Newsweek*, 8. Dez. 2014.

289 »die Tugend fördern und das Laster bekämpfen«: Pieter van Nostaeyen, »The Biography of Sheikh Abu Bakr Al-Baghdadi, Amir of the Islamic State in Iraq and Al-Sham«, *World Press*, Juli 2013, https://pietervanostaeyen.wordpress.com/2013/07/15/abu-bakr-al-baghdadi-a-short-biography-of-the-isis-sheikh.

291 »Man fühlt sich wie in einer Mikrowelle«: Lt. Commander Vasilios Tasikas, »The Battlefield Inside the Wire«, *Military Review*, Sept.–Okt. 2009.

292 »In jedem der Gebäudekomplexe kamen Gemäßigte mit Extremisten in Kontakt«: ebd.

293 »Erledige Amerika und seine Verbündeten«: Paul Vale, »Islamic State's Al-Baghdadi Says Group Will Fight to 'Last Soldier,'« Associated Press, 13. Nov. 2014.

293 »Zarqawi stand mir näher als mein eigener Bruder«: Ruth Sherlock, »How a Talented Footballer Became World's Most Wanted Man«, *Telegraph* [London], 11. Nov. 2014.

295 drängte der ehemalige Baathist Baghdadi, die Führungsposition anzunehmen: Matthew Barber, »New ISIS Leaks Reveal Particulars of al-Qaeda Strategy, from »Syria Comment« blog of the University of Oklahoma's Center for Middle East Studies, 12. Jan. 2014.

295 »Er umgab sich«: Gespräch des Autors mit einem hochrangigen US-Beamten.

296 »Wir haben die Grenzen überschritten«: »The Islamic State in Iraq and Syria Shall Remain«, Audionachricht, gepostet am 6. Juni 2013; Übersetzung durch das Middle East Media Research Institute.

296 »Man hatte das Gefühl, dass die Dinge«: Gespräch des Autors mit einem hochrangigen US-Beamten, der bei den Debatten anwesend war.

299 »Es war wie bei einem Autounfall«: Gespräch des Autors mit Mouaz Moustafa.

301 »All die verschiedenen Glaubensrichtungen waren da«: Gespräch des Autors mit Noura al-Ameer.

Kapitel 20

303 »Hiermit überbringen wir der islamischen Nation«: Videopost, »New Jihad Group in Syria Announces Its Establishment«, Middle East Media Research Institute, 24. Jan. 2012.
303 »Wir haben von Anfang an gesagt: Hier handelt es sich um Terroristen«: zitiert in Alexandra Zavis und Katie Paul, »Syria Capital Hit by Massive Bombings«, *Los Angeles Times*, 24. Dez. 2011.
305 »Geben Sie Ihr Geld denen, die es für den Dschihad verwenden«: David D. Kirkpatrick, »Qatar's Support of Islamists Alienates Allies Near and Far«, *New York Times*, 7. Sept. 2014.
305 »Der Ausgang dieses Spiels ist völlig offen«: Gespräch des Autors mit einem hochrangigen Beamten aus dem Nahen Osten.
305 »Ihrer Meinung nach ist Assad das Problem«: Gespräch des Autors mit einem hochrangigen Geheimdienstoffizier aus dem Nahen Osten.
307 »Das ist alles andere als abstrakt«: Vertrauliches Gespräch des Autors mit einem hochrangigen Adjutanten von König Abdullah II.
308 »Wir glaubten, wenn wir uns an Amerika hielten«: Adam Entous, »Covert CIA Mission to Arm Syrian Rebels Goes Awry«, *Wall Street Journal*, 26. Jan. 2015.
308 »Wo werden diese Aufstände alle hinführen?«: Gespräch des Autors mit einem hochrangigen Beamten, der Kenntnis von der Unterhaltung hatte.
309 »Es gibt bestimmte Grenzen, die ich nicht überschreiten werde«: ebd.
310 »Ich ging nicht davon aus, dass sie mich umbringen würden«: Gespräch des Autors mit Robert S. Ford.
313 »Das Regime verlor immer mehr die Kontrolle«: ebd.
314 »Die geheimdienstlichen Erkenntnisse waren«: Gespräch des Autors mit Leon E. Panetta. Siehe auch Leon E. Panetta, *Worthy Fights: A Memoir of Leadership in War and Peace* (New York: Penguin Press 2014).
315 »jede neue Option schlimmer als die vorige«: Hillary Rodham Clinton, *Hard Choices* (New York: Simon & Schuster 2014, dt. *Entscheidungen*, München: Droemer 2014).
316 »Momentan sind wir aus dem Spiel«: Gespräch des Autors mit Panetta.
316 »Er war bereit, mehrere Optionen zu prüfen«: Gespräch des Autors mit Benjamin Rhodes.
316 »Offen gesagt glaube ich, dass viele Leute«: ebd.
317 »Aber all diese Schritte waren nur Notbehelfe«: Clinton, *Hard Choices*.
317 »Wir wissen im Grunde genau, wie das geht«: Gespräch des Autors mit Panetta.

Kapitel 21

319 »Ihr seid Schiiten, nicht wahr?«: »Who Is the ISIL Iraqi Terrorist Who Executed the Three Syrian Truckers in Syrian – Iraqi border in 2013?«,

Liveleak.com, abgerufen im März 2015. Mehr unter http://www.liveleak.com/view?i=8d1_1398584978#mjwHKBEOjIWYc8Ou.99.

320 Er erzählte, wie Zarqawi damals: Abu Bakr al-Baghdadi, »Give Good News to the Believers: The Declaration of the Islamic State in Iraq and Al-Sham«, Audio-Rede, *World Press*, April 2013, abgerufen von https://azelin.files.wordpress.com/2013/04/shaykh-abc5ab-bakr-al-e1b8a5ussaync4ab-al-qurayshc4ab-al-baghdc481dc4ab-e2809cannouncement-of-the-islamic-state-of-iraq-and-alshc481m22-en.pdf.

321 »Das Banner der Al-Nusra-Front bleibt bestehen«: »Jabhat Al-Nusra Leader Abu Muhammad al-Joulani Pledges Allegiance to Al-Zawahiri«, Audionachricht, gepostet am 10. April 2013; Übersetzung durch das Middle East Media Research Institute.

321 »Das Blut von Muslimen ist für andere Muslime tabu«: »Al-Qaeda Chief Ayman al-Zawahiri's Letter to the Leaders of the Two Jihadi Groups«, April 2014, abgerufen von https://archive.org/stream/710588-translation-of-ayman-al-zawahiris-letter/710588-translation-of-aymanal-zawahiris-letter_djvu.txt.

322 »Ich gehorche lieber Allah«: Baghdadis Statement in der Übersetzung durch das Middle East Media Research Institute, *Jihad and Terrorism Threat Monitor* (Blog), 16. Juni 2013.

323 So befreiten sie aus dem berüchtigten Gefängnis Abu Ghraib mehr als 500 Insassen: Mushreq Abbas, »Al-Qaeda Militants Raid Iraq's Abu Ghraib, Taji Prisons«, *Al Monitor*, Juli 2013.

324 »Das war unsere schwierigste Zeit«: Gespräch des Autors mit Abu Ibrahim al-Raqqawi. Sein Blog: Abu Ibrahim al-Raqqawi, »Raqqa Is Being Slaughtered Silently«, http://www.raqqa-sl.com/en; abgerufen im April 2015.

327 »Einige der Jungen sind noch nicht einmal 16«: Gespräch des Autors mit al-Raqqawi.

328 »Es ist eigentlich ganz lustig«: »British Jihadi Compares Syria War to Call of Duty«, *BBC News*, 13. Juni 2014.

329 »Ich bin hier, um den Islamischen Staat zu vertreten«: Gespräch des Autors mit Mouaz Moustafa.

331 »Soll ich die Flugzeuge etwa mit Pizzen bewerfen?«: Gespräch des Autors mit einem Kongress-Beamten, der beim Treffen anwesend war.

331 »Wir brauchen etwas, das eine Aktion, die die Kräfteverhältnisse verändert«: Chris Wallace, »Sen. McCain Talks US Action in Syria«, *Fox News*, 5. Mai 2013.

331 »die von der zivilisierten Welt geächtet werden«: Pressekonferenz von US-Präsident Barack Obama, 16. Mai 2013, White House; abgerufen von https://www.whitehouse.gov/the-press-office/2013/05/16/joint-press-conference-president-obama-and-prime-minister-erdogan-turkey.

333 »Bauen Sie die Hilfsmaßnahmen aus«: Gespräch des Autors mit Robert S. Ford.

333 stellte McCain Fords Expertise in Sachen Syrien infrage: *Syria Hearing Before the Committee on Foreign Relations, U.S. Senate* (Washington, D.C.: Government Printing Office, 31. Okt. 2013).

Kapitel 22

336 »Die jetzigen Staatslenker waren einst Diebe«: Gespräch des Autors mit Zaidan al-Dschabiri.

338 »Das ist eine Stammesrevolte«: Hamza Mustafa, »There Is a 'Tribal Revolution' in Iraq: Anbar Tribal Chief«, *Asharq Al-Awsat*, 17. Juni 2014.

339 »Sie haben alles, was in meinem Haus war«: Gespräch des Autors mit Abd al-Razzaq al-Suleiman.

340 »ISIL wird 2014 wahrscheinlich versuchen«: Transkript, Lt. Gen. Michael T. Flynn, Direktor, DIA, Statement Before Senate Armed Services Committee, 11. Feb. 2014.

340 »Das hier sind die Kinder von Zarqawi«: Gespräch des Autors mit Michael Flynn.

342 »In meinem ganzen Bataillon haben wir«: Ned Parker, Isabel Coles und Raheem Salman, »Special Report: How Mosul Fell«, Reuters, 14. Okt. 2014.

344 »Allah hat euren Mudschaheddin-Brüdern«: »English Subtitles of Full Sermon by ISIS's Abu Bakr Al Baghdadi, Caliph of the ›Islamic State‹«, Transkript, YouTube.com, Juli 2014, abgerufen von https://www.youtube.com/watch?v=PxJSm7XwxqA.

345 »Diese Möglichkeit bestand leider von Anfang an«: Gespräch des Autors mit einem hochrangigen jordanischen Beamten.

347 »Das ist ein Schneeballeffekt«: ebd. Epilog

348 »Ich bin der Erste Leutenant Mu'adh al-Safi Jusef al-Kasasba«: »ISIS Burns Hostage Alive: Raw Video«, *Fox News*, 3. Feb. 2015.

349 »Dieser Anti-Terror-Feldzug«: US-Präsident Barack Obama, »Statement by the President on ISIL«, abgerufen von https://www.whitehouse.gov/the-press-office/2014/09/10/statement-president-isil-1.

351 »Nur Gott straft durch Feuer«: Woodrow Wilson Center for International Scholars, »Muslims Condemn ISIS Killing of Jordanian Pilot«, *The Islamists Are Coming* (Blog), Feb. 5 2015.

352 »Henning arbeitete mit einer Wohltätigkeitsorganisation zusammen«: »Jihadi Ideologue Calls for Freeing British Hostage«, Associated Press, 20. Sept. 2014.

352 »Ich konzentriere mich gerade darauf«: »Daesh Releases New Audio Recording of Pilot Negotiation Attempts«, *Al-Bawaba News*, 18. Feb. 2015.

353 »Sie haben mich belogen«: Maqdisis Interview mit dem jordanischen Sender Roya TV, 6. Feb. 2015, Übersetzung durch das Middle East Media

Research Institute, unter http://www.memri.org/clip_transcript/en/4767.htm.

354 »Viele von denen, die erst Al-Qaida«: Rami Khouri, »ISIS Is About the Arab Past, Not the Future«, Vortrag, 11. Mai 2015, am Woodrow Wilson Center for International Scholars.

355 »Wir führen diesen Krieg«: Suleiman al-Khalidi, »Jordanian King Vows ›Relentless‹ War on Islamic State's Own Ground«, Reuters, 4. Feb. 2015.

355 »Der Islam hat nichts mit dem IS zu tun«: Ranya Kadri und Anne Barnard, »Jordan, Unabashed, Announces Latest Bombing Raid on ISIS Targets«, *New York Times*, 5. Feb. 2015.

356 »Dies ist erst der Anfang«: William Booth und Taylor Luck, »Jordan Rages Against Islamic State As Military Vows to Expand Airstrikes«, *Washington Post*, 6. Feb. 2015.

Register

101st Airborne Division, USA 158
82nd Airborne Division, USA 147
Abdullah I., König von Jordanien 54, 60
Abdullah II., König von Jordanien 18, 27f., 48ff., 57f., 61ff., 84, 101, 113ff., 130, 174ff., 201ff., 231f., 273ff., 306, 349, 355f.
Abu Haytham 20ff., 65ff., 75ff., 80f., 84f., 103ff., 172, 225ff., 230, 240f., 253, 345ff.,
Abu Ibrahim 324ff.
Abu-Ghuraib-Folterskandal 175, 184, 186, 261
Adel, Sayf al- 73, 86ff.
Adnani, Abu Mohammad al- 292, 352
Afghanistankrieg (Sowjetunion) 36, 61
Afghanistankrieg (USA) 158, 261, 313, 317
Ägypten 203, 258, 261ff., 265, 271, 274, 279, 296, 353
al-Aqsa-Moschee 54
Alawiten 263, 269, 272, 301f., 304, 309
Al-Dschafr (Gefängnis) 32ff., 37, 39, 41ff., 47, 62ff., 76, 200, 346
Aleppo 261, 276, 323
Algerien 120, 234, 260, 347
al-Nuri-Moschee von Mossul 344
Al-Nusra-Front 287, 303ff., 311ff., 320ff., 327, 358
Al-Qaida im Irak (AQI) 210, 222, 226f., 229, 234, 237, 239f., 242, 252, 278, 280f., 288, 294, 366
Al-Qaida:
  Aktivitäten im Irak 117ff., 125, 127f., 130, 134, 175, 280f.
  beim Millennium Plot 82ff.
  bin Laden als Anführer von 86ff., 94ff., 108f., 151ff., 203ff., 322
  in Syrien 303ff., 313ff., 317, 321f., 323f.
  irakisches Netzwerk innerhalb von 24, 94, 97f., 107ff.
  und die Anschläge vom 11. September 89, 95, 182
  Zarqawi als Funktionär von 86ff., 105f., 151ff., 214ff., 233
  Zarqawis Netzwerk für 24f., 105, 168, 170f., 187f., 203ff., 212ff.
»al-takfiris« (die Exkommunikatoren) 41, 201f., 272
al-Tawhid wal-Dschihad (Einheit und Dschihad) 186, 204Amir, Nura al- 301f.
Amman 18ff., 47, 50ff., 57, 63f., 65, 73f., 78, 80, 82ff., 92ff., 101ff., 113, 115, 118, 120, 129, 166, 170f., 173, 203, 224f., 227f., 230ff., 237ff., 245f., 264,

306, 346, 353, 355f., 364
Annan, Kofi 52, 311, 315
Ansar al-Islam (Helfer des Islam) 90f., 95, 107ff., 118, 120, 130, 137, 164, 197
Anschlag auf das Canal Hotel (2003) 133ff., 190, 219
Anschlag auf das Radisson SAS Hotel in Amman (2005) 18ff., 224, 225ff., 230, 233, 238f., 241, 246, 254
Anschlag auf das Rotkreuz-Hauptquartier in Bagdad (2003) 144
Anschlag auf das UNO-Hauptquartier in Bagdad (2003) 133ff., 137ff., 139, 144, 190, 219
Anschlag auf die al-Askari-Moschee(2006) 235f., 342
Anschlag auf die Imam-Ali-Moschee (2003) 135ff.
Anschlag auf die jordanische Botschaft (2003) 128ff., 132f., 135f.
Anschläge vom 11. September 25, 72, 89, 92, 94ff., 101, 107, 151, 158, 182, 188, 203, 353
Antisemitismus 152, 184
Arabische Liga 297
Arabische Revolte 59f.
Arabischer Frühling 256, 258, 261ff., 265ff., 271ff., 279, 296f., 313ff.
Arafat, Jassir 53, 202
ar-Raqqa 324ff., 328, 346, 348f.
Assad, Baschar al- 57, 256ff., 286f., 296ff., 303ff., 307ff., 313, 315, 317, 329ff., 360
Assad, Hafiz al- 52, 57, 258f., 273
Azzam, Hudhaifa 71f.
Bagdad 59, 74, 90, 95, 115, 117ff., 125f., 129f., 132ff., 140, 142, 144, 146ff., 151, 155, 158, 162f. 182f., 189ff., 197f., 208, 210f., 215, 219, 223, 238, 242f., 245, 247ff., 252, 290, 292, 338, 341ff.
Baghdadi, Abu Bakr al- (Ibrahim Awad al-Badri) 279f., 285, 286ff., 318, 320ff., 328, 338ff., 344f., 352
Baghdadi, Abu Omar al- 285
Bahrain 260f.
Baker, Peter 113, 236
Bakos, Nada 94ff., 106, 117ff., 124ff., 133ff., 137f., 182ff., 187f., 211f., 214f., 217f., 253, 367
Balad (Luftstützpunkt) 220, 222f., 243, 245ff., 250, 252, 281
Baquba 245f., 249, 281
Basra 208, 242
Battichi, Samih 68, 83, 119
Bay’at al-Imam (Anführer des Treueids zum Gebet) 75
Bengasi 261, 279
Berg, Nicholas Evan 178ff., 198, 237
bin Laden, Osama:
als Anführer von al-Qaida 86ff., 95, 108f., 151ff., 203ff., 321
Audiobotschaften von 206

in Afghanistan 86ff., 108f., 288
in Kandahar 89
Plan für Anschläge auf US-Botschaft 66, 86
Plan für Anschläge vom 11. September 89, 95f., 151, 203
Ruf 177, 187
Tod 279f., 314
Vergleich mit Zarqawi 25, 164, 177, 185, 187f., 214, 237, 280
Widerstand gegen Wahlen im Irak 205, 206
Zarqawis Beziehung zu 66, 72, 86ff., 95, 117ff., 151ff., 187f., 203ff., 214ff., 233f., 320, 322
Zarqawis Brief an 151ff., 161, 187
Black Hawk Down 154
Blair, Tony 52
Bremer, L. Paul, III 130f., 140f., 174
Burdschas, Karim al- 206
Bursak, Ali (»Roter Teufel«) 78, 103, 240, 245f.
Bush, George W. 91, 95ff., 101, 111ff., 118ff., 125, 130ff., 134, 137ff., 141f., 145, 147, 149, 174ff., 185, 190, 192, 198, 202, 209, 219f., 231, 236, 252f., 281, 284, 363
Cameron, David 332
Central Intelligence Agency (CIA) 82ff., 93ff., 105f., 107ff., 118, 120, 124f., 133ff., 139ff., 168, 182f., 187, 211, 214f., 219, 221ff., 232, 249, 252f., 277, 283, 308, 313ff., 333, 341
Chalaila, Dallah al- 42, 44, 64, 65f., 69f., 73, 76f., 81, 164
Cheir, Sa'ad 82f.
Chemiewaffen 90, 95, 108ff., 164ff., 168, 170f., 177, 259, 275, 307, 317, 330ff.
Cheney, Dick 96ff., 100f., 115, 119, 176, 219
Chlifawi, Samir al- (Hadschi Bakr) 294f.
Christentum 152, 301, 325, 343, 351, 355
Clapper, James 339
Clinton, Bill 52, 314
Clinton, Hillary Rodham 269f., 310f., 315ff., 332
Dabasch, Ahmed al- 293
Da'irat al-Muchabarat al-Amma *siehe* Muchabarat
Damaskus 59, 74, 256, 258ff., 263f., 267, 269f., 273, 276, 302f., 307, 309f., 313, 322, 330ff., 341
Days of Fire (Baker) 113
Delta Force 155, 242f., 250ff., 282
Demokratie ist eine Religion (Maqdisi) 38
Die kleine Prinzessin (Ladengeschäft) 102, 105
Dschabhat al-Nusra *siehe* Al-Nusra Front
Drohne 211f., 222, 242, 248, 281, 314, 348f.
Dschabiri, Zaidan al- 146ff., 196ff., 254, 335f., 338f., 341, 346, 367
Dschahalin, Eid 42f.
Dschajusi, Asmi al- 164ff., 171ff., 176f.
Dschaulani, Abu Mohammad al- 286, 303f., 321

Dschuwaida (Frauengefängnis) 19f., 29
Dulaimi, Schaker Wahib al- (Abu Wahib) 318f., 337f.
Emirat Transjordanien 60
Enthauptung 25, 184ff., 197f., 201, 216, 242, 280, 288, 295, 321, 351, 360f.
Entscheidungen (Clinton) 315
Erwachen Anbars, Das 254
Europäische Union (EU) 312
Facebook 265, 312, 327, 360
Faddis, Charles „Sam“ 107, 109ff., 120f.
Faisal, König von Saudi-Arabien 59
Falludscha 147, 149, 153, 155f., 193, 197, 208f., 211, 227, 290, 294, 337f., 340ff., 346
Fatah-Revolutionsrat 127
Federal Bureau of Investigation (FBI) 86, 134
Feith, Douglas J. 97
F-16 (Kampfflugzeug) 114, 250, 348ff.
Foley, Laurence 92ff., 101ff., 115, 118, 164, 219
Ford, Robert S. 189ff., 206ff., 236, 256ff., 260ff., 264ff., 298, 310f., 313, 332ff., 338
Franks, Tommy 113
Freie Syrische Armee 296, 304, 312, 324, 327, 330, 332, 360
Freihat, Jasser Ibrahim 102ff.
Front de Libération Nationale (Algerien) 159
Gaddafi, Muammar al- 261, 265, 277
Gadija, Abu al- 88, 165, 284f.
Gharawi, Mahdi al- 342f.
Ghazi bin Muhammad, Prinz 202
Giftgas 90, 110, 164ff., 259, 307, 331ff.
Golfkrieg 90, 115, 289
Großbritannien 59f., 78, 259, 271, 273, 332
Guantánamo Bay 261
Guerillakrieg 60, 139, 218
Hadith 26, 79, 199, 318, 344
Hakim, Ajatollah Mohammed Bakir al- 135f., 140
Hama 261ff., 266ff., 272, 298, 301
Hamas 53
Hamid, Tarik 289
Handbuch des Dschihadismus (Nadschi) 161f.
Hanieh, Hasan Abu 38, 120
Haschimi, Tarik al- 207ff., 338
Hassan, Prinz 48f., 55
Hatim al-Suleiman, Ali 338
Hayden, Michael V. 219, 283
die Brust der Gläubigen heilen 350
Henning, Alan 351f.
Herat 88ff., 164, 173, 219

Hisbollah 136, 259, 276, 315, 363
Hof, Frederic C. 263, 271, 332
Homs 261, 301, 319
Hoyer, Steny 252
Human Rights Watch 147, 262
Humvee (High Mobility Multipurpose Wheeled Vehicle) 155, 161, 208, 342
Hussein, König von Jordanien 40f., 48ff., 56f., 59ff., 73f., 84, 115, 130
Hussein, Saddam 75, 91, 95ff., 100f., 108ff., 114f., 117f., 124ff., 130f., 135ff., 140f., 143f., 146ff., 160ff., 174f., 197, 207f., 214, 294
Ichwan-Stämme 46f., 60, 62, 288, 356
Irak:
  Aktivitäten der UN 100, 132ff., 144
  Aktivitäten von al-Qaida 117ff., 125, 128, 130, 134, 175, 280ff.
  al-Anbar (Provinz) 147f., 195, 197f., 206, 209ff., 245f., 254, 294, 318, 337ff., 340ff.
  Anti-Terror-Aktivitäten der USA 94ff., 214f., 219ff., 232, 242ff.,
  Armee 75, 174, 234, 284, 289, 294f., 334, 341ff., 345
  Attentate 132ff., 140, 210f.
  Aufstand 139ff., 143ff., 151, 153f., 170, 186, 192ff., 204, 210, 227, 235, 242
  ausländische Kämpfer 87, 107ff., 130, 146, 186, 193, 196, 281ff.
  Baath-Partei 127, 136, 139f., 142ff., 146, 174, 261f., 294f., 337
  Berichterstattung in den Medien über 136, 202, 210
  Besetzung durch die USA 25, 125ff., 130, 136ff., 161ff., 174ff., 240, 268, 291, 317, 335f., 339
  Beziehungen zu den USA 206ff.
  Bombardements 128ff.
  Bushs Politik gegenüber 125, 130ff., 134, 137, 139ff., 174ff., 185f., 190, 192, 219f., 231
  demokratisches System für 131, 193, 205, 206ff.
  Dschihadisten 128, 149ff., 175f., 193f., 237f., 281ff., 337ff.
  Dulaimi-Clan 147ff., 335ff.
  Erkenntnisse des CIA über 128ff., 139ff., 211ff.
  Folter 159, 197, 238
  Gefängnisse 175, 184, 186, 238, 290ff., 323, 340, 343
  Grenzen 90, 107, 221, 239, 241, 246, 278, 284, 286, 290f., 318, 341
  Grüne Zone 189, 191, 206f.
  improvisierte Sprengvorrichtungen 139, 186, 223
  Informanten 111, 211, 239ff.
  Karte 246
  Kriegsopfer 139, 141f., 195
  kurdische Bevölkerung 107ff., 120, 193, 246, 343
  Menschenrechtsverletzungen 147ff., 175
  Moscheen 135f., 138, 140, 201, 235ff., 289, 342, 344f.
  Nationalversammlung 206
  private Auftragnehmer 155, 178ff., 193

Regierung 46, 98, 109, 118, 133, 135f., 158, 174, 208ff., 238, 285, 335ff., 341
Schiiten 25, 135f., 138, 140, 149, 152f., 160ff., 189f., 193f., 201, 208f., 211, 216, 219, 235f., 238, 242, 246f., 284, 335f., 343, 346
sektiererischer Konflikt 25, 160f., 235f., 238, 284, 307, 311, 317
Selbstmordanschläge 199, 283
Sicherheitslage 189ff., 283f.,
Stammesführer 146ff., 195ff., 254, 289, 335f., 338f., 341, 346
Sunniten 90, 136, 138, 144, 148f., 151ff., 154, 160f., 163, 175, 193ff., 201, 206ff., 226f., 236, 238, 240, 242, 245f., 254, 281, 283f., 291, 294, 335ff., 343, 347
Sunnitisches Dreieck 146, 281ff.
Überfallkommandos 222f., 242f., 250f., 281ff.
Übergangsregierung 190, 192f., 217
Über-gangsverwaltung der Koalition 130, 140ff., 146, 192f., 195
Unzufriedenheit der Bevölkerung 142f., 174f.
US-Spezialeinheiten 154ff., 220, 222f., 232, 245, 281ff., 284
Verfassung 207, 209f.
Verhöre 124ff., 155, 222, 243ff., 282f.
Verwendung von Drohnen 211f., 222, 242, 248, 281, 348f.
Wahlen 205, 206ff.
wirtschaftliche Bedingungen 143, 147f., 196
zivile Opfer 128ff., 281, 283
Irakische Islamische Partei 207
Irakische Streitkräfte 341
Irakkrieg:
Bushs Politik 89, 96ff., 111, 113ff., 120, 141f., 147, 149f., 281, 284
Erkenntnisse des CIA 95ff.
Israels Rolle 115f., 127
Jordaniens Unterstützung 113ff., 174ff.
Kriegsopfer 131, 186, 281, 283
Massenvernichtungswaffen 101, 119, 125f., 149
»Mission accomplished«-Rede 141, 147
Planung durch die USA 100, 110f.
Powells Rechtfertigung 113, 117ff.
Präsenz von al-Qaida 117ff.
Truppenverstärkung 281
Unterstützung durch die US-Öffentlichkeit 185, 218
US-Invasion 112f., 115f., 118, 120, 130, 135, 141f., 174, 201, 231, 290, 294f., 335, 339
Vergleich mit Afghanistan-Krieg 175
Vergleich mit Vietnam-Krieg 25, 139, 157
zivile Opfer 128ff., 281, 283
Iran 88ff., 108, 135f., 149, 160f., 182, 198, 202f., 234f., 276, 289, 297, 308, 310f., 336
Iran-Irak-Krieg 90, 115, 160, 289
Irbid 166ff., 170f.

Islamische Armee im Irak 293
Islamischer Fundamentalismus:
baraka (Gunst Allahs) 55
Fatwas 38, 41, 187, 201f., 351
Frauen 18ff., 39, 73, 69, 90, 108, 225ff., 290, 326
Gebete 169, 319, 326
Ideologie 36ff.
Kalifat als Ziel 25, 46, 213f., 287
Kleriker 34ff., 57f., 72, 201, 247ff., 292, 351ff.
Märtyrer 72, 174, 187, 199, 211, 223, 253, 285
Scharia 90, 187f., 200ff., 313, 329, 335, 339
Theokratie 25, 46f., 110, 308
von Israel bekämpft 36, 41
Webseiten 186, 351
Islamischer Staat (IS), Islamischer Staat im Irak und in Syrien (ISIS), Islamischer Staat im Irak und der Levante (ISIL):
Aktivitäten in Syrien 286ff., 295f., 323ff., 340f., 346, 348
Al-Nusra-Front als Vorläufer 287, 303ff., 311ff., 320ff., 327, 358
als Terrororganisation 303ff.
Angriffe auf Muslime 319ff., 351
Angriffe auf Schiiten 288, 319ff., 343, 352
Baghdadi als Anführer 278ff., 285, 286ff., 318, 320ff., 328, 338ff., 352
Bedrohung Jordaniens 306f., 345ff.
Besetzung von ar-Raqqa 324ff., 346, 348
Beurteilung durch CIA 339ff.
Dschihadisten-Agenda 279, 286ff., 294, 304f., 308f., 312f., 318f., 326ff., 335, 337ff., 342ff.
Enthauptungen 288, 295
Finanzen 280, 305f., 343
Führung 25f., 293ff., 321ff.
Hinrichtungen 319, 325f., 348ff.
irakische Aktivitäten 278ff., 318ff., 322f., 333, 335ff., 348f.
islamischer Fundamentalismus 288ff., 304, 308, 321f.
Islamischer Staat im Irak als Vorläufer 278ff., 294, 303, 320ff.
Kalifat als Ziel 287, 295, 318, 320, 344, 357
kontrollierte Städte und Gemeinden 313, 323ff.
Kreuzigungen 325
Reaktionen der USA 27f., 307f., 329ff., 338, 348f.
Scharia-Gesetz 292ff., 313, 322, 325f., 329, 339
schwarze Flagge 26, 29, 278, 304, 318, 320, 324f., 337, 340, 345f.
Unterstützung aus dem Ausland 304f., 327f., 330
Unterstützung durch Sunniten 289ff., 304, 335ff.
Vergleich mit al-Qaida 287, 294, 321f., 323
verwendete Webseiten 279, 303, 320, 360
Zarqawis Einfluss 278, 280, 284f., 287f., 292ff., 318ff., 327, 340, 344, 363
Islamischer Staat im Irak 278, 280, 284f., 294, 320

Israel 41, 53, 57, 60, 62, 73, 75, 83, 87, 90, 115f., 177, 182, 313, 320, 343
Dschabhat al-Nusra *siehe* Al-Nusra Front Dschahalin, Eid 42f.
Jelzin, Boris 52
Jemen 120, 258, 261, 296, 347, 362
Jerusalem 54, 275
Joint Chiefs of Staff (JCS), USA 158
Joint Special Operations Command (JSOC), USA 154, 156, 159, 219
Jordan Times 62
Jordanien:
  Anti-Terror-Aktivitäten 65ff., 82ff., 102ff., 225ff.
  Attentate 92ff., 101ff., 115, 118
  Bedrohung durch IS 306f., 346
  Beziehungen zu den USA 27f., 68, 92, 105f., 113ff., 174ff., 231f., 245, 307,
  Beziehungen zu Israel 52f., 57, 61f., 73f., 87
  Beziehungen zu Syrien 52, 57, 273ff., 307
  Dschihadisten in 103ff., 168ff., 175ff., 306, 311
  Einfluss des Westens 46f., 54, 92
  Folter 32f., 103, 105
  Gefängnisse 18ff., 24, 29, 32ff., 62, 67
  Grenzen 21, 26, 40, 52, 57, 61, 104, 165, 173, 228, 275, 306f., 322, 347, 355f.,
  Haschemitendynastie 49, 54, 59f., 114, 306
  im Irakkrieg 25, 113f., 174f., 307
  Informanten 75, 102, 169f.
  islamische Fundamentalisten 54, 57ff.
  Luftstreitkraft 19f., 27f., 348ff., 352ff.
  palästinensische Flüchtlinge 60f.
  Parlament 39, 53, 57f., 61f., 74
  Sicherheitsdienst (Muchabarat) 20f., 24ff., 65ff., 75ff., 101ff., 105, 119, 124, 165ff., 173, 176f., 226, 229f., 232f., 239ff., 245f., 248f., 253, 306, 346f., 352
  Sicherheitslage 92ff., 101, 345ff.
  Stammeskultur 39, 47, 57, 60, 62, 69, 78f., 84, 168, 170, 347, 356
  Terroranschläge 18ff., 82f., 164ff.
  Todesstrafe 18ff.
  transjordanische Stämme 61, 69, 79, 346
  Überfallkommandos 172
  Verhöre 102, 167ff., 225ff., 240ff.
Jusufija 242ff., 248
Karbuli, Siad al- 239ff., 245, 248
Kasasba, Mu‘adh al- 348ff.
Katar 168, 305f., 349
Kerry, John F. 202, 259
Kissinger, Henry 55
Kommunismus 24, 68, 70, 86
Kongress der Vereinigten Staaten 27, 125, 162, 252, 260, 270, 298ff., 329, 332ff., 340

Koran 18, 38ff., 70f., 74, 79, 88, 169, 184, 199, 201, 214, 290, 292, 301, 345f., 351
Krieg gegen den Terror 120, 131f.
kuffar (Ungläubige) 41
Kufiya 53, 93, 213, 336, 355f.
Kurden 90, 108ff., 111f., 120, 193, 209, 235, 246, 272, 309, 343, 351
Kuwait 75, 284, 291, 305
Lawrence, Thomas Edward (»Lawrence von Arabien«) 32, 60
Libanon 61, 136, 198, 203, 311, 314f., 320, 343
Libyen 258, 268, 297f., 304, 314, 347
Lina und Riham (Opfer der Bombenanschläge von Amman) 21, 23
Los Angeles International Airport 83
Maliki, Nuri al- 284, 336ff., 341
Maqdisi, Abu Muhammad al- 34ff., 43f., 63, 67, 74ff., 79, 86, 200f., 217, 322, 351ff.
Marka (Flüchtlingslager) 102, 105, 171f.
Masri, Abu Ayyub al- 285
Massaker von Hebron (1994) 75
Massenvernichtungswaffen 101, 119, 125f., 149, 235
McCain, John 27, 330f., 333f.
McChrystal, Stanley 111f., 153ff., 219ff., 242ff., 252, 281, 340
Mekka 59f., 72, 289
Meyer, Gerry 140f., 144ff.
Millennium Plot (1999) 83, 85, 98, 219
Mogadischu, Schlacht von 154
Mohammed 59, 79, 162, 184, 289, 304, 344
Mohammed, Chalid Scheich 72
Mossad 53
Mossul 158, 181ff., 198, 209, 245f., 278, 292, 342ff.
Moussaoui, Zacarias 182
Moustafa, Mouaz 298ff., 328ff.
Mubarak, Husni 53, 261f., 265, 271
Mudschaheddin 68, 71ff., 86, 88, 204, 217f., 234, 288, 321, 344, 349, 357
Muchabarat 20f., 24ff., 65ff., 75ff., 101ff., 105, 119, 124, 165ff., 173, 176f., 226, 229f., 232f., 239ff., 245f., 248f., 253, 306, 346f., 352
Muntasir, Mohammed Abu al- 74f., 80
Muslimbrüder 57f., 61, 207, 231, 259, 321
Mutaz, Abu 78ff., 119f., 167ff., 173
Nadschaf 135, 137, 140, 190
Naher Osten 26, 29, 44, 47, 52, 54, 59, 104, 107, 113f., 126, 134, 162, 175f., 185, 190, 192, 221, 231, 258ff., 264, 271, 273, 276, 279, 287, 294, 297ff., 300, 308, 312f., 316f., 327, 340, 357, 364
National Security Administration (NSA) 94, 134, 136, 222f.
Nationaler Sicherheitsrat 139, 311, 332

Negroponte, John 192, 236
Netanjahu, Benjamin 52f., 57
New York Times 186
Noor, Königin von Jordanien 57
North Atlantic Treaty Organization (NATO) 315
Obama, Barack 27f., 259f., 265, 270f., 296ff., 300f., 314ff., 331f., 338, 348f.
Office of Special Plans, USA
Organisation der Basis des Dschihad im Zweistromland 204, 217
Osmanen 59, 324
Pakistan 65f., 71, 76, 81, 84f., 91, 172, 185, 288, 317, 347
Palästinenser 32, 53f., 60f., 71, 73, 82, 87f., 102, 104, 127f., 164, 167, 176, 202
panarabischer Nationalismus 57, 108, 280
Panetta, Leon E. 314ff.
Pearl, Daniel 185
Persischer Golf 29, 87, 210, 258, 291, 304
Peschawar 66, 71, 84f.
Petraeus, David 158, 315f.
Powell, Colin 113, 117ff., 192
Power, Samantha 300
Putin, Wladimir 276
Queen Alia International Airport 65
Qutb, Sayyid 38
Rahman, Scheich Abd al- 247ff.
Ramadan 223, 228
Ramadi 146, 155, 193ff., 206ff., 211f., 215, 225, 254, 335, 337, 339, 342
Rania, Königin von Jordanien 50, 56, 101
Rhodes, Benjamin 271, 316f.
Rice, Condoleezza 112, 132, 219
Richer, Robert 82ff., 139ff., 143, 145f., 232
Rischawi, Sadschida al- 18ff., 28f., 225ff., 246, 352f., 364
Rizin 90, 110
Rumsfeld, Donald 111f., 136, 140, 145, 219f.
Russland 71, 85, 276, 297, 308, 315, 332, 339f.
Sabha, Basel al- 33ff., 63ff.
Samarra 198, 235ff., 279, 289, 339, 342
Sarin 259, 275, 332
Saudi-Arabien 46, 57, 86, 202, 304f., 347, 349, 351
Schiiten 25, 88, 135f., 138, 140, 149, 152f., 160ff., 190, 193f., 201ff., 208f., 211, 216f., 219, 231, 235f., 238, 242, 246f., 272, 284, 288, 295, 319, 325, 335f., 343, 346, 352
Schwarzer September 60f.
Selbstmordanschläge 18ff., 75, 129, 133ff., 144, 164ff., 199, 201, 217, 221, 223, 225ff., 361, 364f.
Seventy-fifth Ranger Regiment, USA 154
Sicherheitsrat der Vereinten Nationen 113, 117, 119, 315
SIM-Karten 135, 137

Söhne des Irak 281, 284
Somalia 154, 313
Special Activities Division, USA 109
Special Forces, USA 111, 154ff., 221f., 232, 245, 281, 284
State Department, USA 99, 101, 118, 176, 182f., 189f., 192ff., 261f., 269f., 300, 313, 333
Sunniten 90, 136, 138, 144, 148f., 151ff., 160f., 163, 175, 193ff., 201f., 206ff., 226f., 230f., 235ff., 242, 245f., 254, 272, 275, 281, 283f., 289ff., 294, 301f., 304, 306, 309, 319, 335ff., 347, 351ff.
Suri, Abu Chalid al- 321, 323
Suweid, Salem Ben 102ff.
Swaqa (Gefängnis) 29, 33f., 353
Sykes-Picot-Abkommen (1916) 60
Syrian Emergency Task Force 300, 329
Syrien:
  Aktivitäten des IS 286f., 295f., 323ff., 341, 346, 348
  Alawitensekte 263, 269, 272, 301f., 304, 309
  als Polizeistaat 256, 260, 263, 277, 301, 329
  Assad-Regime 256ff., 286f., 296ff., 305, 307, 310ff., 328f., 333
  ausländische Kämpfer 313, 326
  Beteiligung der Vereinten Nationen 297f., 300, 311, 315
  Beziehungen zu den USA 256ff., 296ff., 310ff., 329ff.
  Beziehungen zu Jordanien 52, 273ff., 307ff.
  Beziehungen zu Russland 297f., 308f., 332
  Bürgerkrieg 20, 26f., 268, 272f., 277, 296, 306f., 312, 329, 366
  Chemiewaffen 307, 317, 330ff.
  Destabilisierung 285, 286
  Dschihadisten 272, 277f., 285, 309, 311, 315
  Erkenntnisse des CIA über 277, 288. 311ff., 333, 339ff.
  Folter 302
  Grenzen 221, 239, 245f., 259, 261, 275, 286, 295, 306f., 313f., 318, 328, 330, 333, 342, 346, 355
  kurdische Bevölkerung 309, 351
  Menschenrechtsverletzungen 262, 277
  Milizen 275, 305, 308, 317, 323, 324f., 331f., 333
  politische Reformen 258f., 274
  Proteste 256ff., 296
  Selbstmordanschläge 303f., 322f.
  Streitkräfte von al-Qaida 303ff., 313, 317, 321ff.
  Sunniten 275, 301f., 309
Taliban 72f., 86, 89ff., 108, 115
Tenet, George 97, 112f., 145
Third Armored Cavalry Regiment, USA 147
Tschetschenien 70, 85
Tunesien 258, 260, 274, 304
Türkei 74, 88, 192, 275, 302, 304, 308, 312ff., 320, 328, 333, 338, 360

Twitter 305, 312, 327, 337, 351
US-Verteidigungsministerium 97, 111, 136, 140, 145, 176, 219, 314, 317
Vereinigte Arabische Emirate 57, 305, 349
Vereinte Nationen 32, 52, 100, 113, 117, 119, 132ff., 139, 144, 190, 219, 297, 300f., 315
Vieira de Mello, Sérgio 132ff., 190, 219
Vietnamkrieg 25, 99, 139, 157
Wolfowitz, Paul 176
Yasin, Rania al- *siehe* Rania, Königin von Jordanien
Zarqawi, Abu Mus'ab az-:
  Aktivitäten in Jordanien 19, 87, 92ff., 105
  al-Qaida-Netzwerk 24ff., 105, 168, 171, 187f., 203ff., 213ff.
  als Afghanistan-Veteran 40, 61f., 67f., 70ff., 219
  als al-Qaida-Agent 86ff., 105, 151ff., 215ff., 233
  als Dschihadist 25ff., 43, 45f., 65f., 70f., 82ff., 94ff., 119f., 136, 151ff., 186ff., 198ff., 215ff., 237
  als Herausgeber von Hinrichtungsvideos 178f., 183ff., 203, 216
  als Mitglied des Bani-Hassan-Stammes 69, 79
  Anheizen des sektiererischen Konfiktes 194, 235f., 242
  Anschläge vom 11. September 89
  Antisemitismus 152, 184
  Anwendung von Gewalt 40, 160ff., 200f., 215ff., 221, 230f.
  arabische Opposition 188, 196f., 200ff., 208f., 210f., 215ff., 225ff.
  Ausbildung 71, 187, 214, 220
  Ausbildungslager in Herat 88ff., 164, 173, 219
  Ausbildungslager in Sargat 89f., 94, 107ff., 120f., 137
  Berichterstattung in den Medien über 176f., 198, 233
  Beziehungen zu Maqdisi 35ff., 43f., 63, 74ff., 79, 86, 200f.
  Bombenanschläge 18ff., 82f., 128ff., 144, 164ff., 199ff., 216, 221, 223f., 225ff., 239ff., 246f., 254
  Bushs Politik gegenüber 219f., 231, 236, 252f.
  dritte Ehe 221
  Einfluss auf ISIS 278ff., 286ff., 293ff., 318ff.
  Enthauptungen 178ff., 198, 201, 216, 219, 242, 280, 288, 295, 321
  erste Ehe 42, 70, 80
  Fotografien von 117, 119, 213, 237
  Führungsnetzwerk 213, 221f., 242ff.
  Führungsqualitäten 36, 42f., 63f., 87ff., 151ff., 160f., 186ff., 199f., 213ff.
  Hinrichtung von Berg 178ff., 198, 237
  im Al-Dschafr-Gefängnis 32ff., 62ff., 66, 76, 200
  Inhaftierung 24, 62
  Inhaftierung im Flughafen 65ff., 76, 80f.
  irakische Aktivitäten 117ff., 128ff., 140, 151ff., 277f., 338
  islamischer Fundamentalismus 46f., 70ff., 79f., 87, 151ff., 186f., 198ff., 213ff., 233
  Kampfname 37, 73

konspirative Wohnungen 88, 94, 143, 212, 221, 230, 234
Korrespondenz 42, 151ff., 162, 187, 215ff., 223, 234f.
krimineller Hintergrund 40, 66, 68ff., 80, 84, 219
Luftüberwachung 211f., 242ff., 247ff.
McChrystals Aktivitäten gegen 219ff., 242ff., 281, 340
Millennium Plot (1999) und Planung 82ff., 85, 98, 219
Opposition der Schiiten 201, 203, 208, 216f., 219, 231, 235f., 238, 247
Opposition gegen Interessen der USA 90f., 151, 178ff., 231, 233
Opposition gegen Israel 67, 90, 177, 233
persönliche Sicherheit 221, 226
Persönlichkeit 40ff., 63f., 69ff., 78ff., 86f., 91, 177, 198, 213f., 220f., 244f.
physische Erscheinung 35f., 44, 117, 119, 178, 237, 244, 318
Planung chemischer Angriffe 90, 102, 107ff., 164ff., 232f.
Planung der Anschlagserie auf das Radisson
SAS Hotel in Amman (2005) 18ff., 223, 225ff., 238f., 241, 246, 254
Planung des Attentats auf Foley 92ff., 101ff., 164, 219
Rekrutierung von Anhängern 199ff., 230, 237, 245
religiöse Rechtfertigung 186ff., 199ff.
Rischawi als Agentin von 18ff., 225ff.
Rückkehr aus Afghanistan 82ff., 107, 151, 218f.
Ru f 40, 69f., 72, 86, 154, 204, 215ff., 218, 237, 356
»Scheich der Schlächter« 188, 198, 216, 218, 237
Sektiererische Konfikte unterstützt durch 194, 235ff.
Studium des Korans 40, 70f., 74, 79, 184, 214
Tarnung als Honighändler 65f., 76
terroristische Aktivitäten 82ff.
Tod 247ff., 280, 282, 288
Überwachung durch den Muchabarat 24, 65ff., 75ff., 102ff., 124, 164ff., 225ff., 239ff., 245ff., 253f.
Überwachung durch die CIA 82ff., 105f., 120, 124ff., 135ff., 168, 183ff., 187, 211ff., 232, 249, 253
Unterstützung durch Sunniten 152f., 201, 206ff., 226ff., 240, 254
Verurteilung in Abwesenheit 85, 164
verantwortlich für Tode von Muslimen 200ff., 216f.
von den USA gejagt 25, 153ff., 219ff., 242ff., 247ff., 281, 340
Widerstand gegen Wahlen im Irak 205, 206ff.
Zawahiris Brief an 215ff.
zweite Ehe 65, 88, 221
Zarqawismus 200f.
Zawahiri, Aiman al- 215ff., 237
Zeid (Sohn von Scharif Ali) 59
Zengi, Nur ad-Din 74
»Zerstörung der Tore« 323
Zyanid 90, 110

Informationen zum Buch

Es ist der 4. Februar 2015. Eine Frau wird gehenkt. Zusammen mit anderen IS-Kämpfern hatte sie eine Hochzeitsgesellschaft gestürmt. Bilder von zerfetzten Menschen gingen darauf durch das arabische Fernsehen. Warum fühlte sich diese Frau von der Terrororganisation und den Botschaften ihres Gründers Zarqawi angezogen? Warum sind es so viele, die sich dem IS anschließen? Und was hat das noch mit Religion zu tun? Diesen Fragen ist der Reporter und zweifache Pulitzer-Preisträger Joby Warrick nachgegangen. Er hat Gefängnisse besucht, mit Beamten, Mittelsmännern und Agenten gesprochen.

Warrick fördert Unglaubliches zu Tage: In seiner wegweisenden Reportage beschreibt er die Beteiligung der US-Regierung an der blutigen Karriere Zarqawis! Der Blick auf die Wurzeln des IS zeigt auch, welche neue Kraft – anstelle der Religion – den Terror heute antreibt. Ein packend geschriebener Bericht, der durch Gründlichkeit und Präzision besticht.

Mit einem aktuellen Nachwort zum Angriff des IS auf Europa.

Informationen zum Autor

Joby Warrick ist seit 1996 Reporter der Washington Post und zählt zu den wenigen Autoren, die zweimal den Pulitzer-Preis gewonnen haben. Beim ersten Mal als Journalist und jetzt als Autor von »Schwarze Flaggen« für seine Arbeit über den IS.